NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575110 1

Das ewige Licht.

Nul

(Rosegge

Digitized by Google

Das ewige Licht.

Erzählung
aus den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Rosegger.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1897.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

1- Fiction German

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
562989 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Erstes Buch.

81 V 49 8

Am 20. März 1875.

Ein solcher Palmsamstag! Mit Seiner Gnaden derart in Wortwechsel zu geraten! Mir zittern noch die Glieder, aber zu bereuen? Zu bereuen ist es nicht, was ich gesagt habe.

Daß mich der Bischof nicht wie sonst in sein Arbeitszimmer führte, ist mir alsbald aufgefallen. Im blauen Saal, wo die Audienzen erteilt werden, lud er mich ein, Platz zu nehmen. Aufschreiben will ich es nun, was gesprochen worden ist, weiß Gott, was daraus folgen wird.

„Lieber Stadtpfarrkaplan," so hat er begonnen, „mit Ihnen bin ich gar nicht zufrieden. Sie erinnern sich doch meiner väterlichen Ermahnungen? Wenn Sie in Ihren schriftstellerischen Arbeiten nicht vorsichtiger sein können, so werfen Sie doch die Feder zum Satan und nehmen dafür den Rosenkranz in die Hand. Sie kompromittieren ja die Kirche und den Klerus!"

Da bin ich aufgestanden.

„Bleiben Sie nur sitzen, Wieser," sagte er und legte mir seine Hand leicht an den Arm.

„Euer bischöfliche Gnaden, es geziemt sich nicht, daß ein so schwer Angeklagter vor seinem Richter auf dem Seidenstuhl sitzt. Darf ich mich verteidigen?"

„Mein Gott, ja, wenn Sie's nur könnten!"

„Ich bin mir nicht bewußt, in meinen Schriften jemals gegen den chriſtlichen Geiſt gefehlt zu haben. Menſchenliebe, Duldung, Verſöhnlichkeit . . .“

„Ich bitte Sie, laſſen Sie dieſe Phraſen. Wir haben das praktiſche Chriſtentum zu vertreten, verſtehen Sie? Und da verbindet man ſich nicht mit der Neuſchule, ergreift nicht ihre Partei, wie Sie es vor kurzem in einem Artikel gethan haben. Auch ſprechen Sie zu oft und wie mir ſcheint, zu abſichtlich von den erſten Chriſten, von gewiſſen Einrichtungen der katholiſchen Kirche, von alten Mißbräuchen im Volk. Sie ſpielen ſich ja beinahe auf einen dieſer Volksbildungsvereinler hinaus und manchmal glaubt man — Sie verzeihen ſchon — einen fermen Freimaurer aus Ihnen zu hören.“

„Euere Excellenz, biſchöfliche Gnaden, Verzeihung! Dieſer Vorwurf müßte mich zu Boden ſchmettern, wenn er mich träfe. Ich bin Chriſt, katholiſcher Chriſt, Prieſter. Mir liegt unſere Religion, unſer Kultus, unſer Beruf zu ſehr am Herzen, als daß nicht mein fortwährendes Verlangen wäre, dieſe heiligen Dinge auf denkbar reinſter, auf idealer Höhe zu ſehen.“

„Und darum müſſen Sie ſie niederziehen?“ ſagte der Biſchof, da hatte er auch ſchon das Buch in der Hand. „Sie ſehen, ich bin einer der erſten Abnehmer Ihres neuen Werkes, das geſtern erſchien. ‚Herzklopfen und Hammerſchläge‘, ſchon der Titel giebt ſich unprieſterlich. Herzklopfen ſollen Sie haben, wenn Sie bei der Meſſe den Leib des Herrn aufwandeln; Hammerſchläge mögen Sie führen, um die Ketten feſter zu ſchmieden, mit denen der Erbfeind der Kirche gefeſſelt iſt. Sie ſcheinen mit Ihren Hammerſchlägen dieſe Kette eher zertrümmern zu wollen.“

„Ein harmloſes Geſchichtenbüchlein," wagte ich zu ſagen.

„Gut. Ich frage Sie nicht, ob jetzt die Zeit iſt dafür, daß katholiſche Prieſter harmloſe Geſchichtenbücher ſchreiben. Ich bezweifle nur, daß die Anekdoten, die Sie da erzählen, ganz harmlos gemeint ſind. Nach Ihrer mir bekannten Denkweiſe iſt das nicht ſehr wahrſcheinlich. Jedenfalls aber ſeien Sie verſichert, daß Geſchichten, wie ‚Der Schoßhund des Pfarrers', ‚Der fromme Student', ‚Die Feuerzange' vom Volke nicht harmlos verſtanden werden, daß ſie vielmehr eine Handhabe bieten, den Klerus zu verſpotten. Die Welt iſt ohnehin nur zu ſehr geneigt, es zu thun, wenn nun noch Prieſter ſelbſt dazu Gelegenheit machen!"

„Ich bitte, Excellenz, gerade die genannten Stücklein ſind uralte Anekdoten, die in Kloſterarchiven aufbewahrt werden, die wahrſcheinlich auch von luſtigen Mönchen erfunden worden ſind und im Volke ſeit jeher ſcherzhaft erzählt werden."

„Alſo wozu ſie wieder aufwärmen?" fragte der Biſchof. Nun war es klar, daß ich mich ſchlecht verteidigte. Und warum? Weil ich nicht nach meiner Überzeugung ſprach. Sollte ich dieſe Feigheit fortſetzen? Vielleicht in Ungnade konnte ich das Haus verlaſſen, nicht aber in Selbſtverachtung. Ein paar Schritte trat ich zurück, gleichſam als bedeute die Stunde eine Trennung. So ſtand ich vor dem ſchönen Greiſe mit dem weißen Haar.

„Mein aus ganzem Herzen geliebter Oberhirt," begann ich, und es iſt wahrlich keine Phraſe geweſen. „Ich geſtehe, manches in der Abſicht geſchrieben zu haben, Reformen anzubahnen."

„Reformen in der katholiſchen Kirche?“ unterbrach er mich. „Das einzige, was auf dieſer wechſelvollen Erde feſtſteht, woran ſich ſchwankende Staaten lehnen, wankende Völker klammern, die katholiſche Kirche wollen Sie durch ſogenannte Reformen unterminieren?“

„Ich weiß, daß mein Geſtändniß mich vernichtet, aber ich kann nicht anders. Ich ſuche das Reich Gottes und zweifle und zage bei dieſem Suchen und bin ganz allein. In der Beichte, wenn ich meinen Zweifel bekannt an der ſittlichen Zweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der heiligen Kirche, da iſt mir geſagt worden: Bete, mein Sohn! Bitte Gott um die Gnade, daß du nicht zweifelſt, ſondern vielmehr ſeinen unerforſchlichen Ratſchlüſſen in Demut und Gehorſam dich fügeſt. Und nichts ſonſt, kein Überzeugen und kein Mutzuſprechen. Hinweiſe auf die Kirchenväter haben mir nicht immer genügt, allein bin ich geblieben bei meinem Suchen und Irren. Helfen Sie mir, mein Biſchof, zerſtreuen Sie meine Meinung, daß zum Beiſpiel die — Eheloſigkeit des Prieſters . . .“

Seine Gnaden erhob die Augenbrauen.

„Wäre ich jung an Jahren,“ ſo meine zagende Rede, „ich würde vielleicht darunter leiden, aber nicht davon ſprechen. Ein Mann in meinem Alter darf vielleicht eher die Meinung bekennen, daß die Eheloſigkeit nicht immer eine gute Einrichtung genannt werden kann und daß beſonders gegenwärtig der Kirche ein Dienſt geleiſtet wird, wenn einer der Ihrigen in Wort und Schrift dagegen auftritt.“

Recht leiſe habe ich es geſprochen, bangend, gleichſam mit bittender Stimme, daß er ſolche Dreiſtigkeit mir vergebe. Da er noch ſchwieg, ſo fuhr ich fort: „Alle unſere Berufsgenoſſen, Excellenz, die mit der harten

Satzung kämpfen, alle ſind nicht ſiegreich, durchaus nicht. Das Blut führt zur Leidenſchaft, dieſe zur Schuld, dieſe zur Strafe oder Verachtung, und was der Menſch ſündigt, das muß die Kirche büßen. Unſer Zeitalter iſt ein kritiſches, wir ſtänden anders da ohne des Cölibat, und wir wären göttlicher, wenn wir menſchlicher ſein wollten.“

Der Biſchof hob nun ſeinen Atem, und es ſchien, er wolle ein Wort aus ſeinem Herzen herausheben, ſagte ſchließlich aber nichts als: „Menſchlichkeit ohne Gottes Erleuchtung iſt Finſternis, ſagt der heilige Auguſtinus.“

„Gewiß, Excellenz. Mit jedem Tage wird es mir klarer, wie ſündig ich bin. Und doch darf ich vielleicht in Demut hoffen, aus redlichem Herzen ein Diener des ewigen Lichtes zu ſein.“

„Das ewige Licht iſt der Glaube,“ ſagte der Kirchenfürſt ruhig und voller Würde. „Beten Sie um den Glauben, hüten Sie in ſich und Anderen den Glauben, dann wird Gottes Erleuchtung mit Ihnen ſein. Der Glaube iſt eine Gnade Gottes, wir alle müſſen um ihn bitten.“

„Weil wir alle zweifeln.“

„Nicht weiter!“ fiel er mir ſcharf ins Wort.

Ich habe um Verzeihung gebeten und muß wohl ſehr aufgeregt oder armſelig dageſtanden ſein, denn er erhob ſich nun, trat zu mir und nahm mich freundlich an der Hand.

„Wolfgang,“ ſagte er, wie mild war ſeine Stimme! „Wolfgang, Sie ſind ein altes Kind. Der angedeutete Konflikt iſt ja nicht der einzige, der uns beunruhigt. Man muß ſie mit Ergebung ertragen. Lehnt man ſich auf, ſo werden die kleinen Geſpenſter zu Dämonen und töten

unſere Seele. Glauben Sie, daß es mir nicht nahe geht? — Von Ihrer guten Abſicht bin ich überzeugt, aber Reformen werden Sie keine machen, dazu müßte Einer aus anderem Holze geſchnitten ſein. Sie können nur verwirren. Darum befolgen Sie in Zukunft meinen Rat, ſchreiben Sie nicht ſolche Dinge, nutzen Sie vielmehr Ihr Talent, ein Verherrlicher unſerer Kirche zu ſein. Ich habe Ihre Fähigkeiten ſtets erkannt, geben Sie mir nur auch Gelegenheit, ſie zu ſchätzen. Sie werden ja doch nicht ewig Kaplan bleiben wollen. Gott mit Ihnen!"

Die Treppe herab wußte ich kaum, wie mir geſchah. Faſt dämmerte mir, ob des Biſchofs Milde nicht doch etwa chriſtlicher ſei, als meine ungeduldigen Verbeſſerungsbeſtrebungen, die eigentlich ſo ganz der Demut bar waren, als wären die alten Einrichtungen für mich zu ſchlecht, und als verſtände ich ſie beſſer zu machen.

Vom Biſchofspalaſte bin ich geradeswegs in die Druckerei der „Neuen chriſtlichen Blätter" geeilt, um den Abdruck eines Aufſatzes zu verhindern, den ich am Donnerstag dahin geſchickt hatte. Zwiſchen einem Schulmanne und der klerikalen Preſſe hat ſich nämlich ſeit Wochen ein öffentlicher Streit entſponnen über den Religionsunterricht in der Volksſchule. Der Schulmann will bei dem Religionsunterrichte das Evangelium im Vordergrunde haben, der Klerus den Katechismus. Und wie der Streit immer heftiger wird, gebe auch ich meinen Senf dazu. Unter der Aufſchrift: „Das Evangelium voran!" verfaſſe ich eine Abhandlung, in welcher dafür gehalten wird, daß zur religiöſen und ſittlichen Erziehung der Menſchen das Evangelium weit mehr beiträgt, als der Katechismus, obſchon ich letzteren als Volksbuch natürlich auch für not-

wendig halte. Das Evangelium Chriſti in ſeiner urſprünglich lebendigen Art kann nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden; es iſt der Kern unſerer Religion. Der Katechismus iſt nur die Schale. Dieſes nach vielen Erfahrungen und Erwägungen mein Urteil. Mein Biſchof wird ja wohl auch ſo denken, es kann nicht anders ſein. Der Streit iſt dem Herrn aber zuwider und ihm zu Liebe — weil er trotz ſeiner Unzufriedenheit mit mir ſo gütig iſt, will ich den Aufſatz zurückziehen. Zu ſpät kam ich in die Druckerei, der Aufſatz iſt ſchon gedruckt — erſcheint morgen früh. Und ſieht's nun gerade aus, als ob es zu Trotz geſchehe auf die heutige Unterredung hin. — Iſt er nicht mein Herr? Hätte er mir nicht jeden Federſtrich verbieten können? Und er hatte nur Rat und Bitte. Bereuen kann ich meinen Aufſatz nie, aber bedauern, daß ich damit dem alten Herrn zuwiderhandeln muß. Das quält mich. Mit dem Beſten kann man Unrecht haben, wenn damit einem guten Menſchen Leides geſchieht. Wenn ein Menſch ſchon in guter Abſicht Schlechtes begeht, wie viel wird ein anderer erſt mit böſer ausrichten? — Es iſt ein abſcheuliches Gefühl, mit dem ich heute ſchlafen gehen muß.

Am Oſtermontage.

Ich wäre feſtgenagelt. In den Chartagen iſt's ſtill geblieben, kein Verweis, kein ungutes Wort. Aber zu einer Feſtfreude bin ich doch nicht gekommen. Der unbeſchreibliche Blick, den mir der Probſt bei den Exercitien am Charmittwoch zugefunkelt — er hat mir arg bange gemacht. Der Biſchof hat freilich ein anderes Auge und

ſo wollte ich mir nichts Arges träumen laſſen. Heute es da.

Sankt Maria im Torwald.

Es ſoll eine ſchöne Gegend ſein, ſagen die Leu Wo man im Juli Schneewaſſer trinken kann, ſagen ſi Siebenhundert und ſieben Seelen, ſchreibt der Diöceſe kalender. Kleinbauern, Almer, Holzleute und Sonſtige man weiß nicht was. Mein Vorgänger iſt dort ein Nar geworden und nachher in einer Irrenanſtalt geſtorben.

Da liegt das Dekret. Ich bin Pfarrer zu Sank Maria im Torwald. Tauſendfünfhundert Meter hoch ge legen, da kann man doch nicht ſagen, daß ich erniedrig worden wäre. — Sankt Maria! Meine Mutter ſelig ha auch Maria geheißen. „Wolfgang," hatte ſie eines Tages geſagt, „überleg' dir's gut, bevor du die Weihe nimmſt! Du kannſt Rechtsgelehrter werden, Arzt, Lehrer oder ſonſt was, da kann man ſich überall hineinleben, nur zum Geiſtlichen muß man von Gott erwählt ſein. Der Geiſtliche hat ſeine ſchwere Verantwortung, er kommt zur Vergeltung entweder in den neunten Himmel oder in die neunte Hölle." Ich hielt mich für erwählt von Gott. Nichts Schöneres, als Prieſter zu ſein, weltabgewendet nur dem Guten und Göttlichen zu leben, im ſorgenfreien Frieden der Seele, hochgeehrt von den Menſchen. Habe ich mir als Kind doch den Himmel nie anders denken können, als eine große Kirche mit dem Hochaltar, an welchem Jeſus Chriſtus Meſſe lieſt. — Seit länger als zwanzig Jahren trage ich jetzt die Tonſur und ſuche mein Ideal. In der Nähe der Mitra iſt es nicht und im Kreiſe der Tiara habe ich es auch nicht gefunden. Weltabgewendet? Dem Guten und Göttlichen leben? Frieden

der Seele? — Der neunte Himmel? Die neunte Hölle. — Meine Mutter iſt ein kluges Weib geweſen.

Und jetzt werde ich den Himmel ſuchen gehen — da oben im Torwald. Es dürfte wohl der ſein, von dem die Kinder in Hohenmauth ſingen:

„Im Himmel iſt's kalt,
Wo der Schnee aba fallt,
Wann d' in Himmel willſt kema,
Mußt Handſchuh mitnehma . . ."

Am 10. April.

Das wäre überſtanden. Der Kreuzweg auf Golgatha — vergieb mir, Erlöſer — kann kaum härter ſein, als mein Gang zum Biſchof war. Der Dankbeſuch. Der Dank für Sankt Maria im Torwald.

Er hat mich wieder in ſein Arbeitszimmer geführt, wie früher oft, hat gütig zu mir geſprochen. Mit allem Nötigen, meinte er, möchte ich mich verſehen für die neue Station, beſonders mit warmen Kleidern. Die Gegend ſei übrigens geſund, meine Vorfahren ſeien dort ſehr alt geworden, mit Ausnahme des armen hochwürdigen Herrn Steinberger, deſſen Geiſteskrankheit ſich kein Menſch erklären könne. Neunzehn Jahre lang ſei er Seelſorger geweſen in Sankt Maria, und ſeine kleine Pfarrei habe er ſehr lieb gehabt. Auf einmal ſei etwas über ihn gekommen, fort habe er müſſen und raſtlos im Lande umherwandern wie ein Gehetzter. Und habe dafür keinen Grund angegeben, wohl keinen angeben können, ſchier nicht anders, als ob ihm ein böſer Zauber angethan geweſen wäre. Er ruhe in Gott! ſchloß der Biſchof, und ich würde mich gewiß wohl fühlen in der Seelſorge dort, und er wünſche recht herz-

lich, daß auch ich gleich ſo vielen Vorgängern ein hohes Alter erreiche.

Was etwa ich darauf erwidert, iſt mir ſchon entfallen, wird nicht viel Schwerwiegendes geweſen ſein. Nachher, als ich mich von dem hohen Greis verabſchiedete, da fiel mir die ganze Laſt meiner Schuld aufs Herz. Er begleitete mich bis zum Ausgang, dort nahm er meine Hand ganz von ſelber, ſchaute mir mit einer faſt trauernden Gütigkeit ins Geſicht und ſprach: „Ich muß Ihnen noch etwas ſagen, Wieſer. Nehmen Sie es nicht ſo, als wäre Ihre Überſetzung eine Strafe. Das iſt ſie nicht, Sie ſind jetzt Pfarrer, ein freier Mann. Durch dieſe Ernennung wollte ich Ihnen Gelegenheit geben, auf dem weltfernen Sprengel manches praktiſch durchzuführen, was Sie hier als Schriftſteller theoretiſch verlangt haben. Ich verbiete Ihnen nicht, über Ihre Reformideen weiter zu ſchreiben, aber ich glaube, Sie werden es von ſelbſt unterlaſſen. Siebenhundert Seelen ſind Ihnen anvertraut. Der treue Gott ſtärke und behüte Sie. Leben Sie wohl, Wieſer!“

Siebenhundert Seelen. Am Tage des Gerichts wird ſie der Herr von mir fordern.

Kloſter Alpenzell,
am vierten Sonntag nach Oſtern.

Der Wanderer hat hier eine gute Hütte gefunden zum Raſten. Und den Reſt dieſes Raſttages will ich nutzen, um die bisherige Reiſe nach meinem Beſtimmungsorte im Tagebuch kurz zu verzeichnen.

Noch jetzt bin ich ergrimmt darüber, daß mir der Abſchied von der großen Stadt ſo ſchwer geworden iſt.

Warum denn ſo ſchwer? Habe ich je einen Gefallen gefunden an dieſem Haufen von ſteinernen, mit Flunk und Flitter angefüllten Höhlen? Hat mir nicht vielmehr immer gegraut vor den Dämonen, denen die Städter wie beſeſſen nachjagen? Habe ich denn je ſo recht Ergötzlichkeit genoſſen an dem, was ſie Kunſt nennen, was ihnen die Natur erſetzen ſoll? Bin ich in ſolcher Umgebung nicht ſelbſt vergrämt, ſtreitſüchtig, vielleicht ungerecht geworden? Von Stadtgift geätzt bin ich ein zerfreſſener Menſch geworden, anders kann ich's nicht ſagen. Und meine Amtsgenoſſen! Sie, die dieſen Stand ſo leichthin und ſo geſchäftsmäßig zu halten pflegen und gedankenlos alles hinnehmen, was die Oberen anordnen (gar nicht mehr Gehorſam, vielmehr Stumpfſinn zu nennen), nicht leicht habe ich mich von ihnen getrennt. Zu warmherzigen Menſchen wurden ſie mir auf einmal, als ſie die Hand zum Abſchied reichten. Es iſt ein hartes Scheiden, wenn's in die Verbannung geht. Sieben Dudelſäcke hätten die Glückwünſche nicht alle faſſen können, die ſie mir mitgegeben. Nur einem einzigen Schuhmacher, dem ich die Kinder getauft ſeit zwanzig Jahren, dem fiel es wundershalber ein, daß vier Dukaten Reiſegeld beſſere Dienſte leiſten dürften, als tauſend Glückwünſche. Gott lohne es dem Schuſter und ſende einen Prieſter, der ihm die Kinder der weiteren zwanzig Jahre tauft!

Einer meiner Amtsbrüder hat zur Verherrlichung des Abſchiedes allerdings etwas Beſonderes aufgeführt. Er legte ſeine Hände an die Ohren, ſpitzte die Finger nach oben und ſagte: „Wieſer, wenn du kein Solcher geweſen wäreſt, ſo hätteſt du ein Solcher werden können.“ Zuerſt machte er die Geſte von Eſelsohren, dann die einer

Biſchofsmütze. „Sie hatten dich gerne, ſie warteten auf deine Bekehrung. Die haſt du zu lange verſchc und jetzt ſchicken ſie dich hinaus auf die Gnadenpfrün

(An dieſer Stelle befindet ſich in der Handſchrift des Pfa eine Schilderung ſeiner Weltprieſterſchaft in der Stadt. Es eine Reihe großer Abſichten und eben ſo großer Unklugheiten, Reihe von Hoffnungen und Enttäuſchungen, und die Gedanken, der nun ins Gebirge ziehende Mann daran knüpfte, ſind trotz ſei ſonſt hochgemuten Weſenheit nicht gar erbaulich. Wir laſſen ſie t borgen ſein.)

Am erſten Tage hat mich die Eiſenbahn raſch dahi getragen. Das iſt gut auf den geräuſchvollen Bahnhöf und bei den dröhnenden Rädern, es kommt nicht vi Herzweh auf, man hat keine Zeit dazu. Es iſt ein Ei ſchläfern in dieſen Wiegen für große Kinder. — Draußc auf der Ebene, ja freilich, dort ſteht ſchon das Korn i Ähren, hier blühen die Obſtbäume. Geſtern fünf Stunde auf dem Poſtwagen bis hierher in das gaſtliche Stift Die Gegend, durch die wir fuhren, hat mich lebhaft er innert an meine Heimatsthäler. Faſt ſo wellenlinig ſtan den dort die grünen Berge, faſt ſo die baumloſen Dörfer mit den taubengrauen Bretterdächern, faſt ſo ſtattlich die in Viereck geſchloſſenen Einzelhöfe. Nur die Kirchen haben hier ſpitze Türme; in meiner Heimat recken ſie gemütlich ihre roten Rieſenzwiebeln auf. Nicht ſchön, ſagen die Frem den. Alles iſt ſchön, was in der Heimat ſteht und unſere Jugend umgeben hat.

Du altes, liebes Hohenmauth, wo ſogar das Schloß Zwiebeltürme hatte, an jeder Ecke einen. Bei uns im Gartenhauſe gab's Zwiebeln nur in der Brotſuppe, und wenn die Mutter manchmal feuchte Augen bekam, ſo gab ſie dem Zwiebelreiben die Schuld. Mein Vater war ge-

nannt fürſtlicher Obergärtner, doch ging es bei uns in der Wohnung mit zwei Stuben, wovon die eine auch Küche war, nicht gar fürſtlich her. Zu meiner Zeit iſt immer ein Halbdutzend Kinder drin herumgekrochen und geklettert. Ich durfte auch im Schloßgarten herumklettern, ja manchmal ſogar ins Schloß ſchlüpfen. Die jungen Prinzen hatten mich zu ihrem Spielkameraden erhoben. Wollten ſie auf einen Baum zum Vogelneſt, ſo lehnte ich ihnen die Leiter an, wollten ſie ſchießen, ſo ſpannte ich ihnen dem Bogen, waren ſie auf Handſchlitten den Berg herabgerutſcht, ſo ſchleppte ich ihnen den Schlitten wieder hinauf. Die jungen Herren waren nicht gar erfinderiſch, verſtanden ſich nur auf fertige Spielzeuge; ſo machte ich ihnen ſolche aus freier Hand, erſann Vergnügungen und Poſſen und war manchmal der Anführer einer ganzen Schar von kleinen Fürſten, Grafen und Baronen, die etwa von Nachbarſchlöſſern herbeigekommen. Einmal, als die Herrſchaft ausgefahren war, drangen wir ſiegreich ins Schloß, durch Säle und Zimmer, in welchen es ſo ſchön war, wie in der Kirche. Wir ſpielten Kreuzritter. Kamen dann auch in das Gemach der Schloßfrau, welches in blauer Seide war und mit dicken Fußteppichen, ſo daß ich in denſelben ſchier bis an die Knöchel einſank. Alles Holzgetäfel war eingelegt mit Gold und Elfenbein, ganz erſtaunlich. Ich war beim Kreuzzuge der Feldkaplan, ſprang jetzt auf einen Marmortiſch zu den wohlriechenden Fläſchchen und Salbentiegeln und hub unter dem Jubel der Ritterſchaft eine Predigt an. Zufällig war mir das Thema „Du ſollſt nicht ſtehlen“ auf die Zunge gekommen und ſolches ſchmetterte ich nun luſtig nieder auf den jungen Adel des Landes. Dabei hat uns höchſt perſönlich die Fürſtin über-

raſcht, und als ſie gewahr ward, daß der „Gärtner Wolfel“ ſo ſchön predigen könne, kam ihr der Gedanke, den Säckel weit aufzumachen und den Jungen auf geiſtlich ſtudieren zu laſſen. Meinen Eltern iſt's freilich wohl recht geweſen, und mir auch, ſchon der Vakanzen wegen, in welchen ich nachher auf Schloß Hohenmauth faſt ebenbürtig den Prinzen behandelt worden bin.

Jene ſeligen Zeiten, wo ſind ſie? — Hier im Kloſter Alpenzell ſind ſie wohl gewiß nicht, hier bin ich unter wohlgenährten Mönchen der arme Pfarrer von Sankt Maria im Torwald. Den ehemaligen Kaplan der Stadtprobſtei haben ſie zwar mit Ehren begrüßt, und im großen Bücherſaal habe ich alle meine Bücher liegen geſehen — unaufgeſchnitten.

Morgen früh ſoll's weitergehen, hoffentlich auf einem Kloſterwagen — in Gottesnamen hinauf gen Torwald.

Montag abends.

Noch immer ſitze ich im Kloſter. Es ſind bisher meine Sachen nicht angekommen, und ſo haben mich die geiſtlichen Herren eingeladen, noch zu bleiben, und haben, ich glaube ſogar meinetwegen, allerlei Ergötzlichkeiten veranſtaltet. — Vor Zeiten war dieſes herrliche Stift voll von Prieſtern, die Gott lobten in Würdigung ſeiner ſchönen Welt, heute ſind noch acht Geiſtliche da, die weiten Landbeſitz, große Maierhöfe und ein Seminar verſorgen.

Zu denken giebt mir der Abt. Er iſt ein großer, eckiger Mann mit wetterbraunem Geſicht. Sein dichtes Haar iſt kurz geſchnitten, es graut ſchon. Hinter buſchigen Brauen zwei finſterſchauende Äuglein, unter den Ohren zwei graue

Bartflügel; ſonſt ſehr ſorgfältig raſiert, daß man jeden der ſcharfen Züge ſieht um den breiten, zugekniffenen Mund. Es iſt eines jener Geſichter, die nicht lachen können. Vor Jahren war's, da mußte ich einmal einem Verurteilten Geſellſchaft leiſten in ſeiner letzten Nacht. Mir graute weniger vor dem armen Sünder, als vor dem finſteren Kerkermeiſter, der uns bewachte. Und jener Kerkermeiſter ſah ähnlich aus, wie mein ehrwürdiger Prälat von Alpenzell. Er hat mich gelegentlich ein wenig herumgeführt im Kloſter, einiges erklärt, mich nach mancherlei gefragt und wohl auch Auftrag gegeben, daß während meines Aufenthaltes im Stifte mir alle Wünſche erfüllt würden. Aber alles ſehr kurz und ernſt. Als wir an der Küche vorüber kamen, ſprach er hinein zu den kochenden Weibsleuten: „Den vor etlichen Tagen angepilgerten Kapaun laſſe ich höflichſt bitten, ſich heute bei Tiſche einzufinden!“ — „Ja ja, Herr Prälat!“ antworteten ſie drinnen lachend. Er machte eine ſehr finſtere Miene und ging vorüber. Jetzt dämmerte mir etwas, ob dieſer ſchreckbaren Ernſthaftigkeit wohl auch immer zu trauen ſei? Bei der Mittagstafel mußte ich zu ſeiner Rechten ſitzen. Er ſtach ſcharf in die Schüſſel und ſchwieg. Als der goldfunkelnde Tiſchwein zündete, hub das Leben an, die Zungen waren locker geworden und bewegten ſich trotz der ſtrengen Miene des Oberhauptes ſehr ſorglos. Vom Papſte war geſprochen worden, deſſen lebensgroßes Bild — Pius der Neunte — an der Wand hing, als ein rundgeſichtiger Stiftsbruder das Lied vom Papſt und vom Sultan anhub zu trällern: Der Papſt lebt herrlich auf der Welt! Doch hinderten die immer wieder aufmarſchierenden Krüge und Schüſſeln — auch der höflich geladene Kapaun war erſchienen — das Weitergreifen des Geſanges. Hingegen

wurden zwiſchen den Biſſen Schwänke erzählt. Da kam jener Landpfarrer vor, der die Bittprozeſſion um Regen erſt halten ließ, als der Barometer fiel. Da kam jener Prediger, der den zwölfjährigen Jeſus, weil er ſeiner Mutter davongelaufen, als Beiſpiel kindlichen Ungehorſams aufſtellte, welcher denn auch ein ſchlimmes Ende genommen am Kreuze. Nach jedem Stücke ſchallendes Gelächter. Auf einmal räuſperte ſich der Prälat und blickte ſcharf in die Runde. Jetzt kommt's, dachte ich, der wird über ſolche Prieſteranekdoten ein wenig anders wettern, als mein guter Biſchof! Etlichemale warf der Abt ſeine buſchigen Augenbrauen auf und mit runzelnder Stirn hub er an zu ſprechen. Er erzählte die Geſchichte von der Feuerzange, die jener Student heimlich in das Schlafbett des Dompfarrers praktiziert hatte, und die darauf von ihm und der Haushälterin eine ganze Woche lang im Pfarrhof vergeblich geſucht worden war. — Ein ſchreiendes Gelächter, nur der Erzähler ſelber ſaß wieder ſchweigend da, machte eine vorwurfsvolle Miene über ſolche Sachen, dabei zuckten ihm an den Wangen ein paar Grübchen — die Neſtlein des Schalkes. Mich dünkt faſt, jenem Kerkermeiſter iſt mein würdiger Gaſtherr vorzuziehen. — Nachdem das Mahl gegen zwei Stunden gedauert hatte, erhob ſich der Prälat in ſeiner ganzen hohen Geſtalt und ſchlug über Geſicht und Bruſt ein Kreuz. Alle machten ihm's nach und beteten ſtill. Das Chriſtuskreuz und Pius an der Wand konnten nicht ſtiller ſein, als es nun die Mönche waren, und eine Kapelle war das Refektorium geworden, in welchem erſt gellendes Gelächter widerhallt hatte.

Nach Tiſch gingen etliche der Herren mit der Flinte aus. Die übrigen luden mich ein, mit ihnen eine Kugel-

partie zu machen; mir war es lieber, im weitläufigen Stifte herumzuſtreifen.

„Der mit der Stiftskaſſe ſoll ihn begleiten," ordnete der Prälat an, worauf ſich ein weſentlich bekropfter Pater nahte, den ſie — er iſt Zahlmeiſter — ſeines Auswuchſes wegen „den mit der Stiftskaſſe" nannten. Das war ein ganz munterer Patron, erzählte mir trotz ſeiner Schweratmigkeit allerlei von meinem Beſtimmungsorte, aber nicht viel Erbauliches. Ein früherer Pfarrer im Torwald ſei Seelſorger, Kurſchmied und Schneider in einer Perſon geweſen. Die Torwaldleute wären Steinſchädel neunten Härtegrades, und ob ich wiſſe, wo das größte Knopfloch der Welt ſei? Das größte Knopfloch der Welt ſei die Kirchthür zu Sankt Maria im Torwald, denn dort gingen die größten Knöpfe aus und ein.

Solcherlei plauderte der Mann mit der Stiftskaſſe, bis er dann zu den Keglern ging. Denn ich ſtrich gerne allein um in den Gebäuden und dachte: der neunte Härtegrad! Dann iſt's verſpielt, den zehnten habe ich nicht. Mit Härte alſo wird ſich nichts machen laſſen da oben. — Hernach ging ich und beſichtigte die Stiftskirche eingehender, als es geſtern noch möglich geweſen war. Sie ſteht mitten in den Gebäuden, auf einem großen viereckigen Platz faſt frei, nur mit der Altarſeite ſtößt ſie an das Stiftgebäude. Sie hat den gothiſchen Stil, nur die Rieſenkuppel mit ihrem wie Perlmutter ſchillernden Grün wird ein neuer Aufbau ſein, vielleicht von einem Abte veranlaßt, dem die Kuppel der Peterskirche nicht aus dem Kopfe gewollt. Das Gotteshaus zu Alpenzell iſt größer, als unſer Biſchofsdom, ich zählte vom Hauptportal bis zum Hochaltar dreiundachtzig Schritte. Der hohe Bau mit den zwei Reihen

ſechseckiger Strebepfeiler iſt ſehr dunkel, nur von der vielfenſterigen Kuppel ſtrömt ein weißes Oberlicht auf die dunklen Wände mit den zahlreichen Grabmälern verſtorbener Äbte. Die zwölf Seitenaltäre ſind den Apoſteln geweiht, der Hochaltar gehört Sankt Annen, der Mutter Mariens. Wohl derſelbe Abt, der die Kuppel aufſetzen ließ, hat auch die zopfſtiligen Altäre mit den gewundenen Säulen und den goldenen Wolken errichten laſſen. Überall Glanz und Pracht und eine gewiſſe ſtaubige Dämmerung darüber. Den Spitzbogenſtil habe ich nie ſehr geliebt, ſelbſt an Kirchen nicht; bei ſolch düſteren, ſchmuckloſen Gebäuden muß ich immer an den alten Heidengott Woutan denken, den ich nicht mag; die Walhalla iſt gewiß ein gothiſcher Bau, wenn ſie überhaupt einer iſt. Das mag ſich jener Prälat auch ſo gedacht haben, der die Barokaltäre in die gothiſche Kirche ſtellen ließ und es dadurch nach meiner Meinung mit beiden verdorben hat. — Unſer Chriſtengott iſt freundlich und mild, ſo ſoll es auch ſein Tempel ſein. Das lachende Barok, mir gefällt es, das hat ſo viel weltüberlegenen Humor. Die Gemälde mancher Kirchenſchiffe mit ihren fröhlichen Bildern aus der heiligen Legende enthüllen einen ganzen Himmel von Schönheit, Luſt und Seligkeit, einen wahren chriſtlichen Olymp. Man ſollte Stätten gründen, die mit allen Mitteln menſchlicher Herrlichkeit und überirdiſchen Darſtellungen unſer Auge und Herz von Staub und Schatten ablenken und zur Höhe heben. Einen Feſtreigen der Himmliſchen wollte ich errichten, hätte ich als Prälat einmal eine große Stiftskirche zu bauen. Aber doch auch wieder nicht ſo groß und nicht ſo prunkvoll, daß ſie eher zur Bewunderung als zur Andacht ſtimmte. An Marmor und reichem Gebilde aller Art iſt wohl kein Mangel in dieſem Gotteshauſe. Am Hoch-

altare links, über drei weißen Marmorſtufen und zwiſchen vier wie Elfenbein glänzenden Säulen, unter einem ſchweren, rotſeidenen Baldachin, ſteht der Thron des Abtes, reich eingelegt mit Gold und Steinen, welche die rote Wolle des Samtes umrahmen. Darüber die Inful mit Prälatenſtab und Kreuz. — Auf dieſem Stuhl, denke ich, ſitzt ſich's beſſer, friedlicher und fröhlicher als auf einem Königsthrone. Das Kreuz iſt ein verläßlicherer Hüter des Friedens, als das Schwert. Ein ſolcher Sitz irgendwo in der weiten katholiſchen Welt, er iſt auch mir einmal prophezeit worden. Mein Schickſal iſt die Feder geworden. Menſchen fliegen mit Federn nicht ſo hoch als Vögel.

Dann bin ich in den Bücherſaal gegangen. Hunderttauſend Bände Menſchengeiſt in dieſer weltabgeſchiedenen Gegend, die nur von Bauern bewohnt wird und etlichen Prieſtern, welche den Staub lieber von ihren Lackſtiefeln ſtreifen, als von Büchern. Kegeln, jagen, ſcheibenſchießen, forſten und bauen! Mich wundert's ja auch gar nicht, die gründlichſte Wiſſenſchaft iſt die Erfahrung, die ſchönſte Dichtung iſt das Leben. Die wahre Weltgeſchichte, möchte ich ſagen, lebt der thätige Menſch, wenn er auch nur den Baum fällt, oder den Pflug führt oder den Tanz aufſpielt mit der Fiedel. — Im Bücherſaal habe ich an den Pfeilern auch die Bilder jener umliegenden Ortſchaften geſehen, die einſt zum Kloſter gehört haben oder von ihm gegründet worden ſind. So auch mein Sankt Maria im Torwald. Daß Gott erbarm! — Durch lange Kreuzgänge ſchreitend bin ich in einen Saal gekommen, der auf den erſten Blick wie ein naturhiſtoriſches Muſeum ausſah, ausgeſtopfte Vögel, Schlangen, Waldtiere, Käfer, auch geordnete Steine und getrocknete Pflanzen. Einer der Lehrſäle des

Seminars. Heute war kein Unterricht, die Burſchen ſollen ſich in den Wäldern umgetrieben haben, um Waldmeiſterkraut zu ſuchen für den Maitrank, den der Prälat gerne trinkt. Wird aber noch keines zu finden geweſen ſein, weil nachher beim Abendmahle nichts desgleichen vorgekommen iſt.

Vom Stiftsgebäude bin ich hinausgegangen zwiſchen den hohen Ulmen, Pappeln und blühenden Apfelbäumen des Gartens, der ſich ohne Schranke ſachte verliert in freien Wald und weiten Wieſen. In der Thalung iſt ein Weiher mit Badehütten, verwaſchenen Steingebilden, aber ohne Schwan. Einem barfüßigen Weibe begegne ich, das im flachen Kopfkorb Eier trägt. Während des Gehens ſtrickt es mit emſigen Fingern an einem Strumpfe und ſchaut gleichzeitig auf den Raſen nach jungen Blumen aus. Ich habe funfzehn Jahre lang gelernt, aber das kann ich nicht, gehen und tragen und ſtricken und Blumen ſuchen zugleich. Und wer weiß, was ſie inwendig noch alles thut! Als ſie mich ſieht, ſetzt ſie den Korb zu Boden und küßt mir die Hand. Gerne ſoll's geſchehen ſein, eine ſolche Ehre wird dem Domherrn in der Stadt ſelten zu teil, dem Dorfpfarrer alle Tage. — Ein wenig geehrt, vielleicht gar ein ganz klein bischen geliebt werden von den Pfarrkindern — das wäre ſo meine ſchwache Seite.

„Ihr tragt die Eier ins Kloſter hinauf," ſage ich, um für den Handkuß doch ein freundliches Wort zu geben, „da oben werden ſie wohl gut bezahlt?"

„Na, geſchenkt nimmt er ſie nicht, der Herr Prälat," antwortet ſie.

„Das glaube ich wohl."

„Ja," ſagt ſie, „er giebt aber auch nichts geſchenkt."

„Ist wohl ein recht strenger Herr, der hochwürdige Prälat?“

„Der? Der Prälat streng?!“ lacht sie hell auf.

„Aber er schaut ja so finster. Er lacht ja gar nie!“

„Dafür haben andere gut lachen — bei ihm. Ist wohl ein guter Herr!“

„Wenn er nichts herschenken will?“ frage ich.

„Er weiß halt warum,“ antwortet das Weib. „Weil er nicht Bettler machen will. Ja freilich wohl. Wer von ihm was haben will, der muß dafür was leisten. Er giebt kein Almosen, unser hochwürdiger Herr, und wenn's auch zehnmal in der Christenlehr steht. Kommt ein Armer zu ihm, so giebt er ihm freilich was, aber der muß dafür Holz hacken; oder wenn er das nicht kann, weil keins zu hacken ist, so Holz tragen; oder wenn er das auch nicht kann, weil er lahm ist, so muß er dem Hochwürdigen ein Lied vorsingen; und wenn er das auch nicht kann, weil er keine Stimm' hat, so muß er ihm das Vaterunser vorbeten, oder den Glaubengottvater; und wenn er das auch nicht kann, nachher — kriegt er nichts. Ich vertratsch' mich da. Küß' die Hand, Hochwürden!“

Den Korb wieder auf den Kopf, das Strickzeug neuerdings angerichtet und dem Kloster zu. — Ist kein übles Kapitel gewesen, Herr Prälat, das ich jetzt von dir gehört.

Am Abend, als wir im Refektorium versammelt sind, will ich mein Herz von wegen der Stiftskirche ausleeren, was etwa zu thun wäre, um die richtige einheitliche Stimmung in ihr herzustellen. Die Paters gehen nicht darauf ein, besprechen laut und wichtig ihr Glück und Mißgeschick beim Kugelschieben, im Jägerlatein ihre Abenteuer im Walde; und der Kirche wegen, meinte

endlich einer: Bruder Ökonom gebe kein Geld dafür, der brauche alles für die Maierhöfe. — Geht die Thür auf, tritt ein Menſch herein, der ſich gar nicht reimt. Eine blaue Schürze um die Lenden gewunden, eine Peitſche in der ſchwieligen Hand, auf dem Kopf einen hohen Filzhut, unter welchem die bunte Quaſte einer Zipfelmütze hervorbaumelt, ſo ſteht er da und puſtert durch ſeinen flachsgelben Schnurrbart die Frage, ob der neue Pfarrer ſchon vorhanden wäre? Als er unter den Geiſtlichen den Prälaten bemerkt, greift er langſam nach ſeinem Hut, aber die Zipfelmütze läßt er oben, die nimmt er wahrſcheinlich nur vor dem Papſt ab. Dann kommt's heraus, daß es der Fuhrmann iſt, den die Torwaldleute mir entgegengeſchickt haben.

„Mit zwei Ochſen und einem Karren bin ich da," ſagt er ohne weiteres zu mir, als ich ihm vorgeſtellt worden. Der Prälat mag mein Befremden bemerkt haben über ein ſolches Fuhrwerk. „Zwei Ochſen und ein Karren," brummt er. „Es ſtimmt. Es iſt ſchon richtig, Herr Pfarrer."

Meine Sachen ſind auch angekommen, und ſo wollen wir jetzt einmal ſchlafen gehen, alter Wolfgang. Morgen wird's unter einem andern Dache ſein.

Sankt Maria im Torwald,
Dienſtag, den 27. April. Abends.

Es iſt mir alles eher, als ums Schreiben, jetzt. Herzklopfen thut's. Wenn auch noch die Hammerſchläge der Vorſehung kommen, dann habe ich mein neueſtes Werk gleich an mir ſelber. — Aber es iſt ein wichtiger Tag für mich geweſen, ich muß ihn aufzeichnen.

Um sechs Uhr früh habe ich zu Alpenzell in der Stiftskirche noch meine Messe gelesen, dabei ist meiner armen Seele wohl ein klein wenig leichter geworden, aber herzhaft gemacht hat mich erst der heiße Thee. Dann will ich Abschied nehmen. „Es ist ja keiner!“ ruft der Prälat. „Ihr kommt doch oft zu uns herab, Nachbar. Da oben im Torwald wächst ja nicht alles, was des Menschen Herz verlangt. Vor allem müsset Ihr Euch vier weitere Beine anschaffen.“ Der Fuhrmann küßt ihm noch die Hand. „Ja, ja, ist schon recht, Leopold,“ sagt der Prälat und faßt ihn beim Schopf, „bringe ihn nur gut nach Hause, und der Kimpelschmied soll eine starke Kette schmieden für den Herrn Pfarrer, daß er euch nicht davonlaufen kann.“

Drei Kisten und ein großer Korb und ein Waldpfarrer, das ging bequem auf den Leiterwagen. Die zwei schwarzbefleckten Ochsen zogen zähe, aber entschieden an, der Fuhrmann Leopold stieg mit krummgebogenen Knieen weitschrittig nebenher und erinnerte die Tiere das eine Mal mit einem gutmütigen „Hi!“, das andere Mal mit einem leichten Peitschenklaps an ihre Pflicht. Die zwei plumpen Räder quixten eins. An einem der Karrensprosseln war die Laterne angebracht, in der eine Talgkerze stak. Das wußte ich mir nicht recht zu deuten. Wir werden doch nicht erst in später Nacht nach Sankt Maria kommen! Die Waldberge, in denen stellenweise ein grauer Fels aufragte, leuchteten im Morgensonnenrot, und die schattigen Mulden ließen ihr kühles Meer von Luft und Duft auf mich niedergehen. Ganz kindlich frisch war mir zu Mute, aber — werde nicht übermütig, Wolfgang! du bist ein sehr, sehr armer Mensch! — Nach einer Weile,

als wir an dem Dörfchen Sankt Johann vorübergekommen waren, wurde der Weg holperiger, die Berge ſchoben ſich zuſammen, und der zur Rechten reckte eine kahle Felswand herab, daß es zu ſehen war, als hänge ſie über und wolle niederſtürzen. Der Weg ging neben dem Waſſer in eine Schlucht hinein, die ſo enge wurde und ſo ſcharfe Windungen hatte, daß ich drei- oder viermal überzeugt war, der Mann habe ſich verfahren, und da könne es nicht weitergehen. Eine eiskalte Luft ſtrich heraus, mehrmals ſtanden hoch über dem Wege die tropfenden Wände ſo enge und überhängend zuſammen, daß mir die Laterne einfiel, aber der Leopold zündete ſie nicht an. Er ſchritt vorn einher, führte eines der Zugtiere am Horn und hörte nichts, ſo ſehr ich auch ſchrie, wohin er mich denn führe? So laut war das Waſſer. An der allerengſten Stelle, wo der ſchmale Weg den Bach überbrückt, iſt in der Felſenſpalte ein Muttergottesbild. Je geringer die Kunſt, deſto größer der Glaube! Wenn das wahr iſt, dann werde ich in dieſer Gegend eine ſehr gläubige Bevölkerung finden. — Dann beginnt es ſich zu lichten. Wie wir über ein ſtilleres Waldwieslein fahren, ſage ich zum Fuhrmann: „Das iſt ſchauerlich geweſen!“ — „Ja,“ antwortet er, „da heißt's beim kalten Thor, und bisher haben wir freilich noch einen recht guten Weg. Wenn wir nur ſchon über den Riedel und durch die Lucken wären!“

Das habe ich bald verſtanden. Der Weg hebt an ſteil zu werden durch ein ſteiniges Kar hinan. Stellenweiſe iſt's gar kein Weg, vielmehr eine Runſe, durch die ein trübes Waſſer herabrieſelt. Schneewaſſer. Noch ſah ich aber nichts, die größtenteils baumloſen Hänge waren grün oder ſteinig und voller Sonnenſchein. Der Weg

muß ſich wenden und winden, um hinanzukommen. Weil das Wenden und Winden nicht viel hilft, ſo macht er's endlich gerade aus im Bachbette hinauf. Oft ließ der Leopold die Ochſen raſten und ſchob einen Stein unters Rad. — Zwei Ochſen und ein Karren, es iſt ſchon richtig! hatte der Prälat geſagt. Na freilich, und viel hat der Biſchof gethan, daß die Torwalder einen Pfarrer kriegen, aber das meiſte dazu thun doch dieſe zwei Ochſen.

Nach mehr als dreiſtündiger Fahrt waren wir auf dem Joche, der Riedel genannt. Da ſteht eine ſplitterige Markſäule, in die der Blitz geſchlagen haben ſoll, und eine verlaſſene Hütte, da liegen breite Almweiden hin, aber ſie ſind noch gelb wie Leder, und in den Mulden iſt Schnee. Schon früher, am ſteilen Hange war ich ausgeſtiegen, nun ſtehe ich ſtill und ſchaue zurück auf die weite blauende Gegend, aus der ich gekommen. Da unten die zerriſſenen Felſen des kalten Thores, dort draußen im weiten Keſſel das weiße Doppelwürfelchen des Stiftes mit der grünlich ſchimmernden Kuppel. Ferner hin ſanfte Höhen und im fernſten Sehkreiſe der kaum ſichtbare Faden eines Gebirgsrückens, hinter welchem die Ebene anfängt. Und alles ſo ſommerlich, ſo ſonnigſommerlich! Ich horche hinaus in die Welt ... Nichts zu hören von den raſenden Pulsſchlägen des großen Lebens und Kämpfens. Auf jung grünendem Lärchbaum ein Finklein zwitſchert wieder das Lied, das mir an der Wiege geſungen worden.

Nachdem der Fuhrmann ſeine gehörnten Pferde mit einem Büſchel Heu gefüttert, auf dem ich vorher geſeſſen, und nachdem dieſe Pferde mit ihren klobigen Schnauzen den am Wege ſtehenden Brunnentrog halb leer getrunken hatten, ſchleppten wir weiter. Ich hatte aus dem Korb

meinen Übermantel genommen, ihn angezogen und ging nun hinter dem klappernden Karren drein, aber nicht ganz knapp; der Leopold glaubte mit ſtarkem Tabak die Bergluft würzen zu ſollen, mir war ſie lieber ungewürzt. Oder war's ihm ums Naſenwärmen zu thun? Die Luft prickelte gar ſchneidig in den Wangen. Die Gegend war anders geworden. Unſer ſchmaler und noch dazu ſeithängiger Weg ging hoch an einer dachſteilen Berglehne hin ſachte abwärts. Rechter Hand ein tiefer Wildgraben, aus deſſen Grund knochenbleiches Baumgefälle und Steinblöcke heraufſchimmerten. Drüben hohe Steinberge mit langausgezogenen Schuttrunſen. An ſchattigen Stellen überall Schnee. In den Lüften bisweilen das Krächzen eines Raben, das Pfeifen eines Geiers. Troſtlos. Der Leopold legte von Zeit zu Zeit die gehöhlten Hände an den Mund und rief: „Hoi ho!“ Anfangs meinte ich, das ſei eines Echos wegen, es hatte aber einen anderen Grund. Über die Bergböſchung her hallte jetzt auch eine fremde Stimme: „Hoi ho!“ Da ließ der Leopold ſein Fuhrwerk ſtehen, klopfte den Ochſen mit dem Peitſchenſtock mehrmals auf die Stirn, worauf ſie mit dem Karren ſchrittweiſe zurückwichen bis zu einer etwas freieren Stelle. Um die Böſchung kam ein anderes Ochſengeſpann uns entgegengefahren. Zwei zweiräderige Achſen waren mit langer Stange aneinander gehangen und mit friſchgeſägten langen Brettern beladen. Wie ſollen jetzt auf dem ſchmalen, ſchiefgeneigten Wege dieſe Fuhrwerke füreinander kommen? Es war unmöglich. Und das Umkehren war ebenfalls unmöglich. Und das Hierſtehenbleiben für ewige Zeiten war auch unmöglich. Ich glaubte an dieſem ſchwindelnden Berghange vor einer Kataſtrophe meines Lebens zu ſtehen.

Die beiden Fuhrmänner ließen ihre Ochsen ruhig stehen, machten sich gelassen an unseren Karren, luden ein paar Kisten ab und huben ihn nachher an den Hang hinauf, daß er dort nur so hing und jeden Augenblick überzuschlagen und in den Abgrund zu stürzen drohte. Auch die Ochsen wurden förmlich an den Berg gepreßt, wo sie — gleichsam die Gefahr erkennend — starr wie Steinblöcke stehen blieben. Dann ging der Bretterführer zu seinem Fuhrwerk und begann vorsichtig vorzufahren, während mein Leopold hinterwärts sich bergshin an die Bretter stemmte. Das eine Rad hing schier in der Luft — ich atmete nicht. Und endlich — da waren sie füreinander. Die Kisten wurden wieder aufgeladen und jedes Fuhrwerk holperte auf seinem Wege weiter. Keines lag zerschellt in der Tiefe; nicht einmal die Tabakspfeife hatten die Leute aus dem Mund genommen. Solche Sachen, sagt der Leopold, kämen alle Tage vor.

Als wir hinter der Böschung waren, fuhr der Karren gerade auf eine senkrechte klüftige Wand los, da hielt er an. Der Leopold pfiff mir, aufzusitzen und zündete die Laterne an. Auf meiner Uhr war es eine Stunde nach Mittag. Er führte die Ochsen an den Hörnern und gerade auf die Wand los. Diese that sich zwischen Buschwerk sachte in Klüften auseinander und auf einmal war ein höhlenartiges Loch da. Als ob nichts wäre, so langsam und träge holperte das Fuhrwerk hinein. Und dann sind wir wohl an zehn Minuten lang unterirdisch dahingefahren, einmal bergwärts, dann niederwärts, dann gerade aus, jetzt durch hallenartige Höhlungen, jetzt durch enge Hälse, daß meine Achsel ans Gestein streifte. Das Laternenlicht zuckte ganz gespensterhaft an den schwarzen

rissigen Wänden. Die Wurmlucken, sagte der Leopold, sei dieser Höhlenpaß geheißen.

Endlich kamen wir doch zur anderen Seite hinaus, und da war's zum Staunen. Vor mir lag eine Winterlandschaft. Ein weites Hochthal voller Schnee. Nur die Waldungen waren in dunklen Flächen hingebreitet. Aus der Ferne waren auch einzelne Häusergruppen zu erkennen und sogar geschlossene Dörfer. Dazwischen dunkle Linien, als etwa Wege, Raine und Grenzzäune, dann ein sich hinschlängelnder, stellenweise glitzernder Fluß. In weiter Runde hohe Berge. Nach dem finsteren Höhlenpfade diese freie, weite, lichte Landschaft! In ziemlicher Entfernung auf einem steilen, bewaldeten Hügel ragte die schlanke Nadel eines Kirchturms.

„So," sagte der Leopold, „sehen thät' mer's schon."

Und das war's. Das war die Gegend, genannt der Torwald.

Mein Lebtag hat's nicht so wunderlich gespielt in meiner Brust, als zu der Stunde, da ich den ersten Blick in dieses Thal gethan. Eine bange Freudigkeit, anders kann ich's nicht sagen.

Der Fuhrmann stopfte sich eine frische Pfeife. Da wie überall, bei einer Abfahrt oder Ankunft, wird sicher genebelt. Solche Sitten gehen durch die ganze Welt. Auch gesprächig wurde jetzt der Leopold. Ich habe ihn gefragt, ob es denn keinen anderen Zugang gebe ins Torwaldthal, als über den Berg und durch das Loch?

„Wohl schwerlich," ist seine Antwort. „Von der anderen Seiten über die Eisberge her geht's schon gewiß nicht. Gelt, Herr Pfarrer, der Eiswind kratzt schon! Die Regina wird wohl in den Ofen geheizt haben."

„Wer ist die Regina?"

„Die Regina, na ja, das ist halt dem Herrn Pfarrer seine —"

„Was sagst du?"

„— seine Wirtschafterin. Recht ein rasches Leutel. Beim alten Herrn ist sie auch gewesen. — He, Schecken, jetzt werden wir bald im Stall sein."

Auf dem Wege abwärts rann Schneewasser, es rann aus altgelegenem Schnee hervor, der voll Waldstaub und brauner Fichtennadeln ringsum dalag. Wir fuhren sachte thalwärts und dann durch einen Wald in der Ebene dahin. Wir kamen auf freies Gelände und zu einem Dorf, das etwa zwanzig stattliche Bauernhöfe in sich schließt.

„Das ist Unterschuttbach," sagte der Leopold. „Dann haben wir noch ein Oberschuttbach, das liegt eine Stunde weit hinten, ganz hinten, wo die Wände anheben."

„Und Sankt Maria?"

„Und Sankt Maria, das liegt in der Mitten, das ist dort, wo auf dem Berg die Kirche steht, und wo wir daheim sind. So prächtig ist's halt da wohl nicht, wie draußen zu Alpenkloster, gelt, Herr Pfarrer?"

Die Leute, die uns auf dem Wege begegneten oder vor den Häusern standen, benahmen sich sehr ehrerbietig, die Männer zogen ihre Hüte ab, die Weiber und Kinder wollten Handküssen. Starke, gesunde Leute. Hinter dem Dorfe kamen Feld- oder Wiesenflächen, dann ging's wieder durch einen Wald, durch dessen uraltstämmige, knorpelige Tannen der Weg schnurgerade dahinführt.

Ich bin hinter dem Karren her zu Fuß gegangen mit meinem Stecken, der nun ein Hirtenstab sein soll. Als der Wald zu Rande war, stand gerade vor uns der

Hügel mit der Kirche. — Der Leopold reißt sein rotes Sacktuch heraus und schwingt es hoch in der Luft. In demselben Augenblicke fangen die Glocken an zu läuten — ein helles harmonisches Läuten.

Etwas erhöht zwischen dem bewaldeten Kirchenhügel und dem Hange des aufsteigenden Gebirges stehen mehrere Häuser. Vor dem Wirtshause sind die Häupter der Gemeinde gestanden in ihrem schmucken Feiertagsgewande, obschon der helle Werktag ist. Sie haben mich mit einigen ungefügen Worten begrüßt, und sie hätten wohl schon schwer auf mich gewartet. Dann begleitete der Vorstand, ein großer, gar ernsthafter Mann, mich durch die Dorfgasse herauf bis zum Pfarrhof. Der steht mit seinen weißen Mauern und hellen Fenstern freundlich da, vorne ein Garten, hinten der sachte ansteigende Waldberg. An den Stufen des Einganges zu beiden Seiten stecken Fichtenbäumchen. Als ich eintrete, verstummen die Glocken. Hingegen hebt das kleine rundliche Frauchen an, das in der Thür steht und mir beide Hände entgegenhält: „Seid Ihr da als halb erfroren, Herr Pfarrer? Na, Gott sei gelobt und gedankt, daß Ihr nur da seid! Kommt nur gleich auf Eure Stube.“

Als ob wir schon dreißig Jahre beisammen wären, so heimt sie mich plaudernd ein. Tausend feine Runzelchen hat sie in ihrem weißen Gesicht, kluge lebhafte Äuglein hat sie, eine graue Seidenhaube mit schwarzen Bändern trägt sie und ein ganz zartes Schnurrbärtlein — und das ist die Regina.

Eine fast breite Treppe führt in den ersten Stock zu meinen Zimmern. Zwei habe ich deren, große, lichte Räume, jedes zwei Fenster, durch die ich in die Welt

hinausschauen kann, gen Morgen und gen Mittag hin. Zu diesen Fenstern ist mein erster Gang gewesen; es ist nicht zu sagen, was das in die Wohnung blickende Landschafts- und Himmelsbild für manchen Menschen bedeutet. Ich brauche viel Himmel. Die wenigsten Leute wissen es, wie schön der Himmel ist — schon auf Erden. Die Stuben sind leicht durchwärmt, man leidet's ganz gern, gleichwohl schon bald Ende April ist. Auf den braun polierten Möbeln nicht ein Körnchen Staub, die Fußdielen so blank gescheuert, daß man darauf Kuchenteig walgen könnte. Die Fenstervorhänge sind von schneeweißer Leinwand und haben sogar am Rande Spitzen. An den Wänden mehrere Kupferstiche mit christlichen Gegenständen, und im alten kunstvoll geschnitzten Uhrkasten das bräunliche Angesicht einer laut und feierlich pendelnden Schwarzwälderin. In einer heimlichen Stube muß man den Herzschlag der Zeit hören, sonst kann man leicht glauben, sie sei gestorben. Auf dem Betpulte steht ein schwarzes Kruzifix mit Elfenbein-Christus, ein Werk großer einfacher Kunst.

Da hatte ich geglaubt, den Pfarrhof fast leer zu finden, und jetzt ist alles da, was dazu gehört und noch manches darüber. Auch ein fast gefüllter, wohlgeordneter Bücherschrank.

Die Regina mußte meine Verwunderung gemerkt haben. „Das alles gehört dem Herrn Pfarrer von Sankt Maria," sagte sie. „Es ist vom alten Herrn. Er hat's zur Pfarre gestiftet, wie er schon sehr krank gewesen ist im Spital. Und jetzt bin ich wohl recht gekränkt, daß der Herr Pfarrer den Mittagstisch ganz und gar übersieht. Es ist ohnehin bald schon so spät, als die Grafen Mittag

eſſen. Wir ſind aber keine Grafen und werden um zwölf Uhr ſchon hungerig. Bitt' recht ſchön!"

Auf dem feingedeckten Tiſche dampfte die Suppe und ein Fläſchlein Wein beleuchtete mit Goldglanz die altväteriſchen Geſchirre. Beinlöffel giebt's noch da, etwas breit angelegt, aber mit der ſchmackhaften Erbſenſuppe ging er mir ohne Schwierigkeiten in den Mund. Dann Selchfleiſch mit geſäuerten Schabrüben und ein Rahmſtrudel mit Roſinen. Da habe ich der Regina einmal aufmerkſam ins Geſicht geguckt, am Ende, daß hinter dieſer Perſon meine Mutter ſteckt! Wie kann es ſonſt ſein, daß ſie meine Lieblingsſpeiſen ſo genau kennt und ſo gut kocht. Mir war zu Mute wie vor langen Jahren, wenn ich auf die Vakanzen heimgekommen.

Mittlerweile waren meine Sachen hereingetragen worden; ich ließ ſie ſtehen, das erſte iſt die Kirche. Der Meßner-Karl wäre ohnehin oben mit dem Schlüſſel. Als ich zwiſchen den alten Fichtenbäumen den Hügel hinanſtieg, bangte mir ein wenig. Von außen ſteht ſie ja ſchön und faſt ſtattlich da oben auf der Höhe, mit ihren drei Rundſchiffen und dem ſchlanken ſchindeldachigen Turm. Aber inwendig? Ich habe Dorfkirchen geſehen, in deren es mir ganz bilderſtürmeriſch in den Armen zuckte. — Vier raſche, helle Hammerſchläge riefen die Stunde. Dieſe Töne werde ich von nun an hören bis zu meinem letzten Tage. Der Fußſteig, der in drei Windungen hinanführt, iſt glatt und trocken, am Rande hin ſprießen zwiſchen Schnee junge Kräutlein. Es gefällt mir gleich, daß kein Gras wächſt auf dem Kirchwege zu Sankt Maria. Etwa auf halber Höhe iſt zwiſchen Jungwald und uralten Beſtänden ein freier Angerplatz mit ein paar Sitzbänken. Am Stamme

einer riesigen wetterstarren Tanne hängt in einem Brettergehäuse das Bild des heiligen Josef. Ruhsamer Platz mitten im Walde. Ein paar Minuten später bin ich oben. Zuerst sehe ich das hölzerne Meßnerhaus mit der Aufschrift: „Karl Groß, Schneider". Eine Wendung um die Baumgruppe und die Kirche steht da. Sie steht auf dem Rücken des Hügels, der mit dem hinten aufsteigenden Waldberg zusammenhängt durch einen Hals, auf welchem oben das Haus des Kirchendieners und noch ein paar Hütten sind. Die Kirche ist mit einer dicken Mauer umfriedet wie eine Burg. Rings um das Gotteshaus liegt der Friedhof. Über dem Eingangsthore stehen die Worte: „Das ewige Licht leuchte ihnen!" An der Mauer haften ziemlich verwahrlost ein paar hölzerne Grabkreuze. Ich habe immer gehört, daß die richtigen Christen auf eine Totenzier nichts halten; sie schauen der Seele nach, nicht dem Leibe.

Am Kirchenthor unter dem Turme stand schon der Karl mit dem Schlüsselbund. Ein schmächtiges regsames Männlein mit dem richtigen Küstergesichte: mager, glatt rasiert, spärliches Haar, demütige Miene. In festlichem Schwarz war er angethan und alles recht niedlich von den Stiefeln bis zu der weißen Halsbinde. Gar ehrerbietig hat er sich vor mir verbeugt. „Also Ihr seid der Karl. Nun schließet auf in Gottesnamen."

Es ist alles gut.

Die Kirche zu Sankt Maria ist stimmungsvoll, wie ich selten eine gesehen. Kräftiger Weihrauchduft erinnerte mich an jenen in der alten Kirche zu Hohenmauth. Große Stadtkirchen haben keinen solchen. Das Gotteshaus hier ist

in Kreuzform gebaut, mit lichten Halbrundschiffen, acht große Fenster mit Rundbogen, dazwischen halb hervorspringende Säulennachbildung im Stile der Peterskirche. Die Wände sind trocken, weiß getüncht und sorgfältig erhalten. Drei Altäre, deren heitere Barockform weiß wie Marmor und Alabaster leuchten und vielfach vergoldet sind. In lichten Farben ist auch die Kanzel, das Taufbecken, der Beichtstuhl und das Kapellenchor mit der gar nicht kleinen Orgel gehalten. Die Sitzbänke sind aus Zirbelkiefern, der Fußboden aus Lärchenholz. Überall ein freundliches weißes Licht. Die Bilder sind zwar nicht wie solche, die man Meisterwerke nennt, aber sie sind in ihren hellen Farben anmutend, und der Glaube verklärt sie. Das Bildnis schafft der Künstler, die Gottheit legt der Betende hinein.

Der Hochaltar ist mit schneeweißen Engelsgestalten geziert und hat zwölf silberne Leuchter, die ein reicher Bauer in seiner Sterbestunde gestiftet haben soll. Der Tabernakel ist reich vergoldet und stellt das Abendmahl dar. Über dem Hochaltare ist ein Ölgemälde. Unter Pinien und Palmen wandelt — gerade auf uns zu — ein junges verklärtes Weib. Zur rechten Hand führt es ein Knäblein, das über der Achsel ein Kreuz trägt und mit großen runden Augen, in denen himmlische Unschuld ruht, uns freundlich anschaut. Maria mit dem Kinde Jesu. An den Seitenaltären sind die Bilder der Eltern Mariens: Joachim und Anna.

Der Karl that den Mund auf und sagte: „Die ganze Verwandtschaft ist vorhanden — bis auf den Gemahl. Den alten Herrn Pfarrer hat das verdrossen, und deswegen hat er draußen im grünen Wald dem heiligen Josef ein Bild gestiftet."

Man merkt, daß dieses Gotteshaus einst zum reichen gott- und weltfrohen Stifte gehört hat. Fröhliche Engelsköpfe überall. Ein gläserner Kronleuchter, in dessen Prismen die Sonne allerhand Feuer spielt. Und vor dem Hochaltar ein vom Emporium niederhängendes silbernes Herz, in welchem das rote Glas ruht mit dem ewigen Lichte. Der Karl zog mit langem Arm das Herz nieder, um nachzusehen, ob das Öl noch reiche. Das Lichtlein schwimmt auf der Fläche des Öles und ist so zart, daß jeder Hauch es verlöschen kann, und doch soll es brennen Tag und Nacht bis zum jüngsten Gerichte. Als hätte es mir in seinem leisen Zucken mahnend zugewinkt, so schien es fast ..... Wie geheimnisvoll gottähnlich doch das Feuer ist!

An beiden Seiten des Hochaltares zwei kirschrote Sakramentsfähnlein, dann zwei große Fahnen von weißer und grüner Seide und ein weißer Traghimmel mit schweren Goldborden. Über dem Taufbecken, auf welchem in zierlichem Schnitzwerk der Täufer Johannes steht, ist ein lebensgroßer gekreuzigter Christus, in dessen Zügen Todespein und Ergebung ergreifenden Ausdruck gefunden. Gegenüber dem Becken, wo in anderen Kirchen die schwarze Todenfahne zu stehen pflegt, ist ein farbenbuntes Bild des auferstandenen Heilandes. Bilder aus der Leidensgeschichte sind nicht viele vorhanden, überall Darstellungen aus lieblicher Legende, aus dem triumphierenden und seligen Christentume, so daß es wahrlich ist, als versinnliche diese Kirche das sieghafte Reich Gottes. — Aus ganzer Seele glücklich bin ich niedergekniet vor dem Allerheiligsten. Alte Priesterseele, merkst du es denn nicht, daß du im Himmel bist? —

Später bin ich an der Kirchhofsmauer gestanden und habe hinausgeschaut in das Thal nach allen Seiten. Am Fuße des Kirchenriegels, wie sie den Hügel heißen, liegen die wenigen Häuser des Dörfchens Sankt Maria im Frieden da. Der Pfarrhof ist das schmuckste, das Wirtshaus das größte. Das Schulhaus steht mitten in einem Baumgarten. Der Wald, durch den wir hereingefahren, liegt wie ein dunkelblauer See. Vom Dorfe Unterschuttbach hinter ihm sieht man nur ein paar Giebeldächer. Die steilen Berge der Wurmlucken und des Riedelpasses grüßen mich wie Bekannte. Nach der andern Seite hin, gegen Sonnenuntergang, liegen im Thale und an den Lehnen einzelne Höfe und Hütten oder Heuscheunen; wo das Thal in die hintere Schlucht sich engt, steht ziemlich ausgebreitet das Dorf Oberschuttbach. Das ist mein Reich. Weiter hin hebt das wüste Stein- und Eisgebirge an, es ist — von der Kirche aus gesehen — ein unbeschreibliches Bild.

Dann bin ich herabgestiegen. Im Vorhause des Pfarrhofes wird der Boden gescheuert, es dampfen die Dielen; zwei Mägde reiben wie besessen mit Strohwischen die Bretter, die doch schon früher so blank gewesen. Am Ende herrscht in diesem Hause die Scheuersucht, die gerne ansetzt, wo mehrere Weibsleute beisammen sind! Die Sache ist aber so gewesen: In einer meiner Kisten war eine mitgebrachte Tintenflasche zersprungen, hatte dort manches Werk der Gottesgelahrtheit mit dem schwarzen Meer überflutet und sich dann aus den Fugen auch auf den Fußboden ergossen. — Ein recht verständlicher Fingerzeig, das Bücherlesen und das Bücherschreiben sein zu lassen in Sankt Maria. Land und Leute sind hier Buch genug. — Werde ich's lassen können? Habe ich's nicht oft genug versucht,

das leidige Schreiben mir abzugewöhnen? Iſt nicht, wenn ich alles wegthat, gleichſam mein leibliches Blut zu Tinte geworden, ſo ſchwarz und gallig, daß mir erſt wieder wohl war, wenn ich's herausgeſchrieben? Schreiben wirſt nimmer! habe ich mir geſchworen, und damit es ſicher war, habe ich mir den Schwur — ſchriftlich gegeben. Nein, nur das Eine laſſet mir, daß ich meine perſönlichen Erfahrungen, Anſchauungen und Seelenzuſtände auf Papierblätter legen darf, in ein verſchwiegenes Tagebuch. Ich habe niemanden ſonſt auf der weiten Welt, ſo will ich mich ſelber vor mir haben, dieſen Blättern mein Inneres anvertrauen, durch ſie zu mir ſelber reden, und daß es nicht der Tag verweht, was mir der Tag gebracht, daß es gleichſam eine einfältige Aufbewahrung ſei des kleinen flüchtigen Lebens und Wirkens auf meinem Sprengel zu Sankt Maria.

Noch an dieſem Tage habe ich meine Sachen ausgepackt und eingeordnet in die Schränke. Auch das geheime Kiſtlein, das jetzt wohl nicht mehr geheim zu halten iſt. Im erſten Jahre meiner Studien hatte ich bei einem Bäckermeiſter ein gar günſtiges Stüblein gehabt. Es lag hinter dem Backofen und zum Fenſter ſchien des Nachts die Laterne herein. Was ich da an Heizwerk und Licht erſpart, davon habe ich mir drei gottloſe Bücher gekauft: Geßners „Idyllen", Rouſſeaus „Emil" und Goethes „Hermann". Durch das ganze Seminar ſchmuggelte ich dieſe verbotenen Geiſter. Alles Leben iſt ihnen ſchon herausgeleſen worden, dieſen Büchern, jetzt liegen ſie da, dürr wie Mumien.

Meines armen Vorgängers Eigentum wollte ich anfangs nicht berühren, aber es drängt ſich mir auf. Die Schnupftabaksdoſe, die auf den alten Folianten liegt, hat es ſo

verführeriſch gethan, bis ich ihr eine Priſe entnommen. In der Naſe hat ſich daraufhin nichts gerührt, nicht für ein einziges Helfgott, wie die Regina ſagte. Abgeſtanden. Iſt doch ſchon länger als ein Jahr, ſeit der kranke Herr daraus das letzte Mal geſchnupft haben mag.

An dieſem Tage habe ich auch noch einen Beſuch gemacht bei dem Gemeindevorſtand. Schon vorher hatte ich ihn geſehen, hätte ihn aber in ſeinem Schurzfell und den aufgeſtreckten Hemdärmlingen kaum wieder erkannt. Der Schmied iſt's im Dorfe, Simon Eſchgartner, insgemein genannt der Kimpelſchmied. Ein ſtarker, ſehniger Mann, ſcheint viel Gewicht zu haben im Orte. Er iſt eben dabei, einem großen alten Bottich Eiſenreifen anzuſchlagen; die Taufeln rauchen vor dem glühenden Eiſen, ein paar Hammerſchläge, und feſt ſitzt's. Bei meinem Erſcheinen hat er ſein Käppchen etwas gerückt von einer Seite auf die andere, weiter nicht viel Förmlichkeiten, er iſt bei der Arbeit. Sein Junge, der mit langer Zange Eiſen in die blaulohende Eſſe hält, ſchaut mich deſto freundlicher an; einen ſo ſchönen, weichen Gazellenblick habe ich ſobald nicht geſehen. Ein Weilchen ſitze ich auf der Achſe eines Pfluges, der wohl auch auf das Beſchlagenwerden wartet, ſehe den beiden bei der Arbeit zu, und es iſt mir recht heimlich. Bei der Arbeit gefallen mir die Leute faſt ſo gut wie beim Gebete, bei erſterer ſieht man den Ernſt, die Kraft und das Gelingen, bei letzterem die Demut.

Endlich ſtehe ich auf und ſchäme mich vor den Arbeitern ein wenig meines glatten feinen Stadtrockes.

Der Schmied ſtemmt ſeinen Hammer auf den Amboß und ſtellt an mich einige Fragen. Hernach zupft er den Taffet meines Ärmlings, zupft ihn ein zweites Mal und

ſagt: „Wenn die inwendige Haut nicht rauher iſt, als die auswendige, alsdann wird er kratzen, der Torwalder Wind!“

Verſtanden hätte ich ihn. Antworten muß erſt die Zeit. —

Und jetzt iſt Mitternacht geworden. Gute Nacht zum erſten Mal in Sankt Maria!

In der erſten Nacht habe ich wenig geſchlafen. Immer und immer betrachtete ich mein Glück, die unerwartete Gnade Gottes. — Wie lange iſt es her ſeit jenem Tage, da ich als junger Menſch von kaum fünfundzwanzig Jahren das erſte Mal im Beichtſtuhle ſaß, und vor mir kniete ein achtzigjähriger Greis und vertraute dem Knaben die Laſt und den Kummer ſeines Lebens an! Rat und Troſt hat er von mir erhofft, wie habe ich mich geſchämt! Mein Amt der Gottesſtatt habe ich mir lebhaft müſſen vorhalten, und doch konnte ich dem Manne nichts anderes ſagen, als was irrende Menſchen eben ſagen können. Wie vieler Zwieſpalt ſeit jener Zeit! — Ich glaube, das iſt nun vorbei. Hier in dieſen Bergen, Wolfgang, magſt du Gott überlaſſen, was Gottes iſt, und magſt du thun, was des Menſchen iſt. Hier iſt deine Statt. Was du ſo oft geträumt, ſollſt du es nicht gefunden haben in Sankt Maria? ....

Gegen Morgen nach einem flüchtigen Schlummer empfand ich in der Bruſt eine ſeltſame Beklemmung. Ich riß ein Fenſter auf, um Atem holen zu können. Draußen rauſchte es in den Bäumen, ein lauer Wind.

Das Meßopfer werde ich wohl kaum jemals mit größerer Andacht dargebracht haben, als dieſes erſte in

meiner Kirche. Und das war mein Gelöbnis: Alles, was mich sonst beschäftigt und beunruhigt hat, alles Gelehrte und Strittige und Spitzfindige und Politische, hier will ich es vergessen, dazu hatte mich nur die kämpfende Welt verleitet, es ist nicht nach meiner Natur. Hier will ich unter Naturmenschen auch einer sein. Diesen armen Leuten ihr geringes Geistesleben zu verschönern, zu erhöhen und auf die ewige Seligkeit vorzubereiten, das ist meine Aufgabe.

Alle Kirchenstühle waren besetzt, die ganze Gemeinde schien anwesend zu sein, und es ist doch heller Werktag. Am nächsten Sonntage will ich meine Antrittspredigt halten, daß wir uns bald nahe kommen. Recht sehr überrascht hat mich die Orgel, und wie sie gespielt wurde. Wie Öl geht dieser weiche Klang ins Ohr und tiefer. Der Schullehrer, der sie gespielt, stellte sich mir nach der Messe vor. Michael Kornstock ist sein Name. Ein ältlicher Mann mit hoher spitzer Stirn und langen Haaren, die rückwärts sich ringeln über die Achsel hinab. Sie sind schon ziemlich grau, auch so der lange Vollbart, der in zwei Spitzen ausläuft, die eine über die rechte, die andere über die linke Brust hin. Etwas kurze Beine hat der Mann und einen kleinen Höcker; den dünnen Hals stark vorgestreckt, immer unruhig in den Geberden, hastig in Bewegungen, sprudelnd im Sprechen und alle Worte verschiedener Gedanken wollen zu gleicher Zeit heraus. Vor lauter Verlegenheit wird er fast kniefällig und vor lauter Artigkeit so grob, daß er mir nicht ein einziges Wort zu sagen gönnt, jedes begonnene unterbricht und mir sein ganzes, wer weiß wie lange schon bis zum Gupf gefülltes Herz vor die Füße schüttet. Die Musik ist es, die ihn erfüllt, er komponiert Oratorien, Requiems und Opern und alles was klingt; er

hofft von der Zukunft. Viele ſeiner Werke hat er fortgeſchickt an Konzertmeiſter, Regenschoris und Theaterdirektoren. Einige haben ihm geſchrieben, die Sachen wären ſehr gut, ganz vorzüglich und ausgezeichnet, aber unerhört ſchwer aufführbar, es reichten die vorhandenen Kräfte nicht aus und deshalb müßten die Kompoſitionen zurückgeſchickt werden. Von anderen erwartet er noch Antwort; es ſind wohl ſchon etliche Jahre her, ſeit er darauf wartet. Mittlerweile übe er ſeine Kunſt in Sankt Maria, lehre auch die befähigteren Kinder ſingen, blaſen und geigen und führe einzelne ſeiner Werke an Feſttagen auf. Bisher ſei er noch nicht weit herumgekommen. In Alpenzell wäre er ausgebildet worden, dort etliche Jahre Regenschori geweſen. Als aber ein geiſtlicher Bruder durch Liſt und ſanfte Gewalt ſich des Chores bemächtigt, habe er müſſen nach Sankt Maria, was für ihn nur eine Durchgangsſtation bedeute. Sie währe zwar ſchon etwas lang, aber gut Ding brauche Weile. Man würde ſeinetwegen noch einmal die Augen weiter aufmachen, als es ſonſt für einen Dorfſchullehrer zu geſchehen pflege. — Dann ſtellte er gleich eine Bitte an mich. Wenn ich die Gewogenheit hätte, manchmal mich mit ihm abzugeben, ſo möchte ich doch die Gnade haben, hübſch vernehmlich mit ihm zu ſprechen. Die eine Ähnlichkeit habe er nämlich mit dem großen Beethoven — ein ganz klein wenig Schwerhörigkeit. Sage er das aber, ſo ſchreie ihm jeder gleich ins Ohr wie einem tauben Cretin. Und ſo arg ſei es nicht. Manche Leute hätten nur die Gewohnheit, in einem Geſpräche gerade die wichtigſten Sachen ganz leiſe zu ſprechen, als ob man in einem Buche gerade die bedeutendſten Sätze mit den kleinwinzigſten Buchſtaben drucke! Und da thue er lieber bei einem

Bauern den ganzen Tag Hafer dreſchen, als ſo einem Säusler und Murmler und Haucher zuzuhören, wo man trotz aller Anſtrengung doch das meiſte nicht verſtehe. Er ſei keiner von ſolchen, die nicht hören wollen, nur empfehle er ſich in dieſer Angelegenheit meiner gütigen Nachſicht. Der alte Herr (damit meinen ſie immer meinen Vorgänger) habe durchaus nicht laut geſprochen, jedoch aber etwas langſam und deutlich, und da ſei er in der Lage, jedes Wort zu verſtehen. — Ich habe ihm die Erfüllung ſeiner Bitte „hübſch vernehmlich“ zugeſagt, mich heimlich gefreut über dieſen Mann und mir gedacht: Von einem Schullehrer lernt man immer was. „Nicht laut, aber etwas langſam und deutlich“, das paßt auch für die Kanzel.

Einigermaßen wunderlich kommt mir das Wetter vor. Keine Sonne. Die Berge ſtehen klar und zeigen ſcharf ihre ſchwarzen Streifen und Tafeln. Vom Hochgebirge leuchten die Häupter weiß heraus, im Hintergrunde bleigrauer Himmel, ſo daß es iſt, als ob das Licht von den Bergen ausginge. Die Bäume fächeln und rauſchen den ganzen Tag und der Wind bringt manchmal warme Luftwellen wie aus einem Ofen. Auch ſpringen einem aus der Luft jäh laue Tropfen ins Geſicht, und es regnet doch nicht. Alle Runſen und Wege ſind Bäche geworden, über alle Plätze rieſelt das gelbe Waſſer. Im Thale, wo geſtern noch überall der glatte Schnee gelegen, ſtehen heute braune Seen und darinnen und daneben wogen in Kreuz und Krumm trübe Bäche hin und her. Unſere Häuſer ſind durch die leichte Anhöhe geſchützt, faſt jeder hat aber in Hof oder Keller Waſſer. Der Neuwirt erzählt, in ſeinem Keller wären die

Weinfässer lebendig geworden und schaukelten auf dem Wasser hin und her.

In der Nacht wache ich auf und höre donnern. Wie ich genauer horche, ist es aber kein Gewitter, es ist was anderes. Das rollt und brummt, daß die Fenster klirren, einmal von nahe, einmal von ferne her, und fast ununterbrochen. Mir wird unheimlich, ich stehe auf, Leute zu wecken. Es ist aber schon laut auf der Gasse und mehrere Stimmen schreien durcheinander. Ich rufe zum Fenster hinab, was denn los sei?

„Die Lahnen gehen ab!“ heißt es, „von den Bergen gehen die Lahnen ab.“

Was da zu machen wäre?

„Beim alten Pfarrer sind wir halt beten gegangen,“ sagt ein alter Mann, der mit einer Krücke und einer Laterne und von mehreren Hunden umbellt vor der Hausthür steht. „Will der Hochwürdige auch beten gehen in die Kirche, so leuchte ich hinauf.“

„Liebster Herr Pfarrer, gehen wir beten!“ rufen mehrere Weiber zu meinem Fenster herauf.

„Wir gehen,“ sage ich, „die kräftigen Männer sollen aber auf der Wacht bleiben, falls Wasser kommt.“

„Der Kimpelschmied ruft die Männer schon zusammen,“ wird mir gesagt, da hört man vom Platze her die Trompetenstöße, und aus den Häusern kommen Männer mit Fackeln und Krampen und Beilen und laufen thalwärts, wo die letzten Häuser unseres Dorfes stehen. Mich will es auch mit hinabziehen, doch die anderen drängen hinauf, der Kirche zu, und wenn sie Trost vom Himmel wollen, so muß ich ihn suchen helfen. Das Thal ist finster wie ein Keller. Das Brausen, Donnern und Krachen dauert

immer fort, dazwiſchen das Plärren der Rinder, die ſie aus den Ställen gelaſſen haben. Mir wird ſehr bange. Weiber, etliche Kinder und alte Männer eilen ſchnaufend voraus, auch der Mann mit der Krücke iſt vor mir her, in kaum fünf Minuten ſind wir oben. Der Karl hat am Altare ſchon die Lichter angezündet, ich kniee hin und hebe an, die Litanei aller Heiligen zu beten. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns! Alle heiligen Engel, Apoſtel, Blutzeugen und Beichtiger, bittet für uns!“ Wie ganz anders, als in gewöhnlichen Zeiten des Lippengebetes bewegt uns das in den Stunden der Not und Gefahr! — Aber ich fand die Andacht nicht, mein Herz war unten bei den Ringenden, vielleicht Ertrinkenden. Wenn der Prieſter bei den Sterbenden nicht iſt, wo ſoll er denn ſein? — Ganz jäh breche ich das Gebet ab, werfe das Buch weg und eile thalwärts. — Als die Leute langſam aus der Kirche gingen, ſtand der Mann mit der Krücke am Weihwaſſerkeſſel, beſprengte die Vorübergehenden und ſoll, wie mir nachher mitgeteilt wurde, geſagt haben: „Das hat nicht lang gedauert mit dem Beten! Das iſt mir ein ſauberer Pfarrer, der nicht beten will! Da wird uns der Herrgott wohl verlaſſen, wenn wir nicht beten!“

Die Leute arbeiteten in Abdämmung der Wäſſer raſtlos und faſt wohlgemut. Gegen Morgen wurde das Getöſe etwas ſchwächer. Als es tagte, ſahen wir im Thale die Verheerung. In mehreren Höfen ſollen die Tiſche und Käſten herumſchwimmen. Das Waſſer iſt gelblich braun, hat Luftaugen und ſtellenweiſe fettige Stellen. Nie hätte ich gedacht, daß Waſſer ſo häßlich ſein kann. Von einem beſonderen Unglück verlautet nichts. Aus Unterſchuttbach kam an den Berglehnen ein Jäger herauf, der berichtete,

daß dort die Häuſer noch ſtünden, doch wäre das Dorf faſt von allen Seiten unzugänglich. Manche Leute litten Not, aber verdurſten würden ſie gewiß nicht. Aus Oberſchuttbach iſt keine Nachricht da. Der Schmied hat gleich bei Tagesanbruch hinaufgeſchickt, zu ſehen, wie es dort gehe; der Bote konnte nicht hin, es ſind die Brücken zerſtört, die Waſſer rinnen anders, er hätte ſich, ſagte er, ſchier nicht mehr zurecht gefunden. Der Schnee iſt weg, auch an den ſchattſeitigen Hängen. Aus dem Gewäſſer ragt hie und da ein Schuttwall hervor mit entwurzelten Bäumen; unerhört viele Raben ſind da, ſchreien fortwährend und ſchießen oft nieder ins Waſſer. Mein Knecht, der Rupert, will ein lebendiges Reh haben ſchwimmen ſehen. Andere ſprechen von noch anderen Körpern.

Da aus Oberſchuttbach immer noch keine Nachricht kommt, ſo machen ſich mehrere Männer mit allerlei Geräten dahin auf. Mittlerweile erhebt ſich die Mär, unten am Keilerſtein, wo der breite Boden aufhört und der Bach in die Schwarzklammſchlucht hinabfließt, habe eine Rieſenlahn das Waſſer verlegt, daß es ſich ſchon ſtaue bis herauf gegen die Fockenhöfe.

Ich habe einen Rundgang gemacht, ſo weit es möglich iſt. Der Prälat hat geſagt, im Torwald müßte man ſich vier Beine anſchaffen. Jetzt verſtehe ich's, aber ein Dorfpfarrer iſt kein Rittersmann und ſein Weg, ob über Stein oder durch Schlamm, geht per pedes apostulorum.

Die Gießwäſſer ſind bis Mittag nicht kleiner geworden, ſie kommen von höheren Bergen herab. Hinterwärts am Kirchenriegel iſt eine Lahn abgegangen mit mehreren ſchönen Fichten- und Laubbäumen, die jetzt halb im Schutt vergraben auf der Wieſe liegen. Der Bruch im Berg iſt

ganz rot, aber gottlob felsig. Bis erst dieser Felsen verwittert und verschwemmt! Da kann mein Sankt Maria wohl noch ein Jahrtausend stehen.

Endlich nach Mittag ist die Nachricht da aus Oberschuttbach. Hinter diesem Orte in den Schluchten sind mehrere große Lahnen abgegangen und haben im Dorfe drei Häuser verschüttet. Aus dem einen Hause haben die Bewohner sich retten können; das andere ragt noch zum Teile aus Erd- und Gesteinmassen hervor und man glaubt, die Inwohner könnten noch leben. Das dritte Haus ist ganz und gar verschwunden, und kein Mensch kann heute sagen, wo es gestanden. Da ist jetzt keine Zeit zum Schreiben. Der Kimpelschmied ist schon oben, alles muß hinauf, was Hacke und Spaten tragen kann.

In der unteren Gegend steigt der See und kommt von Stunde zu Stunde näher heran gegen das Dorf.

Im Mai 1875.

Nun trage ich nach, wie der Herr uns hat heimgesucht.

In Oberschuttbach ist's noch schlimmer, als es sich anfangs gezeigt hat. Einige Wirtschaftsgebäude sind umgefallen und lehnen am Berge, ohne daß sie aber zerschellt wären. Ein Haus steht gleichsam in der Luft, so ist es unterwaschen und wenn man zu einem Fenster hineinschaut, sieht man in der Tiefe das trübe Wasser rinnen. Ein anderes Haus ist mit Schutt, Baumbruchtrümmern und Wurzelwerk so verklaust, daß man darüber wie durch eine Wildnis hin einen Weg aushauen mußte, um zum Dache zu gelangen. Und durch eine Dachlücke, den einzigen Zugang, steigen die Leute aus und ein. Knapp hinter dem

Dorf auf der Schutthalde ist ein Steinblock liegen geblieben, größer als ein stattliches Haus. Er soll sich in den wogenden Massen langsam herabgewälzt haben, und so oft er sich übergeschlagen, habe der Boden gezittert weitum bis zum Hies im Grund hinein. Der allmächtige Gott hat den Block aufgehalten, ehe er auf seiner plumpen Wanderung das Dorf erdrücken konnte.

Einen einzigen Mann hatten wir gerettet aus dem Grabe des Lahnschuttes. Ein junger starker Bursche, soll früher voller Lust gewesen sein. Nun kauert er stundenlang unter dem Ahorn und glotzt stier vor sich hin. Er weiß nichts, als daß in jener Nacht auf einmal die Wände seines Schlafgemaches krachten, sich bewegten und daß die Fußbodenbretter mitten entzweigebrochen und in die Höhe geschnellt seien wie eine aufgesprengte Fallthür. Und wenn man ihn fragt, was dann? so zwinkert er mit den Augen und lacht. — Unermüdlich ist weitergegraben worden. Da kommt die Botschaft von der unteren Gegend: Im Bachbett der Schwarzklamm verdursten die Forellen, am Keilerstein staut sich alles Wasser, und der See reicht bald ans Dorf Unterschuttbach herauf.

„Beten, beten!“ schreit er wieder, der Mann mit der Krücke, den sie den krumpen Christl nennen. Andere hätten damals freilich kein Heiligenbild ansehen mögen in der Kirche — wie die Himmlischen ruhig dagestanden und dagesessen sind, und zwei Ortschaften mit den Einwohnern schweben in höchster Gefahr! Weil ich immer nur zur Arbeit aufrief, so wendete der krumpe Christl sich an den Meßner: „Geh doch läuten, Karl, daß die Leut' beten kommen. Alles unten beim Wasser, nau, da werden sie der Katz' die Schellen anhängen! Derfaufen thun sie, und

wir all miteinand, auch die Unſchuldigen. Bedank' mich ſchön für die Ehr'! Wie kommt unſereiner dazu, mit dem ſündigen Volk zu Grund' zu gehen! Geh, braver Karl, thu' die geweihten Glocken läuten. Die Sündflut, weil die Leut' nimmer beten wollen. Der Pfarrer iſt auch ſo einer! Geh läuten, Karl!" — Dem muß ich einmal was ſagen, dem Chriſtl!

Und iſt tagelang gearbeitet worden, oben und unten. Oben iſt das Waſſer abgelaufen, die Wieſen grünen, überall Blümlein, weiße und gelbe, daß man meinen könnte, unter Schnee und Waſſer ſeien ſie gewachſen. Und gleich daneben Schlamm und Schutt und Steinfelder. Den Bach haben wir erſt ſuchen müſſen in den Rinnſalen, er hat ſich ein ganz neues Bett gewühlt. Zwei Bauern, zwiſchen deren Wieſen er früher die Grenze gebildet, haben gleich anheben wollen zu ſtreiten, da habe ich in Verzagtheit geſagt: „Wartet doch nur, es kommt der See herauf, der macht alles gleich." Und der Kimpelſchmied hat ihnen ſagen laſſen: „Wer jetzt ſtreitet, der wird um ein paar Ochſen gebüßt, und den Boden nimmt die Gemeinde!" Ich traue ihm's zu, dem Schmied, daß er's ausführt.

Aus dem halbverſchwemmten Hauſe zu Oberſchuttbach iſt noch die Leiche eines kleinen Mädchens hervorgebracht worden. Alle übrigen ſind drinnen im ungeheuren Schutthaufen, der mitten im Dorfe aufragt wie ein Berg. Vierzehn Tote, ſagt man. Jetzt kann der Karl läuten gehen.

Unten iſt die Aufregung der Leute eine noch größere. Der See greift immer näher ans Dorf, ja ſtreckt ſchon einen breiten Arm im Halbkreis um den Ort. Viele Einwohner kommen zu uns herauf und können nicht genug ſagen, in was für einem glücklichen Land wir wären, weil

wir ein paar Fuß höher liegen! Am Keilerſtein ſollen Hunderte von Menſchen arbeiten; alles, was in der Gemeinde rüſtig iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und auch die Vorgegenden, beſonders das Stift, ſollen Leute geſchickt haben. Viele ſind aber ganz mutlos und meinen, einen Berg könne man ſein Lebtag nicht abgraben. Wie? einen Berg nicht? Was iſt denn ſonſt abzugraben, wenn nicht ein Berg? — Es ſoll freilich eine ungeheure Wucht ſein, die den Abfluß verlegt. Wenn es ſo iſt, dann adieu, mein Torwaldthal, dann fahren ſie in Zukunft mit dir auf Schiffen und die Sage wird es in ferne Zeiten tragen: Drei blühende Dörfer — vielleicht machen ſie auch Städte draus — ſind verſunken im See. —

Am erſten Sonntag wollte ich eine ſchöne Grußpredigt halten, nun ſoll's was anderes werden. Das Waſſer im unteren Thale ſteigt. Es ſteigt langſam Tag für Tag. Freilich ſteigt es deſto unmerklicher, je breitere Flächen des Thales es einnimmt. Von allen Bergen kommen die Waſſer nieder und können nicht abfließen. Der Schulmeiſter hat berechnet, daß bis Peter und Pauli auch Sankt Maria unter Waſſer ſteht. — Und über unſerem Elende liegen ſonnige Frühlingstage!

Ich mache das letzte Aufgebot und nehme ſelbſt eine Haue über die Achſel. Zu den Weibern gehe ich um: „Zum Keilerſtein hinab! Wer will mit?“ — „Wenn der Pfarrer ſchon meint, das beſte Gebet wäre ſolches Zugreifen in der Not, und wenn er ſelber hinabgeht, ſo bleiben wir auch nicht daheim,“ dieſes ſagen ſie, „und wenn ſich der Menſch hilft, ſo wird ihm Gott auch helfen.“ — Schaufeln, Krampen, Eiſenſtangen, Schubkarren und was an Zeug

eben noch vorhanden, das nehmen sie über die [illegible] mich Aber auch Mehlsäcke und Brotlaibe und Schmalzkübel mit dem sich und ihre Männer. Wenn nicht so harter Ernst, wäre es drollig gewesen, wie jetzo an der Spitze von etwa zwölf ältlichen Weibern — denn die jungen sind schon unten — der Pfarrer Wolfgang ausgezogen ist, um den Drachen zu töten. Der krump Christl hat uns nachgerufen, er wolle fleißig beten, daß wir doch was ausrichten könnten. Der Schulmeister ist auch mit uns; er hat kein anderes Werkzeug, er trägt mit kurzen schnellen Schrittlein die Idee hinab, ob man den angeschütteten Berg nicht unter sich durchbohren könne? Die Torwalder hätten schon einmal ein Loch gebohrt für die Leute — die Wurmlucken — warum sollten sie nicht auch eins zu wege bringen fürs Wasser? — An den Berghängen hinkletternd, brauchten wir fast drei Stunden bis hinab. Zwischen den Waldstämmen blinkte der helle See herauf, er war gar nicht mehr schlammig, vielmehr fast klar und blau wie ein fermer Gebirgssee, man will sogar schon Fische drin herumschwimmen gesehen haben, im neuen See. Er richtet sich ein, den städtischen Naturfreunden zu lieb sehr schön zu werden. Jetzt steht mitten im See noch der Tannenwald heraus, morgen werden in seinen Wipfeln die Schwalben des Wassers nisten — die Forellen. Unterschuttbach liegt da wie ein kleines Venedig.

Als wir gegen die Enge kommen, wo der Keilerstein fast senkrecht aufsteigt, sehen wir ihm gegenüber hoch oben schon den breiten Bruch, wo die Lahn, oder vielmehr der Bergsturz sich losgelöst hatte. Auch hören wir das Krachen der Schüsse. Die Schuttböschung wimmelt von emsig arbeitenden Leuten. Sie sprengen Steine, sie schurfen

wir e graben, ſie zerſägen geſtürzte Baumſtämme, und unhandige Karren ſchaffen das Geſtoffe fort. Trotzig und kühn arbeiten ſie an gefährlichen Stellen, hochgemut ſpielen ſie ſich aus, einer für alle, es herrſcht ein Gedanke und ein Wille und eine Kraft, und das Volk vom Torwald iſt ein ſtarker Mann geworden. Es gelingt, ſchrie etwas in mir auf, als ich die bereits erreichten Erfolge ſah. Mehr als zur Hälfte war der Hügel durchſchnitten. Der Schmied ging immer hin und her und traf Anordnungen. Sein halbwüchſiges Söhnlein, der Rolf, ſtand mitten in Schutt und Geſtein und hieb mit dem Krampen flink drauf los. Dieſer Junge gefällt mir, ſo oft ich ihn ſehe. Es iſt etwas ſo Sicheres, Gerades und dabei ſonnig Warmes in ihm. Er ſchaut nicht um ſich, er arbeitet drauf los, als ob er allein das Thal zu retten hätte, er macht dabei ein ſo fröhliches Geſicht, als ob er überzeugt wäre, daß es gerettet werde. — Als die Leute ſahen, daß auch der Pfarrer und der Schulmeiſter da waren, ſchienen ſie neuen Mut zu ſchöpfen. Der Schulmeiſter kletterte gleich über das Geſchütte zum Schmied hin und gab ſeinen Rat, mit einem langen Brunnenbohrer ein Loch durch zu machen. Mit dieſem Rat kam er freilich zu ſpät, es war ſchon um einen Bohrer geſchickt worden, und nun ſtellten der Schulmeiſter und ich uns an und bohrten. Zuerſt ſind wir ausgelacht worden, als aber durch das Loch ein erſtes Brünnlein zu ſprudeln begann, und wir ein zweites anbohrten, begriffen ſie es. Schafft man dem Waſſer auch nur ein ganz enges Sträßlein, dann bohrt und gräbt es ſchon ſelber mit und richtet mehr aus als ein Schock Leute.

Noch die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet bei rotem Fackelſchein. Recht munter ſind wir dabei geweſen.

Eine große Gefahr, gegen die man ſich wehrt, iſt lange nicht mehr ſo unheimlich, als eine oft viel geringere, der man thatlos gegenüberſteht. Aber am Morgen kam die Nachricht, der See ſei ſchon vorgedrungen bis zu den erſten Häuſern von Sankt Maria, und reiche an Neuwirts Zaunthor dem Kruzifix bis an die Knie. „Mit dem Zaunthorkreuz hebt's an und mit dem Kirchturmkreuz hört's auf," hieß es. — Da begannen, etwa neun Uhr Vormittags, ſachte unſere Erdmaſſen lebendig zu werden. Die Leute ſtoben auseinander und an die Berglehnen hinan. Nicht mehr arbeiten, nur noch zuſchauen! Wenn ich's nur beſchreiben könnte, wie das zu ſehen war! Die von beiden Seiten durchwühlte Scheidewand hub an zu bröckeln, zu rutſchen und ſtürzte endlich ſchwer und faſt lautlos ein. Sofort ſanken auch die anderen Wälle zuſammen und mit unbeſchreiblicher Gewalt brach das Waſſer hinaus. Grauſig wirbelte, ſchäumte, toſte die trübe dicke Hochflut, alles mit ſich reißend, durch die Schwarzklamm hinab. An den Ufern rollten die Lahnen, ſtürzten die Bäume, und die Steinwuchten wälzten ſich zwiſchen rinnendem Schlamm und wogenden Stämmen langſam hinaus.

„Jetzt möchte ich aber kein Haus haben, das draußen in der Grünau ſteht," ſagte ein Mann, und viele ſtimmten ihm bei.

Der Schullehrer that Freudenſprünge. Zwar ſagte er es nicht laut, insgeheim jedoch hielt er ſich für den Retter, obſchon jedermann wußte, daß die Bohrarbeit ſchon vorher vom Kimpelſchmied angeordnet worden war. Der gute Kornſtock, wenn er nur nicht auch als Komponiſt etwa zu jenen gehört, die ganz ausgezeichnete Einfälle

haben — aber allemal etwas ſpäter, als ein anderer. — Unter den Leuten wurde nun das Verlangen laut, der Herr Pfarrer ſolle auf der Stelle eine heilige Dankmeſſe leſen. — Dieſe Altarſteine ringsum ſind zwar von Gott dem Herrn geweiht, doch müßten ſie, um darauf Meſſe leſen zu können, auch vom Biſchof geweiht ſein.

Der See läuft langſam ab. Ein ungeheures Schlammfeld bleibt zurück. Das ſonſt übliche Bewäſſern und nötige Düngen der Wieſen, ſagen die Leute, ſei dies Jahr überflüſſig. So lohnt ſich die Arbeit am Keilerſtein zwiefach. Mir ſind ſie ſchon zuthunlich, und etliche meinen, wenn der Pfarrer nicht geweſen, ſo wäre es nicht ſo gut ausgegangen. Mein Gott, Worte! Was hätten ſie genützt, wenn ſie nicht befolgt worden wären!

Aus Oberſchuttbach haben ſie das Mädchen gebracht, welches hervorgegraben wurde. Es iſt unter den Trümmern zwiſchen verklemmten Balken in ſeinem Bette gelegen wie ſchlafend, ganz unverſehrt; man weiß nicht, warum es des plötzlichen Todes verſtorben iſt. Das Särglein haben ſie am Kirchenriegel auf den Waldanger niedergelaſſen vor dem heiligen Joſef. Aus allen drei Dörfern ſind Menſchen dageweſen, um dieſer einzigen Leiche ein feierliches Begräbnis zu geben, das den übrigen Verunglückten verſagt iſt. In dieſem unſchuldigen Kinde wollen wir gleichſam auch die anderen Toten mit Segen, Gebet und Glockengeläute in das Grab legen. — Jetzt wollten ſie aber da beim Joſef nicht vom Fleck kommen, als warteten ſie auf etwas. Standen die Leute ſo herum und ſchauten auf den weißen Bretterſarg und auf mich. Endlich tritt der Kimpelſchmied an mich heran und teilt

mir mit, daß der alte Herr immer die Totenbeſchau gehalten hätte — und ich möchte halt auch ſo gut ſein. Daraufhin habe ich nicht ſtudiert, und nach dem, was ich weiß, müßte ich zu jedem ſagen, der da ſtarr ausgeſtreckt liegt: Bruder in Chriſto, du biſt nicht geſtorben, du wirſt auferſtehen und ewig leben. — Aber den verfallenden Leib muß man doch beſtatten, und das darf geſetzlich nur nach erfolgter Totenbeſchau ſein. Kein Arzt iſt vorhanden im ganzen Torwald, alſo bin ich hingetreten. Den ſchon früher gelockerten Sargdeckel haben ſie abgehoben. Da liegt ein Engel; die ſchmalen Hände über der Bruſt gefaltet, umwunden von einem Roſenkranze. Weiß gekleidet und mit wächſernem Geſichte, wächſern bis in den Mund, in die Naſenhöhlen hinein. Das ſchwarze, mitten geſcheitelte Haar iſt umwunden mit einem Rosmarinzweige. Die langen Wimpern ſind ſo leicht geſchloſſen, daß man zwiſchen ihnen durch das bläuliche Blaß des geronnenen Augenſternes ſehen kann. Ich taſte die Wangen an — kalt wie Lehm. Alles iſt herbeigeeilt, um in den Sarg zu ſchauen, ich winke, ſie ſollten ihn ſchließen. Dann ſind wir mit ihm vollends hinaufgegangen zum Kirchhofe. Die jungen Lärchen und Birken grünen, in allen Sträuchern und Wipfeln zwitſchern die Vögel, Hummeln klingen umher, über dem engen tiefen Gräblein gaukelt ein weißer Falter, die Sonne leuchtet hell und warm vom Himmel nieder — ſo haben wir den Menſchenleib hinabgeſenkt. Kein Klagelaut der Anweſenden, aber an manchem ſtoßenden Schluchzen merkte ich, wie viel Weh da mit Gewalt zu verwürgen war. Sind doch auch ſolche da, die Vater, Mutter, Bruder und Kameraden unter dem Schutthügel begraben wiſſen und jetzt ihrer gedenken. . . .

Grabreden sind bei uns nicht Sitte, mir aber ist das Herz so voll, daß ich nach der Einsegnung ungefähr die Worte sage: „Meine lieben Pfarrkinder! Ehe es mir noch gegönnt gewesen ist, als Ankömmling öffentlich ein Wort des Grußes zu euch zu sprechen, und die Bitte, daß ihr auch mir eure Herzen aufthun möchtet, wie ihr meinen hochwürdigen Herrn Vorgänger lieb gehabt habet, und euch auch sagen, daß ich zu euch stehen will in aller Zeit: ehe mir das gegönnt gewesen ist, hat es der Herr gefügt, daß wir durch ein großes Unglück, durch eine schwere Prüfung uns nahe geführt worden sind. So haben wir unsere Zusammengehörigkeit schon beweisen können. Ich habe in diesen wenigen Tagen die Torwaldbewohner kennen gelernt und gesehen, daß sie großer Liebe wert sind. Hier vor dem Grabe, hoffend die Auferstehung von den Toten und das ewige Leben, gelobe ich, der Pfarrer von Sankt Maria, euch ein treuer Lehrer und Freund zu sein. Auf dem großen Grabhügel zu Oberschuttbach will ich ein Kreuz errichten lassen zur ewigen Erinnerung, daß Pfarrer und Pfarrkind, Lebendige und Tote im Namen des göttlichen Erlösers vereinigt sind."

Ich habe aufhören müssen, alle miteinander hat uns die Bewegung übermannt.

Dann sind wir in die Kirche gegangen zum Totengottesdienst für die Verunglückten. Kein Katafalk, kein Totenschädel und keine schwarze Fahne. Die Heiligen schauen freundlich von den Wänden, die Engel lachen, die Sonne spielt in roten, blauen und grünen Funken am Kronleuchter, die Orgel klingt lieblich und die Schulkinder singen lebensfrisch ein fast freudenreiches Lied. — Das sehe ich schon, leicht kommt der Tod nicht auf in diesem

Thale. — Nach dem Gottesdienſte, als die Leute ſich zerſtreut haben, um an ihre alltäglichen Arbeiten zu gehen, bleibe ich noch oben und ſchaue über die Kirchhofsmauer hinaus in die Gegend. Jetzt habe ich eigentlich erſt geſehen, wo ich bin. Die Landſchaft iſt von unbeſchreiblicher Schönheit und Größe. In der Ebene Wieſen, Wald und weiße Sandhalden mit dem ſchimmernden Fluſſe. Dann in weiter Runde das hohe Gebirge. An der vorderen Bergſohle Menſchenwohnungen und Äcker, weiter hinan blauender Wald, dann Almmatten mit den weißen Eierlein der Sennhütten, die freilich in dieſer Jahreszeit noch verlaſſen ſtehen werden. Hinter dieſem Vorgebirge ſtarrt da und dort eine Felsbank herüber. Und erſt gegen Sonnenuntergang hin! Hinter Oberſchuttbach ſollen die Thalſchluchten noch ſtundenweit fortgehen, aber lauter Stein und Sand. Und dann baut ſich um dieſes Hinterthal das hohe Gebirge. Wie es heute daſtand im Sonnenſcheine, ſtarrſchründig aufragend, teils mit Schutthalden, die nach unten hin breit auslaufen, nach oben hin in Äſtelungen ſich verlieren zwiſchen den Wänden. Und in den Hochkeſſeln der Schnee. Die dunklen Flächen werden Zirmbeſtände ſein. Und über den Zirmhöhen hinterwärts iſt ſie hingegoſſen. die ungeheure, die eherne Eisſcholle, aus welcher unzählbare dunkle Felswälle, Riffe und Spitzen aufſteigen, und aus welcher ewig unſere Wäſſer rinnen. — Und alles ſo ſtill und fern und unermeßlich . . . .

Der Schullehrer war zu mir getreten. „Heute iſt ſie klar, Herr Pfarrer!“ ſagte er in ſeiner haſtigen Redeweiſe. „eine Pracht, eine Pracht. Wenn man ſo etwas muſizieren könnte, Herr Pfarrer!“

„Es iſt Muſik für das Auge.“

„Wahr iſt's, wahr iſt's. Und erſt wenn man hinaufſteigt auf dieſe Muſik! Bin ſchon oben geweſen. Es iſt ſchrecklich, Herr Pfarrer, es iſt ganz ſchrecklich. Heute kann man ſogar den höchſten Punkt ſehen — ein Zehntauſender! Das hohe C, ſage ich immer."

„Das Gebirge heißt die Hohe Raub, wie ich höre."

„Hat ſeinen Namen nicht umſonſt, Herr Pfarrer!"

„Und welches iſt der höchſte Punkt, den Ihr ſo muſikaliſch bezeichnet?"

„Ich erſuche, Herr Pfarrer! Stellt Euch genau daher, wo ich jetzt ſtehe, und ſchaut einmal gerade über dieſen Baumwipfel hin, ja über den da! Der Uhrzeiger kann zu Mittag nicht ſchärfer auf Zwölf zeigen, als dieſer Wipfel auf die Bergſpitze, die der höchſte Punkt iſt. Weit hinter den Eisfeldern, ſeht Ihr es, Herr Pfarrer? Ein ganz kleines Zacklein, ein weißes. Das hohe C, ſage ich immer. Die Leute nennen es das Lichtl."

Es ſoll nämlich an jener Spitze manchmal eine Schnee- oder Eisfläche von der Sonne ſo beſchienen werden, daß ſie wie ein Lichtlein herableuchtet in unſer Thal, beſonders früh morgens, wenn es hier noch dunkel iſt.

Als wir weiter gehen, wird mein Schullehrer immer zerſtreuter, nicht vom Totenfeſt redet er und nicht vom Gebirge. Und endlich zieht er ein zuſammengefaltetes bedrucktes Papier aus der Bruſttaſche. „Herr Pfarrer!" ſagt er faſt ſchämig, bleibt ſtehen und giebt mir das Papier in die Hand, „leſet das! Das Angeſtrichene! Heute iſt's gekommen!"

Während ich's that, ſtrich er mit den Händen ſeinen langen Bart nach beiden Seiten über die Bruſt aus und ſchaute mich an.

„Da muß man ja gratulieren!“ konnte ich ſagen. Es war eine Zeitungsnotiz. In Eichfurt hatte ein Geſangverein beim Liederkonzert eine Nummer gehabt: „Süßes Lieb, behüt' dich Gott, von Michael Kornſtock. Mit Klavierbegleitung.“ Nichts weiter zwar, wie es geſungen worden, ob es gefallen hat, aber mein Langbart war überglücklich. „Nun geht's vorwärts!“ ſagte er. „Wenn die Welt erſt einmal davon weiß, dann wird ſich's ſchon thun. Auch die Opern kommen dran, nur Geduld muß man haben. Geduld bringt Opern. Ich habe auch wieder ein paar Lieder gefunden, Herr Pfarrer, das Schönſte, was es giebt!“

Er ſammelt nämlich Volkslieder, Texte und Melodien, und bearbeitet ſie für Kunſtſänger. Ganz ſchön! Nur will ich jetzt auch einmal ſehen, ob im Schulhauſe die Kinder leſen und ſchreiben lernen.

Wie wir durch das Kirchhofsthor hinaustreten wollen, ſteht an der Mauer der krumpe Chriſtl. Er bewohnt, wenn er nicht auf Beten oder Betteln aus iſt, ein Stüblein bei Karl dem Großen, wie der Schullehrer den Meßner und Schneider Karl Groß nennt. Der Chriſtl ſchaut nun den Kornſtock ſpitzig an und ſagt, er hätte mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden. Und als er mit mir allein iſt, vertraut er, daß er beichten möchte und die heilige Kommunion empfangen, und zwar gleich zur Stunde.

„Seid Ihr nicht wohl?“ frage ich ihn.

„Dank der Nachfrage. Aber weil der Menſch nicht oft genug die heiligen Sakramente empfangen kann! Und es iſt halt ſo viel was Großes um die heilige Speiſung.“

Die Beichte habe ich ihm abgehört, die Kommunion kann er erſt morgen nach der Meſſe empfangen. Das war

ihm nicht ganz recht. „Wenn Einer des jähen Todes versterben muß, ohne göttliche Wegzehrung!“ war sein Bedenken.

Ein wunderlicher Patron. Ein abgehauster Bauer. Vor lauter Beten der Arbeit vergessen, ein Dorfschmarotzer geworden. Die Leute nennen ihn auch den Hunds-Christl, weil ihm auf der Gasse alle Hunde nachlaufen und anknurren. Wenn er dann mit seiner Krücke herumfuchtelt, werden die Tiere noch aufgebrachter, begleiten ihn bellend, oder kallen ihm so lange nach, als er zu sehen ist. — Sein Fuchteln mit der Krücke, das schreckt sie nicht, denn dreinhauen kann er nicht. Wenn er dreinhaut, fällt er um.

Am 29. Juni.

Wenn uns bös Wetter verschont, so kriegen wir ein außerordentlich fruchtbares Jahr. Futter in Überfluß, treibt schon die Viehpreise hinauf. Das Korn, sagen die Leute, ist seit Menschengedenken nicht so gut gestanden, als heuer. Das macht der Schlamm. Es ist denn auch alles guter Dinge, und wenn man in den Abendstunden spazieren geht, so hört man singen und juchezen von allen Seiten.

Heute ist aber freilich ein ernster Tag gewesen. Zu Oberschuttbach auf dem Lahnhügel haben wir das Kreuz eingeweiht. Der Hügel ragt mitten im Dorfe auf, wo Gemüsegärten sind gewesen und die zwei Häuser; ein fermer Berg. Ein Fußsteig ist angelegt worden bis zum Scheitel hinauf, und dort oben steht jetzt das Kreuz. Es ist aus Lärchenholz gezimmert, rot angestrichen und drei Mann

hoch. Ein Riesengrabhügel und ein Riesengrabkreuz. Der Lehrer hat mit seinem Chor das schöne Lied vom Kreuzstamm Christi angestimmt, und der reine Sommernachmittag ist groß und feierlich gelegen über unserem Totengedächtnis, und die Berge haben so freundlich und unschuldig herabgeblickt, als seien es nicht sie gewesen, die dieses Grab geschichtet.

Während ich nach der Benediktion die Litanei der Heiligen Gottes bete, hebt auf einmal jemand an, laut zu lachen. Ein Lachkrampf. Derselbe Bursche, der aus dem Schutte gerettet worden war. „Hi hi," lacht er unversiegbar, „jetzt sollt' ich unten liegen und steh' oben; steh' oben und muß Litanei beten. Für mich selber — hi, hi!"

Ganz unheimlich. Der von den Toten Erstandene ist seither im Kopfe nicht mehr in Ordnung. Manchmal, wenn er arbeiten soll, legt er sich ins Gras, reckt alle Viere von sich und meint, er wäre ohnehin im Himmel.

Das erinnert mich an jenen drolligen Bettelmann zu Hohenmauth. Der hatte immer gesagt: „Sterben muß jeder einmal, aber ich hab's schon hinter mir. Ich bin im Schloßteich ertrunken. Dann bin ich wieder lebendig worden, und seither nehme ich kein Leid und keinen ungiltigen Kreuzer mehr an, denn ich bin in der ewigen Seligkeit."

Am 25. Juli.

Endlich ist's im Geleise, und ich kann alles ruhig zu Papier bringen. Wenn das eine Chronik von Sankt Maria werden soll, so müssen auch die Leute und der Alltag herein. Will's jetzt beiläufig beschreiben, wie ich's angetroffen habe im Torwald.

Etliche ſiebzig Bauernhöfe und ein Dutzend Kleinhäusler. Feldbau, Viehzucht, Holzwirtſchaft. Das Torwaldholz iſt reif, kernfriſch und hart wie Stein, das hat als Bauholz Anwert draußen, wo man die Bäume ſchon als Junglinge und Weichlinge niedermetzelt, und gar ſolche nicht mehr genug findet. Bei uns giebt's Holz bis zum Ende der Welt. Was die Leute hier zum Leben brauchen, das bauen und ſchaffen ſie ſich ſelbſt, man ſieht wenig Geld und braucht auch wenig. Meine Vorgänger haben immer noch den Zehnten eingehoben. Dann nach den Aufſchreibungen für eine Meſſe dreißig, für ein Amt fünfzig, für eine Taufe zwanzig Kreuzer, für ein Begräbnis mit halbem Kondukt und Libera zwei Gulden der Kirche. Den Zehnten halte ich aufrecht, die kirchlichen Handlungen will ich nicht mit Ziffern meſſen. Wir haben Sachen genug, ſagt die Regina, wir brauchen's mit dem beſten Willen nicht auf, was ſie an Mehl, Fett, Fleiſch, Eiern, Geflügel, Wolle, Leder und Flachs darbringen. Wir können noch Arme ſpeiſen und kleiden. Gegenwärtig hat die Gemeinde neun Arme, die ihr Brot nicht verdienen können. Dann gehört zum Pfarrhof noch Wald, Feld, Wieſe und ein ſchöner Garten, im Ganzen ſollen es ſechsundzwanzig Joch ſein. Die Regina iſt zum Glück eine gute, reſche Hauswirtin; ich thäte alles verhauſen, mag mich um ſo Sachen nicht viel kümmern. Auch einen Knecht haben wir, den Rupert, ſozuſagen für die Hausmeiſtergeſchäfte; alle übrigen Arbeiten und Herſtellungen beſorgt die Gemeinde. Will ich einmal hinausfahren über das Riedeljoch, ſo ſtehen mir des Schmieds Paar Ochſen mit dem Karren zu Dienſten. Mich verlangt's aber gar nicht hinaus. Ich mag gar nicht zurückſchauen in die weite Welt, nicht mit dem Auge und nicht mit dem

Herzen. Mich hat Gott geführt, heim zu meiner Idylle. Nicht die Idylle Rouſſeaus und Geßners iſt es, eine viel hausbackenere, aber nahrhaft. Ausnahmen auch hier, im Ganzen jedoch tüchtige, gute, einfältige, zufriedene Menſchen. Ich will dieſer Zuſtände Hüter ſein den Reſt meiner Tage.

Meine Pfarrsleute ſind nicht groß gewachſen, aber kernig, nicht gerade ſchön von Geſtalt, aber geſund, nicht geiſtig hervorragend, aber klug und weniger wild leidenſchaftlich als ſchalkhaft gemütlich. Vielleicht werde ich auch noch andere Eigenheiten zu verzeichnen haben. Ihr Beruf iſt die Arbeit vom frühen Morgen bis in den Abend, ihre Erholung iſt oft wieder die Arbeit, oder die Religion. Was anderen etwa der Lehrſaal, der Konzertſaal, das Theater, die Bildergalerie, das Muſeum iſt, das iſt den Leuten im Torwald die Kirche. Sie nehmen die Religion weniger als eine Pflicht, denn als ein Bedürfnis. Und ich möchte auch nicht ſtrikte behaupten, daß ihre guten Seeleneigenſchaften gerade nur Folge der Religion ſind; dieſe bergumfriedeten Menſchen ſind von Natur aus redlich, geduldig, wohlwollend und fromm. Von keiner Thür iſt je ein Armer unbeſchenkt gegangen, und die Thüren haben keine Schlöſſer. Krankheiten, Widerwärtigkeiten werden wie etwas Selbſtverſtändliches gelaſſen ertragen. Doch ſind im Jahre drei oder vier Tage, wo ſie mehr als bis zur Sättigung eſſen und ſich betrinken. Auch etliche uneheliche Kinder habe ich im Pfarrbuche vorgefunden und ſogar einen Totſchlag erſt im vorletzten Jahre. Von einigen wohlhabenden Bauern erzählt der Tratſch, daß ſie ihr Geld in eiſernen Töpfen vergraben hätten. Das Hauptvergnügen der Wirtſchaftsbeſitzer beſteht in ihren Ochſen und Kälbern,

ein ſchöner Rinderſchlag iſt ihr Ziel, dem zu Liebe ſie ſogar Reiſen machen, um in anderen Gegenden gute Gattungen zu ſuchen. Die Stadtherrſchaften würden lachen, wenn man ihnen von einer Rinderäſthetik erzählen wollte; es giebt eine ſolche, und mein Lindenhofbauer wäre einer Kanzel für Äſthetik der Viehzucht vollkommen gewachſen. Dafür iſt der Torwalder Rinderſchlag auch weitum wohl berufen. Das Fuhrwerk wird nur mit Ochſen beſorgt; Pferd iſt kein einziges im Torwaldthale. Roß iſt Hoffart, ſagen ſie, der Reiter iſt hochtrabend, von oben herab; der Fahrer verliert die Freude am Heim und kutſchiert in der Weite um. Roß iſt Lump. Während der Ochſe auf jeden Bergſteig hinankann, geht das Roß auf breiten Straßen, wo die Wirtshäuſer ſtehen.

Die Nahrung der Leute iſt aus Mehl, Milch, Fett und Gemüſen; Fleiſch nur an Sonn- und Feiertagen. Die Kleidung, heißt es, ſoll aus drei L beſtehen: Leinwand, Loden, Leder. Die Männer halten es auch, und ich glaube, daß ihre Kniehoſen und Joppenſchnitte ſeit der erſten Beſiedlung des Thales die gleichen geblieben ſind. Die Weiber haben ſchon eher Neigung nach neuer Mode und beginnen Baumwollzeug an ihre Leiber zu hängen. Die Wirtstochter aus Unterſchuttbach iſt am Pfingſtſonntage mit einem rotſeidenen Buſentuch in die Kirche gekommen, darob Verwunderung auf der einen, Abſcheu auf der anderen Seite. Der Kimpelſchmied hat dem Krämer-Waſtl ſagen laſſen, wenn er ſo „Fetzwerk“ ins Land bringe, würde er einmal unliebſamen Nachtbeſuch kriegen. Es ſoll hier ſo etwas wie Haberfeldtreiben vorkommen, bin aber noch nicht dahintergekommen. — Die Höfe ſind geräumig und aus Holz gebaut, die Wände an der Wetterſeite m[i]

Schindeln verſchalt; die Dächer aus gleichem. In den Küchen überall das offene Herdfeuer; wo der Sparherd aufkommt, kommt das Sparen ab, ſagen ſie. Die Stuben, zwei bis drei in jedem Hauſe, haben niedere Thüren und kleine Fenſter, ſind aber häufig mit Zirmholz ausgetäfelt und man ſitzt recht heimlich drin. Die Hauspoſtille fehlt nirgends, die Leute ſcheinen doch auch bei der alten Schule leſen gelernt zu haben. In den meiſten Häuſern Reinlichkeit, auch in den Hütten wird an Samſtagen der Fußboden geſcheuert. Da iſt kein Vergleich mit den Bauernhäuſern draußen auf dem Lande, in denen man ſich nicht niederlaſſen kann, ohne einen Flecken am Kleide oder gar lebendige Anſiedelung zu bekommen.

Die Geſchlechter im Torwald ſind dieſelben aus alten Zeiten. Seit im Jahre 1580 das Pfarrbuch geſtiftet worden, faſt immer die gleichen Namen. Und ſollen ſchon früher von alters her dieſelben Geſchlechter hier gehauſt haben, vor den Völkerwanderungen geſchützt durch die hohen Berge. Reines Torwalderblut, aber doch unterſchiedliche Tropfen! Ich merke ſchon etwelches. — Die Dienſtboten ſind in den Höfen anverwandt und werden als zur Familie gehörig behandelt. Der älteſte Sohn des Hauſes bekommt den Hof, die übrigen Kinder dienen ihm entweder als Geſinde, oder erhalten ihren Erbanteil ausbezahlt und verdingen ſich in andere Höfe. Sie heißen Knechte und Knechtinnen, aber von Knechtſchaft iſt keine Rede; ſie leiſten, was ſie können, anders macht's auch der Beſitzer nicht; ſie haben, was ſie brauchen, mehr hat zumeiſt auch der Beſitzer nicht. — Die Jagd gehört dem Stifte und Wildſchäden giebt's. Der jetzige Prälat vergütet ſie gerne, er iſt nicht ſtrenge, wohl wiſſend, daß der Bauer ſeine Saaten

vor dem Wilde ſchützen muß. Früher einmal ſoll die Gemeinde ihre Jagd ſelbſt ausgeübt haben, da vernachläſſigten ſie die Arbeit, und jeder wollte mit der Büchſe gehen; des klagten die Älteſten ſehr in Eingaben ans Stift, darauf iſt ihnen die Jagd wieder abgenommen worden. In neuerer Zeit iſt eine andere Gefahr aufgetaucht. „Seit das Soldatenleben ſo kurz iſt, bleiben ſie länger aus," ſagt der Schmied. „Fort müſſen alle, manchem gefällt es draußen beſſer, ſie gehen in die Fabrik, zur Eiſenbahn und kommen nicht wieder heim. Sie haben nicht mehr das Heimweh, wie in früheren Zeiten. Wir ſind alleweil unter uns geweſen, haben es auch ſo einrichten wollen, daß unſere Pfarrer und Schullehrer geborene Torwalder wären. Aber wenn wir einen Studenten hinausgeſchickt haben, ſo iſt er in paar Wochen allemal vor lauter Heimweh wieder zurückgekommen."

Einen bemerkenswerten Bund haben die Torwalder mit dem Stifte geſchloſſen, der Steuern wegen. Wie zur Zeit der Tributpflichtigkeit liefern ſie auch heute noch die Naturalien ins Stift, und dieſes zahlt dafür das Bargeld an die Steuerbehörde. Der Schmied hat eine Magd, die immer fürwitzig dreinredet, wenn ſie etwas hört. Wie wir vor kurzem über die Steuern ſprechen, ruft ſie: „Uh Joſel Joſel! Steuer zahlen müſſen wir den Herren? Sollen lieber ſie uns Steuer zahlen dafür, daß wir fleißig arbeiten und ihnen was zu leben geben!" Das iſt dieſelbe Magd, die mich immer auslacht, weil ich Hoſen anhätte und mir alleweil in den Augen kalt wäre. Das war ſo gemeint: Mein Vorgänger hatte hohe Stiefel getragen, deren glänzende Röhren bis unter den Mantel heraufgelangt hatten; ich trage lange Hoſen und da wundert ſie

ſich darüber. Und warum ich Winterfenſter trüge auf der Naſe, wenn mir nicht in den Augen kalt wäre? — Hohe Stiefel werde ich mir wohl auch anſchaffen müſſen, hier zu Lande iſt an den Beinen Leder beſſer als Tuch. Die „Winterfenſter" kann ich freilich nicht wegthun, ein Seelſorger ſieht nicht leicht zu ſcharf.

In Vielem hat mich der Schmied unterrichtet, der Simon Eſchgartner. Mit dem plaudere ich recht gern eins, iſt ein kluger Mann. Er ſpricht immer unter „wir", und meint damit ſtets die Gemeinde. Ein helles Köpflein iſt auch ſein Sohn, der Rolf. Dieſer Junge hat oft überraſchend wunderliche Gedanken, wenn man ihn feſthält. Sonſt klettert er aufs Dach der Schmiede hinauf, wo grünes Moos wächſt auf den Schindeln. Dort ſtreckt er ſich nach aller Länge in die Sonne und verlegt ſich aufs Wachſen. Liegt auf dem Bauch, ſtützt den Kopf auf die Fäuſte und lieſt aus A. A. Waibels „Leben Jeſu". Der könnte ſtudieren und mein Nachfolger werden. Aber ich glaube, er will auch nicht hinaus und gerade der Rolf ſoll einer ſein von denjenigen, die aus dem Stiftsſeminar davon und vor Heimweh wieder in den Wald gelaufen ſind.

Einigen Kummer bereitet mir Karl Groß, der Meßner. Er ſoll in früheren Jahren als Handwerksburſche viel in der Welt herumgekommen ſein, und da hat er am vorigen Sonntage beim Unterſchuttbachwirt erklärt, er wiſſe vieles zu erzählen, und er glaube an keinen Gott. Die Leute haben ihn bloß ausgelacht, ich aber — der davon gehört — habe ihn darüber zur Rede geſtellt. Anfangs hatte er Ausflüchte, in die Enge getrieben, geſtand er auch mir unumwunden ein: Er glaube an keinen. Er habe noch nie

einen geſehen, außer ſolche, die er ſelber gemacht — aus Weizenmehl. Und einer, der ſo viel zwiſchen Altären und Heiligenbildern herumzukriechen habe wie ein Kirchendiener, und doch nichts wahrnimmt, dem könne man es nicht verübeln. Ein wahres Entſetzen, wie er das ſo ganz ruhig auf mich hergeſagt hat. Sonſt ein fleißiger Menſch, der Weib und Kind brav ernährt und chriſtlich züchtet; auch als Kirchendiener muſterhaft. Es iſt nicht zu verſtehen.

„Groß," ſage ich zu ihm, „narret Euch nicht, Ihr glaubt es ſelber nicht, daß Ihr nicht glaubt. Nach dem dritten Glaſe hat ſchon mancher eine Dummheit geſagt."

Da giebt er kleinlaut bei, er ſehe jetzt zwar kein Glas vor ſich, kein drittes und kein erſtes, aber mir zu liebe wolle er dergleichen nimmer ſagen.

„Ihr ſollt es auch nicht denken!" rufe ich aus.

Da fährt der fürchterliche Menſch fort: „Es iſt noch keiner zurückgekommen. Beim Beten bleibt alles ſtill da oben, im Elend greift kein Arm herab und den Heiden geht's nicht ſchlechter als den Chriſten. Wie verlaſſen der Menſch im Unglück iſt, das hat man im heurigen Frühjahr wieder geſehen bei der Überſchwemmung."

Raſch hackte ich da ein: „Und gerade bei dieſer Überſchwemmung hat ſich Gottes Hilfe augenſcheinlich gezeigt."

„Die Leute werden ſich wohl ſelber geholfen haben," ſagt der Karl leiſe, „aber mein Gott, es ſchickt ſich nicht, mit dem Herrn Pfarrer über ſolche Sachen zu reden, und ich bitte um Verzeihung."

„Nein, Groß, ſo entkommt Ihr mir nicht. Denkt nur einmal nach darüber, ob Sankt Maria einen glaubensloſen Kirchendiener brauchen kann!" Kaum das Wort geſprochen, habe ich es ſchon bereut. Fortſtoßen, anſtatt

heranziehen! Und das will ein guter Hirt sein? Ich wollte ihm gleich ein liebreiches Wort sagen, nämlich, daß seine Thaten christlicher für ihn sprechen, als seine Worte, da lenkte er schon ein: „Ist ja ein Unsinn. Manchmal, wenn man dem Teufel ein Ohr hinleiht, setzt er einem halt Hörner auf.“ Daß er noch an den Teufel glaubt, war mir gleich ein Trost, wenn auch ein schlechter. „Ich thu's eh einsehen,“ fährt der Schneider fort, „daß die Leute einen Glauben haben müssen . . . sonst wären sie gar nicht zu bändigen, seh's eh ein . . . .“

So ist er fortgegangen und ahnt wohl nicht, welche Bangigkeit er in mir zurückgelassen. „. . . daß die Leute einen Glauben haben müssen . . . sonst sind sie nicht zu bändigen . . . !“ Sollt's denn wirklich auch da im Torwald solche Bekenner geben? — Einen Finger von meiner Hand wollte ich mir abschneiden lassen, wenn der Karl das nicht gesagt hätte!

Am nächsten Tag bei der Messe war er wieder der eifrige fromme Altardiener, der laut und mit andächtiger Miene einen Rosenkranz vorbetete. Der krump Christl hätte freilich lieber drei Rosenkränze gehabt, statt einen. Der bleibt nach dem Gottesdienst allemal noch lange knien in seinem Kirchenstuhl, und seinen bewegsamen Lippen ist es anzusehen, wie heftig er betet. Dann geht er noch zu den Heiligenbildern umher und küßt sie, dann reibt er sich mit dem Altartuch seine Stirn, endlich klappert er dem Ausgange zu und besprengt sich am Kessel über und über mit Weihwasser. Zuletzt betet er noch draußen vor dem Kreuze. Wenn er für seine Wohlthäter beten wollte, da hätte er freilich recht, doch so viel aus seinen Reden zu merken ist, bittet er Gott und die Heiligen immer nur,

daß ſie ihn nicht ſollten in die Hölle kommen laſſen. Die Hölle, das iſt ſeine Sorge und Angſt bei Tag und Nacht. Jedem, dem er beikommen kann, mahnt er, nur alleweil fleißig zu beten, ſonſt komme er in die Hölle. Die Sünden nur allemal geſchwind beichten. Und es ſei ja alles Sünde. Eine Todſünde ſei die Hoffart, und wer hoffärtig iſt auf einen neuen Rock, wie der Schmiedpoldl, oder auf eine ſilberne Uhrkette, wie der Schneider Karl, der komme in die Hölle. Eine Todſünde die Trägheit, und wer des Morgens im warmen Bett die heilige Meſſe verſäumt, wie der Zimmermann Sepp an Sonntagen, der müſſe in die Hölle. Eine Todſünde die Völlerei, und wer ſich Einen antrinkt, wie letztens der Zaunſtiegelbauer und der Teichgraber-Golo, der fahre in die Hölle. Und wer einem Weibsbild nachſchaut, wie die jungen Burſchen all' auf der ſchlechten Welt und ſogar die alten Männer noch, die Bockskerle — und die Todſünde nicht beichtet — hinab mit ihm ins ewige Feuer! — das iſt ſo des Alten Chriſtenlehre, weiß Gott, wer ſie ihm beigebracht. Die Kanzelreden über Liebe, Opferwilligkeit, Geduld, Gnade, Gott und Himmel befriedigen ihn nicht. „Für den Himmel ſind die Leut' ſchon viel zu ſchlecht!" ſagt er gerne. Jede Woche wenigſtens einmal kommt er zum Beichtſtuhl, und da habe ich ihm letztens zurufen müſſen: „Chriſtl! So bringt doch nicht allemal einen ſackvoll fremder Sünden mit, bringt doch auch Euere eigenen!"

Dieſe beiden, der ungläubige Karl und der bigotte Chriſtl wohnen beiſammen, Wand an Wand. Sollte das ein Spaß vom lieben Herrgott ſein?

Den Meiſter Simon, den Schmied, ſehe ich des Werktags nie in der Kirche, nur Sonntags. Da ſitzt er in ſeiner Bank, ſchaut nicht nach rechts und nicht nach links, nur in ſein Gebetbuch. Dieſes läßt er in der Bank liegen die Woche hindurch, und die großen Brillen als Merkzeichen zwiſchen den Blättern. Bei der Arbeit braucht er ſie ja nicht. Einmal habe ich in dem Gebetbuche geblättert, es iſt ſehr alt und hat einen großen Druck. Auf den leeren Blättern vor dem Titel ſind des Schmiedes Vorfahren aufgeſchrieben, ihr Geburts- und ihr Todesjahr. Die Reihe der Eſchgartner geht weiter zurück als unſer Pfarrbuch, und alle ſind Bauern und Schmiedmeiſter geweſen im Torwald. Ein wahres Adelsgeſchlecht, aber eins, das ſeit Jahrhunderten fleißig gearbeitet hat.

Am 15. Auguſt.

Schmieds Rolf, der blonde Junge, iſt heute bei mir geweſen mit der Bitte, ihm ein Buch zu leihen. Dem Schulmeiſter ſeine Sachen habe er ſchon alle geleſen, Feiertags hätte er aber Zeit. Ich merke ſchon lange, daß Bücher auf ihn wirken. Ein Gemüt wie Wachs. Das wäre einer zum Verdorbenwerden, wenn er in unrechte Hände käme. Ob er nicht noch einmal ins Stift hinaus möchte? Er ſchüttelt raſch den Kopf — daheim wäre es luſtiger. Ich gab ihm die Nachfolge Chriſti und einen katholiſchen Volkskalender, daß er auch Bilder angucken könne. Bilder möge er nicht, war ſeine Antwort, die thäten ihn eher vom Gedanken abbringen. Es ſei ſchon recht, meinte ich, an Ruhetagen die Seele ſo durch das Reich Gottes ſpazieren zu führen. Und wenn er in den

Büchern etwas nicht verstehe, so möge er nur zu mir kommen.

„Es ist alles zu verstehen," antwortet er.

Na freilich ist alles zu verstehen! — Kindskopf!

Den 16. August.

Meine Berufsgeschäfte verlangen jetzt nicht viel Zeit. Das Predigtstudieren hatte ich mir anfangs angelegen sein lassen; ich war ungeübt und mußte memorieren. Man hätte manchen Sermon gleich in den Druck geben können, so sorgfältig war er ausgearbeitet. Die Pfarrkinder sind dabei eingeschlafen. Erst als ich eines weiten Versehganges wegen mich eines Tages nicht vorbereiten konnte und dann auf der Kanzel nur so, wie mir ums Herz war, herausgesprochen habe, schauten sie mich an und etliche hätten — weiß die Regina — nasse Augen gehabt. Nach dem Amen sagt die Gemeinde ein lautes Vergelt's Gott. Seither mache ich's öfter so, spreche gerne aus dem Evangelium, aus der Bergpredigt, erzähle Legenden, so zuhalb in ihrer Mundart, als ob ich in den Häusern mit ihnen redete, knüpfe gerne an ihre Freuden und Leiden, an die Eigenschaften, Schönheiten der Jahreszeiten an, rede strenge, wenn ich sie übermütig weiß, milde und trostreich, wenn sie in besonderen Anliegen sind — und habe die Kirche voll Zuhörer. Das sechste Gebot muß oft herhalten, auch das vierte recht eindringlich auszulegen ist nicht überflüssig. Gerne hören sie von der Mutter Gottes, vom Schutzengel, von lieblichen Dingen, die sie gerade nicht immer an ihre Pflicht erinnern. „Es war," das klingt ihnen angenehmer, als „du sollst". Geschichten und Beispiele sollte kein

Prediger verſchmähen, aber nicht zu aufdringliche! Ich möchte ſchon auch faſt von Predigten ſagen, daß jene die beſten und wirkſamſten ſeien, die nicht — moraliſieren.

Am liebſten hören ſie, daß ihnen der Herrgott zu Lohn für ihre Tugenden ſchönes Wetter bei der Heuernte geben wird. Und im Ganzen: kurze Predigt, lange Wurſt, das wäre ihr Begehren.

So hätte ich nun recht viel Zeit zum Schreiben. Doch dünkt mich, ich ſoll das Leſen vorziehen. So leſe ich Ähren draußen bei den Schnittern. Die Frucht ſteht wunderſchön, die Leute ſind guter Dinge trotz der ſchweren Arbeit. Ein ſolches fröhlich dankbares Einheimen der Gaben des Himmels iſt ein wahrer Gottesdienſt.

Vorgeſtern bin ich vom Felde abgerufen worden. Ein Bote aus dem Gebirge war da. Auf der Zaunſtiegelalm habe ſich die Sennin durch den Sturz über eine Felswand ſchwer verletzt. Eilends hole ich aus der Kirche das Chriſam und das Allerheiligſte, die Regina ſteckt noch Brot und Rauchfleiſch in die Taſche, die der Bote mitſamt dem Lichte zu tragen hat, und ſo ſind wir hinaufgeſtiegen. Nach zwei Stunden über graſige Almen hin. Vor den Hütten knien, als wir vorbeikommen, Hirtner, und grüßen den Herrn in Brotsgeſtalt, der ſelten genug über ihre Matten wandelt. Als wir endlich in die Hütte der Zaunſtiegelalm treten, liegt die Kranke auf dem Stroh reglos da, mit ſtarrem gebrochenen Auge. Am Munde Spuren von Blut. Zu ſpät. Ein junges Weib, die Züge noch verzerrt vor Todesſchreck. Ein knocheneckiger rotbärtiger Menſch iſt vorhanden, der wühlt mit ſeinen braunen Fingern in den Haaren und macht der Toten die heftigſten Vorwürfe. „Eine ſündhafte Leichtſinnigkeit und nichts anders!“

ſchreit er ſchrill auf. „Als ob nicht Futter genug wär überall! Aus den böſen Wänden heraufholen! Eine ſündige Leichtſinnigkeit! Zu Trutz biſt in die Wände, du ſchlechte Dirn! Und abwalgen! Und jetzt biſt geſtorben!“ Brüllend warf er ſich über die Leiche. „Und jetzt kannſt nicht ſelig werden, meinetwegen, mußt ins Fegefeuer, meinetwegen!“ Nachher ſinkt er vor mir aufs Knie, ich habe noch das Hochwürdigſte in der Hand, die Finger klammert er ineinander und ſchreit um Barmherzigkeit für die arme Seel'! „Zuſammengehalten haben wir halt, wir zwei, in ſchlechter Leibſchaft. Und jetzt hat ſie nimmer beichten können! Nimm's von mir an, Herrgott, heiliger, daß ich ſtatt ihrer die Sünd' kann beichten!“

Einen ſolchen Auftritt muß man ſelbſt erleben, mir iſt's ganz kalt über den Rücken gegangen, wie dieſer Waldmenſch ſo wild für ſeine Geliebte um Gnade ruft. Ich werde ihm wohl einige gute Worte geſagt haben, auch die Leiche geſegnet und angeordnet, wann man ſie auf den Kirchhof bringen ſoll.

Hernach gehe ich ins Freie und ſchaue hinaus ins weite ſtille Bergland. Unſer Thal iſt tief hinter den Vorbergen wie verſunken. Dort drüben ſtehen die Felsrieſen, liegt das grauenhaft zerriſſene Meer des Eiſes. O du ewige Bergwelt, was haſt du an dir ſchon aufblühen und was ſchon ſterben geſehen!

Bei der Thalwanderung diente die Laterne des Boten nicht mehr dem Sakramente allein, das ich wieder mit heimtragen mußte, ſie diente auch uns im finſteren Walde bei einbrechender Nacht. Zu Thal gekommen, redeten wir ein weniges miteinander. Vom verzweifelten Manne oben in der Hütte wußte mein Begleiter nicht viel mehr, als

daß er der Holz-Hoisel genannt sei, weil er in den Waldungen Holz hacke, und daß man sich bei ihm nicht auskenne. Der alte Herr — mein Vorgänger — habe in seiner letzten Zeit mit dem Hoisel zu thun gehabt, aber man könne nichts sagen, weil man nichts wisse. — Vom alten Herrn sprechen sie immer wieder, er muß bei den Leuten wohl in hohen Ehren gestanden sein. Neunzehn Jahre lang ist er auf dieser Pfarre gesessen, nach allem, was ich über ihn erfahre, ist er voller Gewissenhaftigkeit, Opferfreude und Sanftmut gewesen. Beispiele werden erzählt, in welchen er wie ein Heiliger dasteht. Ich fragte meinen Weggenossen, was man denn eigentlich sage darüber, daß er ins Irrenhaus hat müssen gebracht werden?

„Was wird man denn sagen?" entgegnete der Bote, „ist halt nimmer und nimmer daheimgeblieben, immer draußen herum über Berg und Thal. Einmal hat er sich eingebildet, er ist ein Schulmeister, dann, er ist ein Jäger, nachher ist er gar ein Landwächter gewesen, der Verbrecher verfolgen muß. Immer von Gerichten und Galgen gesprochen — und sonst so ein gemütlicher Herr, Gott weiß es! Einbeeren, sagt man, soll er gegessen haben, davon wird man so. Ist heim und wieder fort und wieder heim, hat alleweil geschrieben, und kein Mensch weiß was — und dabei im Kopf — ganz verloren, nicht mehr predigen können, bei der Messe laut zu beten angefangen für Leute, die auf dem Galgen hängen — na, bis sie ihn halt nachher abgeholt haben. Im Narrenturm hat er nimmer lang gelebt."

Die Regina weiß auch nichts, unter Weinen sagt sie nur immer: „Und wie er ausgesehen hat, wenn er von seinen Irrfahrten heimgekommen ist! Haut und Knochen!"

„Herr Pfarrer!“ hätte ſie geſagt, „was iſt denn das?“ Darauf er: „Was das iſt, meine liebe Regina? Ein ſchweres Schickſal! Ein ſchweres Schickſal!“

Am 18. Auguſt.

Die Almerin haben wir heute beſtattet. Über ihren Tod hat die Regina eine geheimnisvolle Andeutung vernommen, als hätte die Arme ihn abſichtlich geſucht, und als hätte ſie einen Grund dazu gehabt. Ihr Liebhaber, der Holz-Hoiſel, iſt nicht beim Begräbnis geweſen, aber nachher iſt er zu mir in den Pfarrhof gekommen. Er getraut ſich kaum, mir ins Geſicht zu ſchauen. Vor den Leuten ſchäme er ſich, aber mit dem Pfarrer müſſe er reden und drei Seelenmeſſen leſen laſſen. Schon ſein hirſchledernes Geldbeutlein mit dem Riemen zieht er auseinander.

„Stecket das nur ein, Hoiſel, die Meſſen ſollen geleſen werden. Ihr müſſet aber auch was thun, um ſie zu erlöſen.“

Gott ja, er ſei gerne bereit, für die Abgeſtorbene eine Wallfahrt zu verrichten und Abläſſe zu erwerben.

„Abläſſe ſind recht gut, mein lieber Hoiſel, aber es iſt ein neues Patent herausgekommen, daß ſie nicht mehr durch Wallfahrten erworben werden können, ſondern nur durch einen ſittſamen Lebenswandel.“

„O Herr Pfarrer!“ ruft er aus. „Sittſamer Lebenswandel! geſagt iſt's leicht. Wie oft hab' ich mir's ſelber vorgenommen, bei meinem Augenlicht hab' ich mir's vorgenommen, bei meiner Mutter Seel hab' ich mir's vorgenommen. Für die Katz iſt's! Wenn die Verſuchung

kommt, so ist sie da! Je länger man sie zurücktaucht, um so stärker ruckt sie nachher für. Nimmer essen, nimmer schlafen kann man; die Adern springen wie im Nervenfieber, vor den Augen blau wie zum Schlagtreffen — wild wie ein Tier, daß man sich selber nimmer kennt, und wenn die Sonne aufgeht, ist man ein armer Sünder." Dann springt er durch das Zimmer hin, wieder zurück: „Halt ja, Herr Pfarrer! In der heiligen Weih weiß man's nicht so. Aber das wüst' Fleisch und Blut — da ist der Teufel los!"

„Ich versteh Euch ja, ich versteh Euch, Hoisel. Aber ein fester Vorsatz muß doch sein!"

„Den nehm ich mir, und faß ihn heute wieder. Brav will ich werden, nur um die Gnad', um die Lossprechung bitt' ich tausendmal. O mein Herr Pfarrer, ich bin ein großer Sünder!"

Wie einem da zu Mute wird, wenn so eine ringende Seele um Hilfe schreit, und man ist selber ein schwankendes Rohr im Sturm. Mein Gebet, meinen Rat habe ich ihm versprochen, was er auch für Anliegen haben möge, er solle zu mir kommen aus seinen Wäldern. Ein fast rätselhafter Geselle. Als er das ihm vorgesetzte Glas Wein trinkt, hebt er an zu lachen, lacht ganz ungebührlich laut, dabei fliegen über sein wetterderbes Gesicht rote Flecken und er zuckt zusammen. Da habe ich mir gedacht: du armer, heißer Mensch!

Den 24. August.

Erkundigungen über den Holz-Hoisel eingeholt. Man wird nicht klug. Ein wilder, wetterwendischer Bursche.

Heuchler? Nein, das nicht, das nicht. Im Pfarrbuche ſteht er als im Jahre 1847 geboren, Sohn einer böhmiſchen Teichgräberin, die vierzehn Tage lang in Arbeit geſtanden im Torwald. Alſo ohne hieſige Zuſtändigkeit. Nach ſeinen Militärjahren, wiſſen die Leute, iſt er längere Zeit Pferdeknecht im Stifte geweſen, dann verſchollen, vor zwei Jahren wiedergekommen und im Haſelbachwald als Holzknecht eingeſtanden. Als Holzer ſoll er ſehr tüchtig und anſchickſam ſein, beſonders im Brückenbau über Schluchten, weshalb er in den Stiftswäldern immer Arbeit findet. Daß kein Weibsbild auf die Almen wolle, ſeit der Hoiſel im Haſelbachwald iſt, ſagt man ihm nach. Andere loben ſein frommes Herz. Bei Wallfahrten, Bitt- und Bußgängen, wie ſie in den Ortſchaften draußen veranſtaltet werden, ſei er allemal dabei. Für die armen Seelen! ſage er. Auch Meſſen laſſe er leſen, Geld habe er immer. Die frommen Übungen verrichte er am liebſten unbemerkt. Einmal ſei er beobachtet worden, wie er ſich in die Holzerhütte eingeſchloſſen und mit Dornenruten ſeinen Leib gegeißelt hätte. — Wo iſt da der Heuchler? Ich bleibe dabei, es iſt ein armer, heißer Menſch!

Am 30. Auguſt.

Die Schule iſt in Ordnung. Auf der Gaſſe ſind die Kinder überartig und vor lauter Handküſſen iſt nicht weiterzukommen. Wenn ſie ſtatt dieſes Brauches ruhig einen chriſtlichen Gruß ſagen, wird es mir lieber ſein. Das Schulhaus iſt geräumig, wird aber zu klein für fünfundſiebzig Kinder, und ein Lehrer iſt faſt zu wenig. Der Kornſtock thut, was er kann, ſie leſen, ſchreiben, rechnen,

ſingen. Fähigere kennen die Grundzüge der Geſchichte und ein bischen Naturgeſchichte. Der Kimpelſchmied ſpricht immer davon, daß auch ein wenig Landwirtſchaft, aber eine, wie ſie für Torwald paßt, gelehrt werden ſollte. Ich dächte auch, das wäre wichtiger als der Unterricht über die Geſchichte der Perſer oder über die Sitten und Gebräuche der Neger Afrikas. Der Lehrer wieder meint, das Allerwichtigſte ſei ſingen, geigen und klarinettblaſen. Noch die täglichen Abendſtunden und die Nachmittage an den Sonntagen verwendet er zum freiwilligen Muſikunterricht. Die Knaben ſind recht gelehrig, und ſo macht der gute Mann der Gemeinde ein großes Geſchenk. Geſang, Muſik, beſſer kann man das Leben nicht zieren. Dafür erwartet der Kornſtock die Erkenntlichkeit Gottes. Mit jeder Poſt, das heißt, ſo oft ein Fuhrwerk hereingefahren kommt von draußen, ſoll die Nachricht einlangen, daß ſeine neueſte Oper im Opernhauſe zu Wien aufgenommen iſt und bereits einſtudiert wird. Steht er dann vor dem Wirtshauſe ſo herum, wenn Karren ankommen; zu fragen, ob etwas für ihn da ſei, wagt er kaum. Bekommt er einmal einen Brief, ſo zittert er vor Aufregung — bald hernach iſt er in ſich gekehrt und wortkarg. Etliche ſeiner Kompoſitionen ſind ſchon gedruckt worden, und er hat die Kirchenmuſikanten damit beſchenkt. Mich deucht, er giebt ſeine blutigen Groſchen hin für den Druck. Und kommt doch nichts dabei heraus, als daß der Name ſchwarz wird. —

Wenn ich in der Schule bei den Kindern ſitze, hat er manche freie Stunde für ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen. Ich pflege in der Schule einmal in der Woche Katechismus, zweimal Evangelium und Apoſtelgeſchichte. Auf der Kanzel erzähle ich den Leuten, in der Schule müſſen die Kinder mir

erzählen, was sie aus den heiligen Büchern gelesen, oder was sie sonst darüber für Meinungen haben. Was das eine nicht weiß, das weiß ein anderes, und der Herr Jesus ist uns schon ein so guter Bekannter geworden, daß die kleine Apollonia des Reithofbauers mir vor kurzem die vertrauliche Mitteilung machte, sie stricke daheim Winterstrümpfe für den lieben Herrn Jesus.

Seine bischöfliche Gnaden hat mir beim Abschiede gesagt, im Torwald könnte ich meine Ideale praktisch ausüben. Etwa, um zur Überzeugung zu gelangen, daß sie nichts taugen? Und als ob Sankt Maria gerade gut genug wäre für einen Versuchshof? Mein Wirken dahier soll eine redliche Antwort sein, wie ernst es mir ist. Manchmal ist mir aber doch zu Mute: Ach, hättest du anstatt Kanzel und Schulzimmer die Druckpresse! — Aber es geht rasch wieder vorüber.

An heißen Tagen halte ich den Religionsunterricht nicht im Schulhause, sondern draußen unter der Linde. Die Amseln und die Finken dürfen auch mitreden. Heute habe ich die vier letzten Dinge behandelt. Beim Tode und dem Gerichte war keine rechte Stimmung, jedoch als wir an die Hölle kamen, machten die Kleinen den Kreis enger um sich zusammen, und die Maria Lanzel kicherte: „Wo die Teufelein sind mit den Hörnern, gelt?“ — Auch für Kinder ist die Hölle auf die Dauer kein gesunder Aufenthalt, hingegen gedachte ich beim Himmel etwas länger zu verweilen. Als ich ihnen den Himmel als den Wohnort der Seligen erklärt hatte, wo alle Wünsche erfüllt werden, begann ein Ausfragen, wie sie sich den Himmel vorstellten. Die Mädchen sind mit den Antworten fixer bei der Hand, als die Knaben. So sagte die Rosalia Hüter: „Im

Himmel, da iſt's halt luſtig, da thun die Engelein muſizieren und tanzen." Die Agatha Brennſcheit ſagte: „Im Himmel giebt's alle Tag Lebzelten und Meth, ſo viel man mag." Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brinnroten Federn und guldene Vogelhäuſeln, daß man ſie hineinthun kann." Die Juliana Schindlacher: „Im Himmel thut mein Mutterl auf mich warten." Der Alois Stangel verhielt ſich fragend: „Herr Pfarrer, thun ſie im Himmel kegelſchieben?" Und der Michel Ramſauer: „Wenn ich in den Himmel komm', ſo leg' ich mich aufs Heu und ſchlaf!" Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Heu liegen! Im Himmel giebt's gar kein Heu, gelt, Herr Pfarrer?" — Hierauf frage ich den kleinen Sohn des Ulrich am Stein, der etwas abſeits ſitzt und träumeriſch in die Zaunhecke ſtarrt: „Na, Karl, und was meinſt denn du?" Er ſchrak auf und ſtammelte: „— meinſt — meinſt denn du? —" „Haſt auch du ſchon darüber nachgedacht, wie es im Himmel ſein wird?" „— Himmel ſein wird?" ſtotterte er nach und blickte mich hilflos an. „Je," rief die Kunigunde, „der weiß nicht einmal, wie's im Himmel iſt!" — „Weißt du es?" frage ich ſie. Darauf die Kleine: „Im Himmel iſt es halt ganz blau und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand." — „Und vom lieben Gott ſaget ihr gar nichts?" — „Der iſt gar nicht oben," rief der Anton Achenberger überlaut, „der Gott iſt ja in unſerer Kirche drinnen." Und der Stefan Schnabelegger etwas abſeits zum Nachbar: „Wenn der Gott daheim iſt oben im Himmel, da iſt's eh nicht luſtig, da muß man alleweil beten."

Ich glaube ſchier, daß dieſe Religionsſtunde für mich

lehrreicher war, als für die Kinder. Für einmal läßt man die liebe Naſeweisheit hingehen; durch nichts lernt man die Leutchen beſſer kennen, als durch das, wie ſie ſich den Himmel vorſtellen. Nächſtens will ich ihnen was ſagen, obſchon ſelbſt unſereiner vom Himmel nicht viel mehr weiß, als das Söhnlein des Ulrich.

Den 5. September.

Mehrmals habe ich ſchon ſprechen gehört von den Steinfranzel-Leuten, die ganz drinnen im hinterſten Winkel des Rauhgrabens ihre kleine Wirtſchaft haben. Ortsbekannt iſt ihre beſtändige Heiterkeit und Gaſtlichkeit. Kein Wäldler und kein Almer raſtet an Steinfranzels Haus, ohne daß ihm eine Schale Milch oder ein Stück Brot geboten wird, um ſich daran zu erquicken. Dabei ſind ſie, der Mann wie das Weib und die Kinder, ſtets guter Dinge, wiſſen immer ein friſches Liedel oder ein ſpaßhaftes Wort. In der Kirche fiel mir der große Menſch auf, der das kleine Rundgeſicht hat und den ſtrohfalben Schnurrbart drin. Er ſteht immer neben dem Taufbecken, obſchon er auch in der Sitzbank Platz hätte neben dem Zimmermann Sepp und meinem Knecht Rupert. Sechzig Jahre alt ſein, die ganze Woche Gras mähen oder Hafer ſchneiden und am Sonntag den Sitz verſchmähen, das iſt mein Steinfranzel. Bei der Predigt habe ich keinen aufmerkſameren Zuhörer als ihn, und je nachdem ſein rotes Geſicht in die Länge oder in die Breite geht, weiß ich, ob meine Worte ihm gut ſind oder nicht.

Nun erzählt beim Tabakkrämer der Hirt von der Grießelalm, daß ihm bei ſeiner letzten Einkehr im Stein-

franzel-Haus etwas aufgefallen ſei. Die Leute wären zwar freundlich geweſen, hätten ihm aber weder Milch noch Brot, noch was anderes angetragen, und die Kinder ſähen nicht ſo friſch aus wie ſonſt. Er habe dann das Weib gefragt, wie es gehe, das hätte ſo ein wenig geſeufzt und dann kleinlaut geantwortet, es müſſe ſchon gut ſein.

Weil heute ein ſchöner Tag zum Wandern war, ſo bin ich hineingegangen in den Rauhgraben. Von Oberſchuttbach noch faſt zwei Stunden. Selbſt um die Mittagszeit hat dieſer Graben an den meiſten Stellen keine Sonne. Der Bach quirlt und ſchäumt in der Tiefe zwiſchen den Felsblöcken daher; der Weg ſteigt an den Hängen einmal rechts, dann wieder links am Ufer ruppig auf und ab; die Bachbrücken beſtehen immer nur aus zwei nebeneinandergelegten Baumſtämmen, die zumeiſt ohne Handhabe ſind. Gleich im Frühjahre hätte ich mich über ſolche Stege nicht wagen dürfen ohne Führung eines Genoſſen, jetzt geht's ſchon allein und mit einem langen Stocke, den man nötigenfalls anſtemmen kann. Ich habe an die Schulkinder denken müſſen, die dieſen Weg zu machen haben. Der Sturm muß in dieſen Schluchten arg hauſen, an den Lehnen liegen und hängen oft mehr Bäume, als deren ſtehen, und manch knorriges Fichtenungetüm iſt über den Bach hingeworfen und hat ſein Geäſt eingebohrt in die Ufer, oder läßt es rütteln von den ſchäumenden Wellen. Dann kommt man zu einer Kohlenbrennerei, von welcher die Holzkohlen in breiten Buckelkörben herausgeſchafft werden zum Schmied, der giebt Korn und Eiſengeräte dafür, damit der Kohlenmann ſich nähren und neuerdings Bäume ſchlagen und verkohlen kann. Weiter hinten wird aus dem Graben ein mäßig breites Thal, und da ſchauen die

lichten Steinberge nieder. Etliche Kleinhäuslerwirtſchaften ſind da herum und als die letzte derſelben, am ſteilen Waldrande, ſteht das Steinhäuſel. — Am Wieſenraine rechen zwei halberwachſene Knaben gemähtes Futter zuſammen; weiter oben ſammelt ein Mädchen Bruchholz; an der Hausecke hockt ein etwa zweijähriger Junge und nagt an einer Feldrübe. Im Hauſe, in das ich eingehe, hat das Weib eins an der Bruſt und hat's ſo eingerichtet, daß es während der Mahlzeit des Jüngſten an einem Strumpfe für den Älteſten ſtricken kann.

Als ich eintrete, ſteht ſie auf, ſchaut mich an und ſagt gedämpft: „Ja — iſt er's oder iſt er's nicht! Das müßt' man doch heilig in den Rauchfang hinaufſchreiben, wenn das der Herr Pfarrer wär!"

„Schreibt es nur hinauf, Steinfranzel-Bäuerin," ſage ich. „Will doch einmal ſehen, was ihr macht miteinander, da in des Herrgotts Extraſtübel herinnen!"

Sie lädt mich ein zum Niederſitzen auf die Bank, ſtreicht vorher mit der Schürze den Staub von derſelben, wirft das Kind aufs breite Bett, das hinter dem Ofen ſteht, und eilt hinaus. Der Kleine und ich unterhalten uns miteinander in der Weiſe, daß er ſich vor mir fürchtet und ein helles Geſchrei erhebt, ich ihm aber in ausgeſucht freundlichen Worten meine vollkommene Ungefährlichkeit zu beweiſen ſuche. Das Weib höre ich in der Nebenkammer herumrennen, dann in der Küche, dann auf dem Dachboden, endlich kommt ſie mit einem Holzteller, darauf iſt Käſe und Brot. Der Käſe iſt zu einem grünlichen Brei auseinander gefallen, das Brot iſt riſſig und hat einen grauen Bart.

„Eine Schand und eine Schmach iſt es!" ruft ſie,

einzelne Silben lange ausziehend, „juſt heut, wo ich mit gar nichts kann aufwarten, aber ſchon rein mit gar nichts!“

In ihren welken Zügen lag es wie Schreck und Verzweiflung, daß ſie nichts anderes vorzuſetzen hatte. Und doch ſtand das Beſte, was im Hauſe war, jetzt auf dem Tiſche. Dann erfuhr ich, daß ſie neun Kinder haben, wovon fünf ſchon rechtſchaffen arbeiten können. Der Alte und die Buben ſind hinter dem Schachen oben. Immer kam ſie darauf zurück: „Aber ſchon gar nichts aufzuwarten! Schämen muß man ſich wohl!“

Insgeheim ſchämte ich mich, nichts mitgebracht zu haben, da man ohnehin eine Ahnung hatte.

Hinter dem Schachen oben fand ich die Beſcherung. Wieſe und Acker waren übergoſſen von Schutt und Steinen. Vom Lahngang her. Anſtatt, daß die Steinfranzel-Leute in dieſem Jahre ſäen und ernten konnten, mußten ſie von ihrer Scholle das Unheil wegräumen. Der Alte und zwei Burſchen waren eben dran, mit Hebeſtangen einen niedergerollten Felsblock wegzuwälzen. Sie ſahen mich, riſſen ihre Hauben vom Kopf, und als ſie meine Klage hörten über ihr Mißgeſchick, rief der Mann lachend aus: „Wir haben halt den Namen nicht umſonſt: Beim Steinhäuſel! Ein biſſel abraſten!“ Alſogleich hatte er ſeine Joppe über den Steinblock geworfen, und das iſt der Salondivan der Gebirgsleute. Nachher habe ich angefangen, den Franzel auszuſchelten, warum er ſeinen Schaden ſo geheim gehalten. „Was hätt's genutzt?“ entgegnete er, „jeder hat ſeine eigene Beſcherung. Meine Buben — ſind ja Erzkampeln, das! Die werden ſchon fertig in ein paar Jahrln mit dem —“ Hat ein Wort gebraucht, das man nicht gerne nachſagt.

„Wohl, wohl, ſich ſelber helfen, das iſt ſchon recht, Franzel, aber was wollt ihr denn eſſen im nächſten Winter?“

Fing er an mit den Armen auszudeuten: „Da unten beim Weg iſt ein Rübenfeldel. Da drüben am Rain haben wir Erdäpfel angebaut, da oben an der Leiten und da hinten auf den Wändwaſen ſind ihrer auch. In paar Wochen ſind ſie zeitig, nachher —!“ Mit der Zunge hat er geſchnalzt.

Dann geht er mit mir ins Haus hinab, und ſo ſehr das Weib ſich immer noch ſchämt wegen der ſchlechten Begaſtung, ſo ſehr lobt nun der Franzel den „kräftig ſchmeckenden“ Käs und das altgebackene Brot, das viel geſünder ſei, als eins knapp aus dem Ofen, und ißt mir gleich mit ſchmatzendem Munde eins vor. Wie wir nachher der vielen Kinder wegen ins Geſpräch kommen, mit denen der Herrgott halt gar ſo freigebig iſt im Rauhgraben, da wird's überlegt und fünf Minuten ſpäter iſt folgendes ausgemacht. Ich nehme den Steinfranzel-Leuten ein Kind ab, führe es gleich mit mir und erziehe es. Von den älteren keins, die können ſchon arbeiten; von den jüngeren auch keins, die gehören noch zur Mutter, von den mittleren eins für den Pfarrhof. Und genau die mittlere iſt das zehnjährige Mädel, welches im Schachen Bruchholz ſammelt. Ich kenne das Dirndel von der Schule her, die es im Frühjahr beſucht hat. Sogleich wird's herbeigerufen; der Alte tänzelt der Kleinen in gebückter Haltung entgegen, klatſcht mit den Händen und ſchreit: „Pfarrerköchin! Kleine Pfarrerköchin! Gleich die Hand küſſen, dem da! Du biſt ſchon im Himmel!“

Das Mädel — Ottilie heißt es — iſt voller Freude,

daß es mit mir hinauswandern darf in das große Sankt Maria, wo die vielen schönen Häuser stehen und die Kirche, und daß es draußen bleiben darf, der Mutter Regina arbeiten helfen und in einem eigenen Bettlein schlafen bei der Nacht. Das Steinfranzel-Weib kann sich nicht genug thun in Ausrufungen: „Daß ihr so ein Glück aufgesetzt ist! Einem anderen Ort möcht' ich mein Kind nicht anvertrauen, und wenn wir Sägspäne essen müßten. Frei nicht wär' das übers Herz zu bringen, ein bluteigenes Kind weglassen. Aber dem Herrn Hochwürden Pfarrer tausendmal gern! Daß ich nur so gar nichts aufzuwarten hab'!"

Und dann heißt es einpacken. In einem Rückenkörblein, wo die kleine Ottilie sonst Holz und Futter heimgetragen, haben alle ihre Sachen Platz gehabt, nur ein Paar Schuhe hat sie außerdem noch über den Arm gehangen. Beim Abschiednehmen sind ihre Geschwister da, darunter auch ein gelbhaariges Büblein, das seine Barfüße weit auseinanderspreizt, seine Hände mit den groben Leinwandärmlingen in die Hosentaschen steckt und mich vom breiten Filzhut bis zu den Röhrenstiefeln scharf besichtigt darauf hin, ob ich wohl so sei, daß man die Ottilie mir anvertrauen könne.

„Den da sollt' mir der Herr Pfarrer halt auch mitnehmen, den da!" sagt der alte Franzel und haut dem etwa elfjährigen Knaben die flache Hand auf die Achsel. „Der thut mir alleweil Messelesen im Steingräbel drinnen. Hab' ihn deswegen schon einmal bei den Löffeln genommen, laßt's aber nicht sein."

„Bei den Löffeln nehmen hilft nichts, aber studieren lassen!" rate ich und errate auch schon vorwegs die Antwort.

„Ja, ſtudieren laſſen!“ ruft der Alte und reibt ſeinen Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Wir reden noch davon, Franzel,“ ſage ich und trachte weiterzukommen, damit das Franzelweib den Handel am Ende nicht rückgängig mache, denn es giebt unheimlich viel Augenwaſſer.

Unterwegs haben wir uns nicht ſchlecht unterhalten. Die Ottilie erzählte mir unter anderem, wie viele Sachen ſie daheim haben — eine Menge Sachen! Sie haben Schafe und ein weißes Lamm, das der Bruder Lucian ſich immer auf den Kopf ſtellt und damit ſo herumgeht wie mit einer weißen Pudelhaube. Sie haben zwei Ziegen und einen Bock, der thut mit den Hörnern ſtoßen, und der Bruder Steffel hilft ihm dabei. Sie haben einen Gewandkaſten, auf welchen ſchöne Blumen gemalt ſind und ein gelber Vogel. Ferner hat die Mutter ein blaues Trühelein, da iſt Zwirn, Nadelbüchſel, Schere und Fingerhut drinnen und eine Nuß; und wenn man ſie aufmacht, liegt ein kleinwinziges Wachskindelein drin. Sie haben eine gefleckte Katze, die hat Junge bekommen, und der Bruder Martel hat die Jungen in den Bach werfen wollen, und da hat die Mutter geſagt: Wär' es dir recht geweſen, Martel, wenn wir dich kleinerweis in den Bach geworfen hätten? Die Tierlein leben auch gern. Und dann haben die Kätzelein Milch getrunken aus der Schüſſel. — Von ſolchen heimatlichen Zuſtänden und Ereigniſſen iſt das Mädel umſo mehr erfüllt, je weiter wir durch den Rauhgraben hinauskommen. Als wir vor einem ſehr ſchmalen Steg ſtehen, will ſie nicht hinüber und reicht mir ihr Händchen, daß ich ſie führe. Und wie ſie ſich ſo vertrauend von mir leiten läßt über den ſchwanken Steg,

unter welchem das Waſſer brauſt, da fällt es mir ein: Wolfgang! So giebt ſich dir deine Gemeinde hin, daß du ſie führeſt über die Abgründe dieſer Zeit, und du — du taumelſt ſelber....

Gegen Abend ſind wir alſo in den Pfarrhof gekommen. Ich ſtelle mich an die Küchenthür, hinter meinem Rücken die Ottilie bergend. „Regina!“ rufe ich hinein, „heute werdet Ihr mich loben! Heute habe ich Euch etwas mitgebracht — im Rauhgraben hab' ich's eingefangen.“

„Ein Reh?“ ſchreit ſie, „dann jag' ich's davon. So Geſchöpfe gehören in den Wald und nicht in die Häuſer.“

„Es iſt etwas anderes, Regina, aber es beißt!“

„Na, ſeid mir ſo gut, Pfarrer!“

„Nur müſſet Ihr ihm Kirſchenkuchen geben, oder ſonſt etwas zum Beißen.“

Dieweilen hat neben meiner die Kleine ſchon hervorgeguckt mit ihren blauen Lichtlein. Sie wird gleich erkannt, hat ja manchmal in den Schulzwiſchenſtunden der Regina geholfen in der Küche, oder beim Eierſuchen, wenn ſolche die Hühner verſchleppt. Und wenn eins die Eier gefunden in den Scheunen oder im Strauchwerk, ſo war's die Ottilie. Darum hatte die Regina das kluge, anſtellige Dirndel ſtets gern gehabt, und ſie war nicht wenig erfreut über meine mündliche Urkunde, daß das Mädel von nun an im Pfarrhof bleiben werde wie daheim, unter meiner Sorge und ihrer Zucht, damit eine zweite Regina nachwachſe. Na, dann iſt der Kirſchenkuchen richtig gekommen.

Mit dieſem Tage bin ich zufrieden. Gott weiß, was aus dem hübſchen Kinde geworden wäre drinnen in der Wildnis! Der Steinfranzel hat im Neſte der Jungen noch mehr als genug. Sorge machen ſie ihm freilich keine, weil

er die Sorge dem überläßt, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt.

Und daß ich plötzlich Vater geworden bin! Mir ist warm ums Herz.

Am 13. September.

Nun weiß ich es. Und weiß mehr von meinem Vorgänger, als alle anderen Menschen auf der Welt. Ein schreckliches Geschick, o mein Gott im Himmel!

Am Frauentage abends, als ich in milder Ruhe der Frühherbstnacht mein Gebet verrichte, müssen meine Ellbogen wohl stark aufs Pult gedrückt haben. Das ächzt unter meinem Anliegen und knackt etwas unterhalb drinnen. Ein Brettchen hat sich losgelöst, ich leuchte mit der Kerze in ein verstecktes Fach und sehe Schriften. — Er hat das Siegel Gottes gehalten, ich bin hier nicht der Beichtvater und kann es nicht übertreten. Also habe ich diese Schrift von meinem Vorfahren gelesen und darauf kein Auge geschlossen die ganze Nacht. Er hat sie verbrennen wollen und ist wohl zu früh abgerufen worden. Ich lege sie in mein Tagebuch.

(Der Herausgeber ist in der Lage, die Schrift des seligen Pfarrers Johann Steinberger beifolgend abdrucken zu dürfen.)

„Das Siegel Gottes.

Seit neunzehn Jahren hatte ich die Kreisstadt nicht wiedergesehen, seit der Vollendung meiner Studien nicht wieder. Daher war mir die Gelegenheit, endlich wieder einmal dahinzureisen, recht erwünscht gekommen. In meiner

kleinen Pfarre iſt nichts geweſen, was mich zurückgehalten hätte, und drei Tage lang kann der Alte vom Berge ja doch wohl einen Stadtherrn ſpielen. Eine Nichte von mir hatte einen Kaufmann geheiratet, und haben ſie ſich halt vom Vetter wollen trauen laſſen. Nach der Trauung reiſt das junge Ehepaar ab, und ich ſtehe allein da. Bekannte habe ich nicht gar viele da drinnen, und die wenigen habe ich auch nicht wollen aufſuchen. So ein Landpfarrer wächſt ſich mit der Zeit anders aus und taugt nicht recht zu den Stadtleuten, nun darüber wird auch der Himmel nicht einfallen. Streicheſt einen Tag ſo herum, ſchaueſt dir was an, und nachher fahreſt wieder heim, hab' ich mir gedacht, aber der Fuchs läuft in fünf Minuten weiter, als ich den ganzen Tag gekommen bin in der Stadt. Regen. Mitten auf die Gaſſe gießt es herab. Ins Wirtshaus? Oder gar ins Kaffeehaus? Es ſteht mir nicht an. Da ſehe ich, wie die Leute in ein großes Gebäude zuſammenlaufen. Was iſt denn da drinnen? frage ich einen, denn daß es keine Kirche iſt, hab' ich wohl geſehen. Ja, es wäre das Landgerichtsgebäude, und heute ein intereſſanter Prozeß. Geheſt auch hinein, denke ich, derweil vergeht die Zeit bis zur Abfahrt des Eiſenbahnzuges. Ob der Gedanke von Gott kam? Oder war es übermütige Neugierde von mir? Ein Gericht über Menſchen beſchaut man ſich doch nicht aus Zeitvertreib wie eine Komödie!

Weil ich ſchon drinnen bin, ſo dränge ich mich auch vor, und bis zum Geländer, weiter geht's nicht. Voran ſtehen ſchon ihrer zwei mit ſchwarzen Federbuſchen und langen Meſſern, die wie Grashalme gegen Himmel ragen. Und zwiſchen ihnen der arme Sünder, die Hände übers Kreuz geſchloſſen. Auch aus dem Gebirge, wie ich ſeinem

Lodenrock anmerke, weiter habe ich ihn nicht gekannt. Der Menſch hat mir gleich erbarmt, ſo zuſammengebrochen! ſein Geſicht, als ob er ſchon geſtorben wäre und ſtünde nur als Leichnam da; auf der Stirn die Schweißtropfen. Und die Augen ſind doch lebendig und ſchauen ein paarmal wie hilfeſuchend herum. Ein noch ſchier junger Menſch, und dieſe Stunde ſoll entſcheiden über ſein Leben. Die Herren leſen eine Weile aus Schriften, dann reden ſie eine Weile, nachher leſen ſie wieder, und der Menſch hätte heilig eine alte Frau umgebracht. Wegen Geldes. Er ſagt nein und nein, hätt's nicht gethan, ſo wahr Gott im Himmel lebt! Das hat ihm freilich nicht viel geholfen, was hilft das Leugnen! Solche Beweiſe! — An demſelben Abende — Oſterſamſtag ſoll's geweſen ſein — iſt er geſehen worden, wie er von ſeiner Bretterſäge des Weges hin gegen das Ausgedinghäuslein der alten Bäuerin geht, und zurückgehen hat ihn niemand geſehen am ſelbigen Abend. Am nächſten Morgen ſchaut ein Kirchgänger zum Fenſter hinein, zu fragen, ob ſie mitginge, und ſieht ſie liegen drin mitten in der Blutlache. Erſchlagen, wie ſie feſtſtellen, mit einem ſtumpfen Inſtrumente. Daneben ein blaues Sacktuch, auch blutig, das iſt des Tobias Steger ſeins — ſo heißt der Angeklagte — und auch ſein Gebetbuch iſt gefunden worden im Häuſel. Er wird aus der Kirche geholt mitten vom Hochamte weg. An ſeinem Werktagsgewande ſind Blutſpuren gefunden worden. Er leugnet, was er kann, auf ein Naſenbluten redet er ſich aus, und die alte Frau hätte ihm ſeine Wäſche beſorgt und ſein Gewand ausgebeſſert, und deswegen wäre er dort geweſen, und deswegen wäre das blutige Sacktuch dort geweſen, und ſein Gebetbuch, in dem er den Gulden

gehabt, womit er die Wäſche bezahlt, habe er wohl vergeßlicherweiſe auf dem Tiſche liegen laſſen. Auf die Frage, wie lange er an jenem Abend im Häuſel geweſen, gab er an, eine Viertelſtunde oder etwas länger, ſo ganz genau könne er es nicht ſagen; ſie hätte die Hemden und Tücher und Socken gezählt und dabei geplaudert über die Hoffart der Weiber, die jetzt ſeidene Schürzen trügen. — Darauf die Frage, wohin er vom Häuſel weg gegangen wäre? denn nach Hauſe ſei er nicht gekommen! Ja, beim Oſterfeuer ſei er geweſen auf dem Berge. Beim Oſterfeuer, ſo wurde ihm vorgehalten, wären viele Leute beiſammen geweſen, aber keiner habe ihn geſehen, und er habe ſich in der Voruntersuchung nicht ausweiſen können, wo er die Nacht zugebracht. Als man ſeinen Kaſten durchſucht, hat man altes Silbergeld gefunden. Das hätte er von ſeiner verſtorbenen Großmutter bekommen. Und in ſeinem Kaſten war eine verſilberte Halskette, die als der ermordeten Frau ihre iſt erkannt worden. Von dieſer Kette ſagte der Tobias Steger aus, daß daran ein Ringlein gebrochen war und die Häuslerin ihn erſucht hätte, den Schaden wieder heilzuhämmern, weil er ſich manchmal mit ſo kleinen Klempnerarbeiten beſchäftige. Und ſo hat er ſich bei allem ausgeredet und hat aufbegehrt, wieſo er da unſchuldigerweiſe um ſeinen ehrlichen Namen gebracht werde, und nachher hat er ſo bitterlich geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Das hat aber alles miteinander nichts geholfen. Sonſt auf keinen Menſchen ein Verdacht und gegen ihn ſo viele Beweiſe, daß ich mir denke: Armer Menſch, geſtehe es nur in Gottes Namen reumütig ein! — Und endlich, wie ihn der Staatsanwalt und die Richter ganz und gar überweiſen, iſt er ſtill ge-

weſen und auf ſeiner Bank geſeſſen wie ein Häuflein Unglück. Eingeſtanden hat er nichts. Mir iſt angſt und bang geworden, und ich hätte den lieben Gott bitten mögen, daß er dem armen Sünder die Gnade verleihe, ſeine Schuld zu bekennen. Die Geſchworenen ſind ſchon unruhig und rüſten ſich zum Urteilsſpruche. Da höre ich wieder Namen nennen und auch den des ermordeten Weibes. Maria Schmulbacher, insgemein die Bachhäuslerin genannt, zu Schwarzau. Der Name iſt mir bekannt, woher nur gleich? Maria Schmulbacher — die Bachhäuslerin zu Schwarzau — gerechter Jeſus, das iſt ja — — Eine Erinnerung taucht in mir auf, die für alle Ewigkeit begraben ſein ſoll, begraben, begraben, wie die Toten begraben!

So an drei, vier Monate früher iſt's geweſen, am Vorabende des Feſtes der Himmelfahrt Chriſti, iſt ein Menſch zu meinem Beichtſtuhl gekommen, verſtört, erregt — hat mir angetraut, daß er die Bachhäuslerin zu Schwarzau umgebracht hätte. Von dem Morde hatte ich ſchon gehört. Er, der vor mir kniete, wäre ein weitläufiger Verwandter von ihr geweſen, von ſeinem Vater her, der zu Schwarzau gebürtig. Und er ſei der Bachhäuslerin unverbrieft dreihundert Gulden ſchuldig geweſen. Er verdiene ſeine Sache hart im Tagelohn, und die Bachhäuslerin hätte von ſeinem Vater viele Wohlthaten empfangen, und das Geld gehöre eigentlich ihm; aber ſie habe ihn ums Geld klagen wollen. In der heiligen Oſternacht, wie er aus den Waldſchlägen kommend vorbeigehen wollte an ihrem Häuſel, fiel es ihm ganz plötzlich ein: Sie iſt allein, gehe hinein und bezahle ſie . . . Mit dem Beilrücken ſei es geſchehen, er wiſſe ſelber nicht, wie ihn die Gnade Gottes auf einmal ſo habe verlaſſen können, und er bitte unterthänigſt

um Buße und Losſprechung, weil er ſo viel Angſt habe und mit dem Herrgott wieder auf gleich kommen möchte. — So jener Mann vor dem Beichtſtuhl. Ja, dem habe ich's freilich geſagt. An eine Losſprechung nie und nimmer zu denken, ſo lange er ſich nicht ſelber dem Gericht anzeige. Habe ihm die furchtbare Vergeltung in der andern Welt vor Augen gehalten, da iſt er aufgeſtanden und davongegangen. — Ein paar Tage ſpäter höre ich, der Holzknecht Hoiſel ſchaue ſo krank aus und gehe ſo verzagt umher in der Gegend. Ich will ihn aufſuchen in ſeiner Hütte oben im Haſelbachwald, um ihn zu bitten, wie ein Menſch nur bitten kann. Da heißt es, er ſei davon, man wiſſe nicht wohin. Um ſolche Leute kümmert ſich weiter niemand, einmal ſind ſie da, einmal dort, und iſt er früher auch oft längere Zeitläufte verſchollen geweſen.

Das alles iſt zu dieſer Stunde im Gerichtsſaal aufgeſtanden in mir, ſo ſchreckbar wie das jüngſte Gericht. — Die Richter und Geſchworenen ſind ſchon hinausgegangen, nach etlichen Minuten werden ſie wieder hereinkommen und dieſen Menſchen, den Tobias, zum Tode verurteilen. Und ich weiß es, daß er den Mord nicht begangen hat. Da bin ich wohl über die Planke geſprungen, der Diener hat mich zurückhalten wollen, ich habe geſagt: Zu den Herren muß ich eilends, es iſt Lebens und Sterbens wegen! — Ich eile durch einen ſchmalen Gang, ſpringt mir ganz plötzlich das Colare auf, und da komme ich zu mir ſelber: Geiſtlich biſt du! Das Geheimnis iſt dem Beichtvater anvertraut! — Schon iſt meine Hand an die Thürklinke gelegt zum Richterzimmer, aber, als ob mir jemand die Fauſt ins Geſicht geſchlagen, ſo fahre ich nun zurück. Das Beichtſiegel! . . . .

Wie auf einer Flucht, ſo laufe ich die Treppe herab und dem Bahnhofe zu. Ein Zug wird abgeläutet, ich frage nicht erſt wohin, ſpringe hinein und fort geht's. — Das Beichtſiegel! Wer im Beichtſtuhl vor dir gekniet iſt, was er dir anvertraut hat, was immer es geweſen, es geht dich nichts an, du weißt nichts davon, darfſt nichts davon wiſſen. Denn nicht dir iſt es gebeichtet worden, dir, dem irrenden Menſchen, der mißverſtehen, mißdeuten, nach Leidenſchaften urteilen kann. Dem ewigen dreieinigen Gott iſt es einbekannt worden. Gott hat's gehört, er kennt die Schuld und die Unſchuld, er iſt allmächtig, um den Unſchuldigen zu retten, der Menſch miſche ſich nicht drein! — So habe ich mich ſelber wollen ruhig machen, aber immer ſehe ich den armen totenblaſſen Menſchen vor dem Gerichte ſtehen, und er kann's nicht beweiſen, und ſie halten ihn für ſchuldig, und ſie wiſſen es nicht anders, und ich weiß es und ich bin das Grab. — Neben mir im Wagen ſitzt ein Weib mit zwei munter ſpielenden Kindern. Das etwa dreijährige Mädchen macht ſich an mich heran, legt ſeine Händchen auf mein Knie, ſchaut mich mit den großen hellen Augen an, ich will ihm zulächeln — und bin gar kein Menſch und bin nur ein Grab. — Herrgott, allmächtiger! Wird dein Ruf nicht einſt auch die Gräber öffnen? Iſt es nicht dein Wille, daß die Unſchuld ſiege? Und kann nicht ich das Werkzeug deines Willens ſein? In dieſem Augenblicke vielleicht fällt der Urteilsſpruch, der Unglückliche ſteigt, von der Übermacht irrender Menſchen umgeben, zum Hochgericht hinan, ſein letzter Gedanke, ſein letzter Herzensſchrei in dieſem Leben iſt Verzweiflung, ja vielleicht Läſterung des gerechten Gottes. Und ich weiß es, und ich könnte es verhindern, daß der Unſchuldige ge-

tötet, daß der Richter zum Mörder wird! — Und ich fahre dahin durch das ſchöne, blühende Land, als ob mich alles nichts anginge. — Und wie es ſo in mir iſt, da ſpringe ich auf und will die Sicherheitsleine ziehen, daß der Zug anhalte. Iſt nicht ein Menſchenleben in Gefahr? Aber ich finde keine Leine; ich weiß nicht mehr, was ich ſoll, die Thür reiße ich auf, ſpringe auf das Trittbrett hinaus, höre noch den Schrei der Frau und liege auf dem Sande.

Wieder zu mir gekommen ſehe ich vom Zug in der Ferne nur mehr das ſchwarze Viereck des letzten Wagens. Ich glaube, er ſteht ſtill, um mich einzuheben, ich laufe über den Damm hinab und gegen die Stadt hin. Die Leute ſind auf der Gaſſe ſtehen geblieben und mögen gedacht haben: Was denn der Pfaff hat, daß er ſo rennt! — Wie ich zum Gerichtsgebäude komme, ſtrömen gerade die Leute heraus mit größter Befriedigung: Verurteilt iſt er! Verurteilt zum Strange!

Ich dränge mich hinein und hinauf. An der Treppe begegnen ſie mir — ihn in der Mitte. Sein Auge weint nimmer, ſein Mund zuckt nimmer, ſein Geſicht iſt ſo ſtarr wie die ſchweren Feſſeln an ſeiner Hand. Ich auf ihn hin: „Unſchuldig biſt du! Verzweifle nicht, ich will dir helfen!“ — Er ſchrickt auf, ſeine Knie wollen ihm brechen, ich habe weiter jetzt keine Zeit für ihn, ſtürme hinauf zu den Richtern. Dieſe meinen, ihr Tagewerk ſei vollendet, nehmen gerade ihre Überröcke von den Nägeln. „Ihr Herren,“ rufe ich ſie an, „ihr lieben Herren, es iſt nicht gut! Es iſt nicht gut!“ Und mehr bringe ich nicht von mir. Sie ſchauen mich an, und ſie geben mir einen Stuhl, und ſie fragen, was das bedeuten ſoll? Ich falte vor

ihnen die Hände und kann nicht reden, nur immer das eine: „Er ist unschuldig!“

Woher ich das wüßte? Ob ich Beweise erbringen könne?

Gott im Himmel, nein! Das dürfe ich nicht, hätte ohnehin schon zu viel gesagt.

Also handle es sich um ein Beichtgeheimnis?

Mein Gesicht habe ich verdeckt mit beiden Händen, es wäre besser gewesen, nicht zu kommen, ich wollte wieder davon. Sie haben mich gehalten, haben mir mit kühlen Tüchern die Tropfen von der Stirn gewischt, haben mich gefragt — und ich habe schweigen müssen. — Und jetzt muß ich's dem Papier anvertrauen, weil es sonst nicht zu ertragen ist, und dann verbrennen. Verbrennen wie eine arme Seele im Fegefeuer.

Hierauf ist zur selben Stunde bei Gericht folgendes beschlossen worden: Das Beichtsiegel des Priesters, denn um ein solches handle es sich aller Zeichen nach, sei unantastbar. Aber auch das gefällte richterliche Urteil sei es. Die Schuldbeweise ließen in der That keinen Zweifel zu. Der Sägemeister Tobias Steger sei von den Geschworenen für schuldig erklärt worden und zwar einstimmig. Doch verwandle vielleicht die landesfürstliche Gnade die Todesstrafe zur lebenslänglichen Kerkerhaft. Wenn die Möglichkeit vorhanden sei, die Schuldbeweise zu entkräften, so werde sie wohl im Lauf der Zeit zu Tage treten.

Ein hartes Wort. Und doch habe ich das Haus getröstet verlassen. In die Kerkerzelle habe ich mich hineingebeten, habe dem armen Sünder Trost zugesprochen und habe gesagt zu ihm, ich sei überzeugt von seiner Unschuld und würde nimmer ruhen, bis

562989

ſie ans Tageslicht gebracht. Derweil möchte er das harte Geſchick mit Geduld ertragen und denken er büße damit andere Sünden ab, wie ſie jeder Menſch hat, und wem Gott das Fegefeuer ſchon auf Erden entgegenſchickt, den habe er lieb. „Unſchuldig bin ich freilich!“ hat er nachher ausgerufen, „aber das hätte ich mir nich gedacht, daß mir in meiner allerſchwerſten Stunde ein ſolcher Troſt ſollte zu teil werden!“ — Es ſcheint ein warmer Menſch zu ſein. — Wenn dieſer Mann verheiratet wäre! Und es würde Ehre und Glück von Weib und Kind mit hingerichtet! Gott, wie grauſam iſt das Schickſal! —

Dann bin ich nach Hauſe gereiſt. Meine Leute daheim haben ſich verwundert darüber, daß man von einer Hochzeit ſo ſchlechten Humor mitbringen könne. Ich laſſe die Sache nicht mehr aus den Augen und höre, daß das Gericht neue Nachforſchungen pflegt. Aber es kommt nichts heraus, als manche Wiederholung ſchon bekannter Thatſachen, etwa daß in nächſter Nähe der Wohnung des Tobias Steger unter dem Brücklein ein blutroſtiger Hammer verſteckt war, mit welchem der Mord verübt worden ſein konnte. Auch wird ganz ſicher geſtellt, daß der Tobias in jener Oſternacht ſeiner Ausſage entgegen weder bei dem Oſterfeuer auf dem Berge, noch in ſeiner Wohnung geweſen war. Aufs Äußerſte getrieben giebt er an, daß ein junges Weib ſeinen Aufenthalt in jener Nacht nachweiſen könne, aber genannt hat er's nicht.

Ich habe um dieſe Zeit mit Eifer angefangen zu forſchen nach dem Holzknecht Hoiſel. Ein Viehhändler wollte ihn draußen im Liesgaue bei dem dortigen Eiſenbahnbau geſehen haben. Dahin wollte ich. Dieweilen ſind jedoch im Torwald die Blattern geweſen, ich habe

nicht fort dürfen, und eines Tages lese ich im Wochenblatte, das mir vom Stifte manchmal hereingeschickt wird: das Todesurteil über den Raubmörder Tobias Steger bleibe aufrecht, Seine Majestät lasse der Gerechtigkeit freien Lauf. Und die Leute hört man noch reden, dem verstockten Missethäter geschehe ganz recht; und wegen der vielen Morde, die nach einer Begnadigung allemal erfolgen, sei die Strenge des Fürsten in Ordnung. — Einen ganzen Tag, vielleicht auch mehrere, bin ich schier verloren umhergegangen. Die Leute sollen den Kopf geschüttelt haben und gesagt, bei dem Pfarrer kenne man sich nicht mehr aus.

Dann schreibe ich einen Brief an das Landesgericht: Im Namen Gottes und der Gerechtigkeit bitte ich, an dem Tobias Steger das Urteil noch nicht zu vollziehen, sondern zu warten, bis die Beweise für seine Unschuld beigebracht sein werden. Ich bringe sie bald, ich setze mich selber ein für den Steger. Weiß nicht, ob der Brief an seinen Bestimmungsort gelangt ist. Antwort habe ich keine bekommen. Oder hätte ich selber nochmals zu Gerichte gehen sollen? Was hilft's, wenn ich's nicht sagen darf. Und sage ich's, dann bin ich kein Priester mehr und meine Aussage ist die eines anderen Menschen, die nichts bedeutet, weil sie nichts beweisen kann. Nichts bleibt mir übrig auf der Gotteswelt, als den Hoisel aufzusuchen und ihn zu bestimmen, daß er sich stelle. Noch einmal schreibe ich an das Gericht: Nur um vierzehn Tage Aufschub bitte ich! — Dann auf die Reise.

Diese Reise werde ich wohl nimmer vergessen. Verkleidet habe ich mich, daß man den Steinberger beiläufig für einen Schullehrer hätte halten können, der auf einer Vakanzreise ist. Und zu meinen Pfarrkindern habe ich gesagt,

ich wolle in der ſchönen Herbſtzeit eine Reiſe thun zu Verwandten. Freilich fragt die Regina, wieſo ich jetzt auf einmal Verwandte hätte? Ich bin halt ungeſchickt und die Leute haben wieder ihre Köpfe geſchüttelt. Ich bin in Gottesnamen davon.

Das Wetter war ſchön, die Gegend war ſchön, was hilft's denn, wenn man die Laſt zu tragen hat? In der erſten Nacht habe ich beim Amtsbruder in der Haslau übernachtet. Haben ſo über allerhand geplaudert, und da muß er es gemerkt haben, was mir anliegt, weil er mich auf einmal bei der Hand nimmt und ſagt: „Ja, mein Lieber, wir haben wohl einen harten Stand!“ Und weiter nichts.

Am Abende des zweiten Tages bin ich im Liesgaue, wo ſie die Eiſenbahn bauen. Da geht's zu! Die ganze Gegend wenden ſie wie einen alten Rock; ſchon bald wie es in der heiligen Schrift heißt: jedes Thal ſoll ausgefüllet, jeder Hügel ſoll abgetragen werden, was krumm iſt, ſoll gerade, was uneben iſt zu einem ebenen Wege werden. Aber der Heiland, der da kommen ſoll, auf den bin ich gar nicht neugierig.*) Überall Leute mit Spaten und Krampen und Wagen und Schiebkarren, und überall kracht das Pulver, als ob Oſterſonntag wäre, und wenn ich ſo hinſchaue auf die Schutthaufen und Abgrabungen und Mauerungen, da denke ich: Wenn ſie nicht mehr verſtänden als ich, da möchte hier ſchwerlich eine Eiſenbahn werden. Zu allen Arbeitsleuten gehe ich, und den Hoiſel finde ich nicht. Auf meine Nachfrage weiſen ſie mich einem Weibs-

*) Wahr iſt's! hat hier der Pfarrer Wolfgang dazugeſchrieben.
Der Herausgeber.

bilde zu. Das wäre die Seinige gewesen, vielleicht wüßte sie was von ihm. Eine große rothaarige Person, soweit tüchtig ausgestattet und Stimme wie ein Mannsbild. Wie ich nach dem Hoisel frage, dem Mathias Spatzel, wie er eigentlich heißt, da lacht sie und sagt, wenn er sich nicht schon erhängt hätte, so wäre er gewiß in ein Kloster gegangen. Etliche Wochen lang sei er beim Eisenbahnbau gewesen, sie sei mit ihm gegangen, weil er Geld gehabt habe. Wie das Geld verputzt gewesen, habe sie ihn vertauschen wollen für einen Unterhaltsameren; den Grillenfänger Spatzel hätte aber keine mögen, „das Betende" hätte er bekommen auf einmal, vor jedem Wegkreuz niedergekniet und endlich verschwunden. Es würde ihn schon der Richtige geholt haben. Weiter wisse sie nichts und einen Betbruder liebe sie nur zur Aushilfe, bis ein Besserer vorkomme. In manchen Stücken sei er aber nicht so übel gewesen. — Über der ihre Aufrichtigkeit habe ich mich nicht zu beklagen gehabt. Ein grauenhaftes Weibsbild!

Jetzt bin ich wieder dagestanden und habe nicht gewußt, wohin. Bei den Eisenbahnern ist mir wohl oft das Haar zu Berge gestiegen; ein Landpfarrer, der ruhig unter seinen Bauern sitzt, der weiß nichts. Nie hätte ich geglaubt, daß der liebe Gott so unterschiedliche Kostgänger hat. Man liest ja viel, aber daß es so arg wäre, und daß es so selbstverständlich wäre, und daß sie sich damit noch prahlen, wie der Pharisäer mit seinen Tugenden, daß gar keine Schamhaftigkeit vorhanden ist, und gar kein Christentum, das hätte ich nicht geglaubt. Die Nacht, die ich in jener Arbeiterbaracke habe zubringen müssen, hat mir große Not gethan. Erst wie ich die Gegend hinter mir habe und wieder den Gebirgen zusteige, wo Bauern

und Hirten ſind, da iſt mir leichter geworden. Und auf derſelben Straße habe ich auch eine Spur gefunden vom Hoiſel. Sie führt bergwärts gegen den Wallfahrtsort zum Heiligen Waſſer.

In einem Dorfwirtshauſe, wo ich eingekehrt, iſt das Wochenblatt gelegen auf dem Tiſch. Ich habe nicht den Mut gehabt, es anzuſehen, von wegen dem, daß drinnen ſtehen möchte, er wäre hingerichtet worden. Papier und Feder verlange ich und ſchreibe an den Tobias Steger, er möge um Gotteswillen nicht verzagen, jemand ſei Tag und Nacht aus, um ihn zu retten. — Und wenn ich den Hoiſel endlich gefunden, wird er mit mir gehen? Wird er vor Gericht ſeine Unthat bekennen? Wird er das? — Ich hoffe auf Gott, ſonſt iſt alles für nichts.

In demſelben Wirtshauſe habe ich Näheres erfahren. Einige Wallfahrer kehren ein, ſie ſind auf dem Rückweg vom Gnadenkirchlein zum Heiligen Waſſer, das noch drei Stunden weiter oben in einer Bergſchlucht ſteht. Dort hätte ſich jetzt ein Einſiedler niedergelaſſen, der den Küſterdienſt beſorge, ſich von milden Gaben der Wallfahrer ernähre, auf einem kalten Stein ſchlafe und Bußübungen verrichte wie ein Heiliger. Mein Wirt hat auch den Namen gewußt, denn das Kirchlein ſteht auf ſeinem Almgrund, und er ſelber hat dem Manne das Amt verſchafft. Der Mathias Spatzel, genannt Hoiſel, iſt's freilich. — Ich hatte ſchon mehrmals gehört vom Kirchlein zum Heiligen Waſſer. Einmal im Jahre iſt dort ein Feſt, bei welchem viele Leute zuſammenkommen von Nah und Fern. Und auch Geiſtliche, die dort Beichte hören. Als Beichtort iſt es weit berufen und wird geſagt, daß beim Heiligen Waſſer jeder Prieſter von jeder Sünde losſprechen könne, es ſei kein

Beiſpiel bekannt, daß der Sünder ohne Abſolution den Gnadenort verlaſſen hätte. Dem's doch paſſiert, der wird's wahrſcheinlich nicht ſagen. Der große Zulauf zum Feſte iſt bei ſolcher Sage begreiflich. In der übrigen Zeit iſt kein Prieſter beim Kirchlein, doch Wallfahrer giebt's faſt immer etliche, ſie gehen hin, beten, waſchen ſich am Waſſerfall, opfern ein paar Groſchen und wandern getroſt wieder heimwärts.

Nun, da oben ſoll er ſein — ich bin hinaufgeſtiegen. Die Gegend wird ganz wild, daß es gar grauenhaft iſt zwiſchen den Wänden und ſchwindelig darf man nicht ſein, wenn man auf den Gemsſteigen fürpaß kommen will. Endlich um eine ſcharfe Felsnaſe gebogen, hört man das Rauſchen aus der Hochſchlucht; die ſchaut ganz finſter herab, eine kühle Luft kommt, und ein Wildbach ſpringt ſchneeweiß aus der Schlucht von Stufe zu Stufe herab. An die Seitenwände klammert ſich manches Fichtenbäumlein, das ſich nicht mehr halten kann und kopfüber fallen will. Dort, wo der große Waſſerfall iſt, können daneben auf dem Steingrunde etwa hundert Menſchen ſtehen, und dort, feſt an die Felswand gebaut, ſteht auch das Kirchlein. Es iſt teils aus rohen Steinen aufgeführt, teils aus Holzbrettern, die rot angeſtrichen ſind. Auch ein ſpitzes Türmlein und ſogar eine Glocke drin. Seitab in die Felskluft gezwängt iſt eine Hütte aus ungefügen Baumſtämmen und Rinden gebaut und mit Reiſig überdeckt. Darunter hin die Abgründe, weiß Gott wie tief, ſie ſind verdeckt mit Haſel- und Erlbüſchen, die im Gehänge wuchern. Gegenüber die klüftigen Wände, von denen der Hall des ewigen Waſſerrauſchens eben ſo ewig zurückgeworfen wird. Die Schlucht, aus welcher das Waſſer kommt, verengt ſich

weiter oben faſt zu einer Höhle, worüber die Felſen zuſammenſtehen, noch weiter hinten ſoll Eis ſein. So ſieht die Gegend aus, die dem Hoiſel freilich immer noch lieber ſein mag, als der Kotter, oder noch was anderes.

Heraußen im Freien an den Felſen gelehnt ſind drei oder vier Beichtſtühle; der hintere ſchon ſo nahe am brauſenden Waſſerfall, daß er ganz feucht iſt. Ja, da glaube ich's, da kann der Menſch freilich auch ſeine allergeheimſten Sünden beichten ſo laut er mag — es hört's nur Gott allein. Hätte doch auch manch anderer Prieſter ſeinen Beichtſtuhl ſo nahe am Waſſerfall!

Ich blicke an dieſem ſchauerlichen Ort eine Weile umher, und keinen Menſchen habe ich geſehen. Es geht ſchon dem Abende zu. Dort hinter den grauen Bergen ſteigen drei turmartige Felsſpitzen auf, die ſtehen noch im Sonnenſchein. Schon habe ich gemeint, die Kirchenthür wäre verſchloſſen, aber ſie iſt halb offen. Ich trete ein, ſie iſt, wie alle Wallfahrtskapellen halt ſind; über dem ſehr einfachen Altar in der Niſche ſteht ein Bildſtöckel, das ſo unbehilflich geſchnitzt iſt, daß ich's nicht habe erraten können, welchen Heiligen es vorſtellen ſoll. Nun bemerke ich knapp hinter der Thür ein zweites Altärlein mit einem alten Muttergottesbild. Davor brennen zwei Kerzen und davor kniet ein Menſch, der mir den Rücken zuwendet und mich nicht bemerkt. Anfangs meine ich, weil er das Haupt ſenkt und die Hände ineinandergelegt, er bete — bald merke ich, daß er in der Hand etliche Kupferkreuzer zählt. Und es iſt mein Hoiſel aus dem Haſelbachwald. Wohl hübſch verwildert über und über, ſtruppig und braun, aber doch leicht zu erkennen. Wie er mich wahrnimmt, verbirgt er eilends ſeine Münzen im Sack, thut, als ob er nach

vollendetem Gebet ein Kreuzzeichen mache und ſteht auf. Ich rede ihn bei ſeinem Namen an, da erkennt er mich und erſchrickt. Ich thue nichts desgleichen, ſage nur, es wäre beſchwerlich heraufzukommen, und ob ich nicht ein Lager haben könne über die Nacht? Er antwortet nicht recht ja und nicht nein, er ſchaut mich an, ob ich's doch wohl wäre? Im Geſicht ſähe ich dem Torwaldpfarrer ſo ähnlich. Dann wolle er mir ſein Bett gerne überlaſſen, wenn es nicht zu ſchlecht wäre, er müſſe ohnehin dieſen Abend noch thalwärts, um Etliches zu beſorgen für den nächſten Sonntag. Denn er ſchenke ein wenig Branntwein, und der wäre zur Neige gegangen, kaum daß er mir mit einem letzten Gläschen aufwarten könne.

Da er es ſo eilig machen wollte, daß wir wieder auseinanderkämen, ſo habe ich gleich müſſen anfangen.

„Mathias," ſage ich, „wir ſind alte Bekannte und ſollten wohl ein wenig miteinander plaudern."

Und wie ich ihn ſo weit habe, daß er neben mir auf der Thürſtufe ſitzt, wo man ſo ſchön hinausſchauen kann ins wilde Gebirg, und wo das Waſſertoſen nur noch dumpf herüberdröhnt, da ſage ich, daß ich eigens ſeinetwegen ſo weit hergekommen wäre. Er könne ſich's vielleicht denken, warum, aber er ſolle nicht erſchrecken.

„Ich kann mir's nicht denken, warum," iſt ſeine Antwort.

„Menſch! Warum heute leugnen wollen, was Ihr mir dazumal geſtanden habt? Daß ich nichts ausſagen darf, wiſſet Ihr gleichwohl, ſonſt wäre ſtatt meiner jetzt vielleicht ein anderer um Euch heraufgeſtiegen." Damit habe ich ihm beikommen wollen, der Fuchs hat's aber doch gewußt,

daß ein Unterſchied iſt, ob man im oder außer dem Beichtſtuhl davon redet.

„Ihr wiſſet doch, Mathias, daß ein anderer des Mordes wegen eingezogen worden iſt?“

Er zuckt die Achſeln.

„Und wiſſet Ihr auch, daß derſelbe zum Tode verurteilt worden iſt und in allernächſter Zeit hingerichtet werden wird?“

Das packt. „Jeſus! Jeſus!“ ſchreit er und ſpringt auf. „Ich weiß ja alles, ich hab' ja eh keine ruhige Stund', will beten und büßen — hilft alles nichts. Muß ich denn gar verzweifeln?“

An den Abgrund ſpringt er hin, ich eile ihm nach.

„O mein Gott!“ ſtöhnt er und fährt ſich mit dem Ärmling über die Stirn, „das Grauſen vor dem Tod! Und die Höll! Die hölliſche Höll! — Lieber vors Gericht!“

Jetzt, da er aufrichtig iſt, wird er mir wieder lieb. Bei der Hand nehme ich ihn, eiskalt iſt ſie.

„Mathias,“ ſage ich, „jener iſt ein braver Menſch, und noch jung. Ich bin bei ihm geweſen. Zum Herzbrechen, wie ihm weh iſt, daß er in Schanden ſterben ſoll. Aber das darf ich ſagen, ſo arg wie Ihr leidet er nicht. Sein Leiden iſt das Fegefeuer, das Euere iſt die Hölle, die bei Euch ſchon auf Erden angefangen und nimmer endigen wird, in alle Ewigkeit nimmer. Doch Mut! Ihr könnt es ändern! Wie, als ob Ihr aus dem Feuer in kühlendes Öl kommt, ſo wird es ſein, wenn Ihr jetzt Euer Gewiſſen befreiet, wenn Ihr freiwillig hingehet, Euch anzeigt und den Unſchuldigen erlöſet. Auch das iſt ein Erlöſungswerk, mein lieber Mathias, das Euch unſer

Herrgott lohnen wird, und die Leute werden ſagen, ſchau, im Herzensgrund iſt der Hoiſel halt doch nicht ſchlecht! — Aber ſchnell müßt Ihr machen, morgen iſt es zu ſpät, ich ſage es Euch! Nicht für den Steger, denn der wird im Himmel ſein, aber für Euch, für Euch! Der Gemordete wird Euch begleiten zum jüngſten Gericht!“ Und weil in dieſem Augenblick die Felſenſpitzen leuchten wie glühendes Eiſen in die Abenddämmerung herab, ſo ſage ich noch: „Schau, Menſch, die Schöpfung ſelber iſt Zeuge von dem, was du gethan haſt und was du im Geheimen trägſt; dort hebt ſie jetzt gleichſam ihre feurigen Finger auf zum Schwur, daß du gerichtet wirſt vor Gott!“

Da hebt es an in ſeiner Bruſt zu ſtoßen, er verdeckt ſein Angeſicht mit beiden Händen. „Daß mich Gott ſo hat verlaſſen können!“ ſtöhnt er. „Im Sinn hab' ich's ja nicht gehabt. Die Bachhäuslerin! Mich einklagen! Und der Teufel mir das Scheit in die Hand! ... Was ich ſeither habe gelitten, mein gnädiger Herr Pfarrer! Schon zwei-, dreimal bin ich auf dem Weg geweſen zum Gerichte. Ich kann nicht! Ich kann nicht! Der ſchreckbare Galgen!“

Ich thue nur lachen, als ob das ſo leicht wäre, und ſage: „Töten werden ſie Euch nicht, wenn Ihr Euch ſelber ſtellet, das weiß ich gewiß. Dann kann's ja wohl nur als Todſchlag gemeſſen werden, wer weiß! Ihr werdet Arreſt bekommen, arbeiten, büßen, Euer Gewiſſen wird Ruhe haben, und Gott wird Euch gut ſein. Nein, armer Mathias! Steiget nicht ſo hinab aus der zeitlichen Hölle in die ewige.“

So habe ich ihm zugeredet, da richtet er ſich jäh auf wie ein Ungetüm und ſagt: „Was ſchwatzen wir denn, Herr, es iſt ja nichts. Es iſt ja nichts.“ Alſo, bis ich

niederfalle vor ihm auf meine Knie und ihn beſchwöre, an ſeine Eltern ſolle er denken, an alle lieben Menſchen, die ihm verſtorben ſind. Auf das wird er wieder weich und ſchüttelt den Kopf. Seine Augen ſuchen umher, ich merke, er will davonlaufen. Und jetzt ſpiele ich den letzten Trumpf aus, von dem ich gehofft, er würde mir erſpart bleiben.

„So hilft alles nichts, Mathias," ſage ich, „und wollte Euch doch ein guter Freund ſein. So merket, was ich noch weiß. Es iſt alles aufgekommen, ſie rücken von mehreren Seiten an, Euch zu fangen, in ſehr kurzer Zeit müſſen ſie da ſein. Ihr entkommt ihnen nicht, und dann iſt Euer Leben verſpielt. Menſch, ich bitte Euch um Leben und Seligkeit! Ich bin mit Mühe vorausgelaufen, es Euch zu ſagen, ſtellt Euch freiwillig, und Ihr ſeid ſo viel als gerettet."

Dieſe Unwahrheit hat eine große Wirkung erzielt. Er hebt an zu zittern und bittet mich, ihn nicht zu verlaſſen. Er gehe mit mir, ich möchte ſein Zeuge ſein, daß er freiwillig gehe.

Hierauf hat er vor dem Marienbilde noch die Kerzen ausgelöſcht, hat noch zum Bildniſſe gerufen: „Unſere liebe Frau, deine Fürbitte! Du weißt es, viel hab' ich gethan zu deiner Ehr'! Gute Nacht, Mutterle! Wenn's gut ausgeht, ſo will ich dir nicht ſparſam ſein!"

Dann ſind wir miteinander hinabgeſtiegen in der Nacht — eine Mondnacht iſt's geweſen — und fortgegangen und unaufhaltſam fort. Keiner iſt müde geworden, und der Hoiſel iſt zeitweilig ganz munter und führt mich mit aller Fürſorge, wo der Weg gefährlich iſt. — Das thut Gott, habe ich mir gedacht. Mehrmals hat

er geäußert: „Wenn ſie uns nur nicht erwiſchen, ehe wir dort ſind. Wie weit haben wir denn noch?“

Als der Morgen tagt, ſind wir im Liesgaue, da haben wir in einem Gaſthauſe eine halbe Stunde Raſt gehalten. Wäre nur dieſe Eiſenbahn ſchon fertig, dachte ich, zu Fuße können wir vor morgen mittags nicht in der Kreisſtadt ſein. „Sie werden uns früher erwiſchen!“ ſagt der Hoiſel immer wieder. — Dann auf heißer Straße den ganzen Tag marſchiert. Meine Angſt: den Mann reut es, und er läuft davon. Aber die Furcht vor dem Gefangenwerden und vor dem dann unausbleiblichen Galgen hat ihn ſcharf an mich gebunden. Wenn es gerade eine Unwahrheit muß ſein, die imſtande iſt, den Steger zu retten, ſo müßte man wohl auch hier wieder ſagen: Gottes Ratſchlüſſe ſind unerforſchlich.

Am Abende desſelben Tages kehren wir bei einem großen Straßenwirtshauſe zu, das zwiſchen hohen Bergen ſteht und eine Mühle hat. Bei dem Abendbrote fällt mein Blick aufs Wochenblatt, das auf dem Tiſche liegt. Und da drin iſt es geſtanden. „Am 30. September um ſechs Uhr früh findet im Hofe der Landesſtrafanſtalt die Hinrichtung des Raubmörders Tobias Steger ſtatt.“

Am 30. September! Das iſt der morgige Tag! Morgen ſechs Uhr früh!

Ich gehe eilends zum Wirt: „Iſt hier ein Wagen zu haben nach der Kreisſtadt?“ — Ja, der wäre zu haben. „Sogleich? In dieſem Augenblick?“ Die Pferde hätten Tags über geackert und müßten ein wenig raſten. „Das iſt nichts. Sofort einſpannen! Wie lange fährt man nach der Stadt?“ Ja, meint der Wirt, das wäre weit, der Weg ſchlecht, bergauf, thalab. Unter neun Stunden ſei

noch keiner hinübergekommen. „Herr, wir müſſen in acht Stunden drüben ſein, in ſieben Stunden! Was es auch koſte. Es geht um ein Menſchenleben.“ Und raune ihm in die Ohren, ſo viel ich ſagen darf.

Der Wirt hat mich jetzt gar unſicher angeſchaut. Die Wirtin iſt eine von Alpenzell und erkennt mich als den Pfarrer von Sankt Maria, da iſt denn bald eingeſpannt worden. Halb elf Uhr in der Nacht.

O dieſe Nacht! Dieſe Fahrt! Meine Beine habe ich unausgeſetzt krampfhaft an die vordere Wagenwand geſtemmt, als ob man ſolcherweiſe das Gefährte raſcher voranbringen könnte. Nie in meinem Leben eine Nacht ſo peinvoll. — Um ſechs Uhr. Sie ſind pünktlich. Der Teufel reitet den Zeiger vor!

Um zwei Uhr ſind wir beim Wirt auf dem Bergſattel. Kutſcher will raſten, wir hätten acht Minuten Vorſprung. Vorwärts! — Ich ſchöpfe ſchon Muth, ganz friſch! Mein Hoiſel ſchweigt und hält die Hände gefaltet. Beten? Schlafen? An die Rückwand lehnt er ſich. So vornehm iſt der ſein Lebtag nicht gefahren. — Das Fenſter habe ich mit dem Mantel verhängt, will kein Morgenrot ſehen. Es iſt ewig und es iſt ewig. Ein ſolches Pochen in den Schläfen! Der Kopf will mir zerſpringen — ſterbensübel. Kann der Tobias Steger eine größere Angſt haben? Gott ſtehe uns bei! Es tagt. Der Wagen rollt über eine lange Brücke. Der Strom! Wir ſind dem Ziele nahe. Ich reiße das Fenſter auf. Im Morgenrot das große Gebäude, die Strafanſtalt. Durch eine Allee da — ſpringt der Hoiſel hinaus. Hinaus und quer über die Wieſen. Ich ihm nach, am Waſſer eingeholt, er ſchreit: „Ich kann nit!“ fällt zu Boden, ohnmächtig .... Sein Leben

in dieſes ſteinerne Grab hinein, er kann nicht! — Ich den Mann auf meine Schulter, vorwärts. Das äußere Thor iſt offen, Leute eilen aus und ein, Soldaten, Offiziere, Männer im Frack. — Ich mit meiner Laſt ungeſtüm in den Hof. Dort auf dem Türmchen das Zifferblatt . .

Sechs Uhr fünfzehn Minuten . . . .

Das ſind die Aufzeichnungen meines Vorgängers Johann Steinberger. Dann ſind noch mehrere Blätter geweſen, kraus und verworren. Von der nächtlichen Fahrt iſt die Rede. Der Wagen zerſchellt. Und geritten, der Hoiſel auf einem weißen Roß, der Pfarrer auf einem ſchwarzen. Dem Galgen zu, um ihn herum, wie Zirkusreiten. Dann wieder Ausrufe wie: Mörder im Talare! Hat gewußt, daß er unſchuldig iſt und hat ihn ſtrangen laſſen!“

Du armer, du treuer Johannes, ſchlafe ſüß!

Freilich bin ich hinausgefahren ins Stift, um dem Prälaten die Schrift vorzulegen. Was bei dem Heiligen Waſſer geſprochen worden, ſteht nicht unter dem Siegel Gottes. Seine Gnaden aber meint, da würde ſich nicht viel machen laſſen. Auf die Schrift eines armen Irrſinnigen könne die Juſtiz wohl kein Gewicht legen. Überdies ſei der Steger tot und das Gericht würde den Fall nicht gern noch einmal aufwühlen.

Was die Leute, und beſonders die Regina von der letzten Zeit des Pfarrers erzählen, läßt wohl nichts anderes denken als — geiſteskrank. Aber ſoll man denn auch nicht verrückt werden unter einem ſolchen Verhängniß? — Der Gerichtsfall hat ja wirklich ſtattgefunden, die Hin-

richtung ist genau am 30. September desselben Jahres erfolgt. Was in Steinbergers Schrift vom Holzknecht Hoisel gesagt ist, paßt äußerlich genau auf diesen Menschen, der da frei umhergeht. Nächstens will ihn der Prälat zum Brennholzschneiden dingen und bei dieser Gelegenheit ihm auf den Zahn fühlen.

Am 30. November.

Es ist, wie der Prälat gesagt hat. Des hochwürdigen Steinbergers hinterlassener Schrift wegen will das Gericht den Kriminalfall nicht wieder auflegen. Es sei nicht ein einziger sachlicher Anhaltspunkt dafür vorhanden, als ob da etwa ein Justizmord begangen worden. Der Pfarrer sei erwiesenermaßen geisteskrank gewesen, und kein Mensch könne sich erinnern, daß an jenem 30. September nach der Hinrichtung jemand mit einem Ohnmächtigen auf den Schultern ins Gerichtsgebäude gekommen wäre, wie es doch in der Schrift heißt.

Vor einiger Zeit war der Mathias Spatzel, genannt Holz-Hoisel, draußen im Stift als Tagelöhner. Der Prälat hat ein Gespräch mit dem Manne angefangen und ihn gefragt, ob er nicht einmal bei der Eisenbahn gearbeitet habe? Ja, das habe er beim Bau draußen im Liesgau. Dann, ob er den Herrn Pfarrer Steinberger näher gekannt? Ob er einmal drüben bei der Wallfahrtskapelle zum Heiligen Wasser gewesen wäre? Ja, den alten Herrn hätte er freilich auch gekannt, drüben beim Heiligen Wasser sei er sein Lebtag nicht gewesen. — Seine Gnaden schreibt mir, die Antworten wären nicht so gewesen, daß der Hoisel zur Untersuchung gezogen werden könne.

Mir wirbelt's im Kopfe.

Am 13. Dezember.

Die kürzeſten Tage macht man hier zu den längſten. Schon um 3 Uhr früh ſtehen die Leute auf zum Haferdreſchen, mein Rupert und der Schmiedknecht müſſen um dieſe Stunde den Weg ausſchaufeln hinauf zur Kirche. Es ſchneit ununterbrochen; von meiner Hinterkammer im erſten Stock könnte man durch das Fenſter hinaus ganz gut über den Schnee zum Walde hingehen. Um ſechs Uhr früh ſchweigen die Driſcheln, klingen die Glocken, und wir gehen hinauf zum Adventgottesdienſte. Nach dem Engelamte, wenn wir wieder ins Freie treten, iſt der erſte Morgenſchein und von der Hohen Rauh glänzt wie ein güldener Stern das Lichtl herab. Das ſtimmt ſo recht zum Adventliede: „Maria, ſei gegrüßet, du lichter Morgenſtern!“

Heute nach der Schule kommt der Lehrer freudebrennend zu mir. Ich denke ſchon an einen großen Opernſieg, er vertraut mir aber mit vor Entzücken überſchlagender Stimme, daß er wieder drei Volkslieder gefunden habe. Eine alte Bäuerin aus Oberſchuttbach, die ihm für die Feiertage Rauchfleiſch gebracht, habe er mit einem Krüglein Moſt ſoweit beſtochen, daß ſie alle Schämigkeit weggeworfen und ihm die Lieder vorgeſungen hätte. Er habe die wunderſchönen Sachen gleich mit Buchſtaben und Noten feſtgemacht. Zwei davon wären Krippenlieder, die er ſchon in der Chriſtnachtmeſſe ſingen laſſen wolle. Auf mein Erinnern, daß nach dem neuen Konſiſtorialerlaß beim liturgiſchen Gottesdienſte kein deutſches Lied geſungen werden dürfe, fragt er: „Was denn ſonſt?“

„Lateiniſche Lieder,“ ſage ich.

„Was, lateiniſche?“ ruft er aus, „wir deutſche Bauern

im Torwald ſollen lateiniſche Lieder ſingen? Wir Hirtenbuben und Holzknechtdirnen ſollen lateiniſch ſingen? Haben die Hirten zu Betlehem lateiniſch geſungen? Hat die heilige Familie lateiniſch geſungen?“

„Die werden ſchier hebräiſch geſungen haben,“ belehre ich, „doch die katholiſche Kirche ſoll eine Hirde, eine Herde und eine Sprache ſein.“

Darauf ſchleudert der Schulmeiſter die Arme auseinander und ſchreit: „Wenn der Menſch Gott nicht mehr ſoll loben dürfen in ſeiner Mutterſprache! Wenn der Gläubige das ſoll beten und ſingen, was er nicht verſteht, und der Deutſche ſein deutſches Herz daheim laſſen muß, wenn er zum Hochamte geht — nachher iſt's aus mit uns, Herr Pfarrer, nachher iſt's pfutſch!“

Ich mache einen Deuter mit der Hand: „Es wird nichts ſo heiß gegeſſen, als gekocht. Wird auch kein Domherr in unſerer Kirche ſitzen.“

„Und wenn das ganze Konſiſtorium drinnen ſitzt und der Biſchof und der Papſt ſelber, ſo will ich beim Chriſtamt deutſche Lieder ſingen laſſen, ich bitte ſchon um Verzeihung, Herr Pfarrer. Lateiniſch! Da könnten wir in paar Jahren den leeren Kirchenbänken vorſingen. Deutſche Bauernleute lateiniſch! Manchmal ſind ſie auch im Konſiſtorium . . .“ Er tippte mit dem Finger auf die Stirn.

Mit keinem Worte habe ich ihm beigeſtimmt. Die Hand werde ich ihm gedrückt haben — deucht mich.

Am 1. Jänner 1876.

Einen ſolchen Winterſturm, als der von heute Nacht, ſagen die Leute, wüßten ſie ſchon lange nicht. In den

ſtarren Äſten der Bäume toſt es wie ein Waſſerfall, in den Dachſchindeln klappert's, an den Fenſtern winſelt's, und der Schnee ſtäubt in alle Fugen. Die Fackeln der Kirchengeher, die zum Kompletorium kommen, ſcheinen zeitweiſe pfeifend zu vergehen, um dann aus der ſchwirrenden Glut doch wieder hell aufzulodern. Eine ſtürmiſche Neujahrsnacht, ſagen ſie, bedeute ein unruhiges Jahr. — In der Kirche hört man es, wie an die durch Drahtgitter geſchützten Fenſterſcheiben der Wind anprallt, als würden ſchwere Tücher daran geworfen. Beim Tantum ergo wäre mir bei einem Haar die Monſtranz aus der Hand gefallen; ſo eiskalt iſt das Metall, daß es wie lähmend durch meine Nerven fährt. Aber sursum corda! Die Herzen empor zur Freude! Bald hebt die Orgel an zum Te Deum laudamus. Es ſtrahlen die Kerzen all, es ſteigen die ſilbernen Schleier des Weihrauches auf — kein Erdenſturm iſt mehr, im Reiche Gottes ſind wir.

Abgeſchloſſen iſt Sankt Maria von aller Welt, und doch iſt mir ſo, als wären die Weiten und Zeiten der ganzen Chriſtenheit ſeit des Herrn Geburt beiſammen in unſerer Kirche. — Habe Dank, mein Gott, für dieſe Weihnachtszeit, nicht ſeit Kindestagen iſt ſie ſo innig und ſelig in mein Herz gegangen, auch nicht dazumal in der Kirche des heiligen Petrus zu Rom. Die ſüßen deutſchen Lieder: „Es iſt eine Roſ' entſprungen", „Stille Nacht, heilige Nacht", „Im hohen Himmel droben", nur in der Dorfkirche, von der Gemeinde wirklich Gläubiger werden ſie recht geſungen. Und nirgends wurzelt das religiöſe Gefühl ſo tief, als in altem Klange aus Kindeszeiten. Dieſen ausrotten, und die Innigkeit unſeres Gottesdienſtes iſt dahin.

Am 28. Februar.

Der diesjährige Hirtenbrief setzt scharf ein gegen die Übel der Zeit. Besonders gegen den liberalen Geist, welcher alle Quellen des Heiles vergiftet und Freimaurertum genannt wird. Die Epistel ist streng dogmatisch gehalten und predigt — möchte ich sagen — mehr das Schwert als das Kreuz. Als ich gestern den Hirtenbrief von der Kanzel gelesen, sind meine Pfarrkinder ganz ratlos dagesessen. Sie haben halt nichts verstanden von dem, was unserem hochwürdigsten Bischof so sehr am Herzen liegt. Der Teichgräber Golo soll nachher behauptet haben, diese gelesene Predigt sei gewiß nur gemünzt gewesen gegen den geschwefelten Wein, den der Unterschuttbachwirt jetzt im Fasching von der Pipe rinnen läßt und gegen die italienischen Maurer, deren immer mehr in die Gegend kommen, auch Teichgräberarbeiten machen und den Einheimischen das Geschäft verderben.

Heute am Faschingmontag entfalten meine lieben Schäflein eine große Ausgelassenheit, schwärmen in den Wirtshäusern herum von Dorf zu Dorf. So wie am Christtage jeder gute Christ drei Messen hören muß, sagen sie, so müsse er am „Fraßmontag" drei Wirtshäuser besuchen. Überall ist Tanzmusik, und weil die Spielleute nicht ausreichen, so hätte sich beinahe der Kornstock etwas vergeben. Ich habe ihm stark zureden müssen, die erhabene Musik nicht zur Karnevalshatz herabzuwürdigen. Anfangs behauptete er, die Musik sei ja eben der Schutzengel und stimme selbst auf dem Tanzboden die Herzen reiner. Ich erinnere ihn an das Bild, welches beim Schmied an der Hausthür haftet, darstellend, wie eine lustige, aufgeputzte

Gesellschaft von Männlein und Weiblein hinter einer Musikbande her in die Hölle zieht.

„Ist gut," drauf der Lehrer, „bei der lateinischen Kirchenverordnung hat der Pfarrer nachgegeben, bei der Tanzmusik thut's der Schulmeister. Ich geige ihnen nicht."

Am unangenehmsten sind mir die Fastnachtsvermummungen. Männer springen in Weiberkitteln um, und Dirnen in Hosen. Was sie sonst das ganze Jahr hindurch für unschicksam und sündhaft halten, heute üben sie es aus und zwar mit aller Herzensunmittelbarkeit, als wäre es ein Gottesdienst. Das ist der Heide noch, der in ihnen steckt, im Karneval findet er am längsten Unterschlupf, und die Kirche muß in Gottesnamen ein Auge zudrücken. Wohl nur eins, nicht alle zwei. Ich will jetzt das Schreiben lieber sein lassen und ins Wirtshaus gehen.

Am 29. Februar.

Keine schöne Nacht ist das gewesen. Nachdem ich gestern beim Neuwirt eine Stunde gesessen und alles so ziemlich aus dem Gröbsten in Ordnung gefunden habe, gehe ich mit dem Kimpelschmied nach Unterschuttbach. Dort ist's toll. Kaum wir ins Wirtshaus treten, werden wir von einer Gruppe erhitzter Weibsbilder mit Gewalt hergenommen, auf den Tanzboden geschleift und müssen mit ihnen gut oder übel eins hopsen. Das hat für uns eine Ehre sein sollen. Nachher fängt ein Bursche an, Spottliedlein auf uns zu singen, die man freilich nicht übler nehmen muß, als sie gemeint sind. Und ist auch der Holzer-Hoisel da. Ganz kalt ist's mir über den Rücken gegangen, wie er mich angrinst und sagt: „Gelt, gnädiger

Herr Pfarrer, heut' am Faſchingtag iſt gar nichts Sünd'? In der Faſten werden wir eh' derlöſt!"

Wenn dieſer Menſch wüßte, was ich weiß! Und doch nicht weiß!

In einer Ecke ſtreiten zwei betrunkene Burſchen um eine Dirn', bis der Schmied dazwiſchen tritt und einem der Raufluſtigen ſeine Meinung mit flacher Hand an den Backen ſchreibt. Jetzt wird's was ſetzen! denke ich noch, ſie ſind aber ruhig auseinander gegangen. Der eine hat dem Schmied wohl einen Blick zugeworfen, aber gar keinen trutzigen, vielmehr einen betrübten — darüber, daß ſchon wieder einmal das Raufen verboten ſein ſoll am Faſchingtag!

Dieweilen der Schmied in Unterſchuttbach ſtramme Polizeiordnung hält, wird in Oberſchuttbach bis ans Meſſer gerauft und ein junger Burſche faſt erſchlagen. Wie ſie ihn heute auf einem Schlitten herausſchleifen, iſt es des Schmieds Jungmagd, welcher ein Bein gebrochen und zwei Zähne eingeſchlagen worden ſind. Der habe ich wohl ſagen müſſen: „Wirſt du dir's merken, Vorwitzige, daß die Hoſe ein gefährlicheres Gewand iſt, als der Kittel?"

Am 20. März.

So ausgelaſſen die Leute in den Faſchingtagen geweſen, ſo eingezogen leben ſie jetzt wieder, ſo ſittig, arbeitſam und fromm. Das Gebot von der vierzigtägigen Faſten nehmen ſie buchſtäblich, verzichten auf jegliche Fleiſchſpeiſe, eſſen ſich nicht jeden Tag ſatt und das dadurch Erſparte ſchenken ſie den kümmerlichen Kleinhäuslern und Waldhüttlern.

Brav iſt es von unſerer Ottilie. Aus ihrem Tiſchteller ſpart ſie ſich — und nicht bloß in der Faſtenzeit — vom Munde ab und bittet dann die Regina, das Übriggelaſſene heim ins Steinhäuſel ſchicken zu dürfen. „Heim“ ſagt ſie noch immer, und iſt, meine ich, der Pfarrhof doch ganz und gar ihr Elternhaus geworden. Ein ordentliches, fleißiges Mädel. Darin, wie ſie mir die Stuben aufräumt und jeden Seſſel, jedes Buch, jedes Blatt Papier ſtets genau an den beſtimmten Platz legt, erkenne ich ſie. So im Kleinen unſere täglichen Gewohnheiten beachtet zu ſehen, das thut auch wohl. Nie ein Wort des Tadels iſt nötig, dabei giebt ſich das Kind immer friſch und aufgeweckt. Wäre ſie um zehn Jahre älter, und ich um zwanzig jünger, ſo gäbe das wieder Stoff für ein gottloſes Theaterſtück, als welches dieſer „Pfarrer von Kirchfeld“ immer noch ſo viel Lärm macht. Vor ein paar Jahren habe ich das Stück geleſen. Mein Gott, wenn über uns arme Geiſtliche nichts Schlimmeres geſchrieben worden wäre! — So lange hat die Ottilie im Hof bei ihren Hühnern und Gänſen herumgeträllert, bis der Kornſtock kommt und ſagt, das Mädel müſſe aufs Chor!

Und ſingt ſie mir jetzt bei der Meſſe ſchon mit heller Stimme das „Hier liegt vor deiner Majeſtät“ herab. Und wenn ich ihr dann zu Hauſe ſage, ſchön hätte ſie's gemacht, ſo ſchämt ſie ſich.

Am 22. März.

Erſt heute bin ich dazu gekommen, dem Prälaten zu ſchreiben, ob man ihm aus dem Torwald nicht einen Knaben ſchicken dürfte für ſein Seminar? Armer guter Leute

Kind mit acht Geſchwiſtern. Ein ſchwärmeriſcher Junge, der die Volksſchule gut abgethan habe und ſeither von den Felſen herab Predigten halte und in den Steinniſchen Meſſe leſe. — Vielleicht, Kimpelſchmied, kommt's noch dazu, daß die Torwalder einen Einheimiſchen zum Pfarrer kriegen. Ob es jedoch immer gut iſt, den Herrgott als Birnbaum gekannt zu haben?

Am 27. Mai.

Ein Bauernhof zu Oberſchuttbach heißt beim Gral. Die Gralhoferin, oder Gralin, wie man ſie insgemein nennt, iſt neunundneunzig Jahre alt — die Älteſte in der Pfarre. Da ich ſie am vorigen Sonntage nicht in der Kirche ſah, ſo ging ich heute hinauf, nachzuſehen.

Mitten in der Stube ſtand ihr Sohn, der alte langbartige Gralhofer. Vor ihm auf einem Dreifuß ſaß ein halbwüchſiger Burſche, dem ſchnitt er das langfetzige, rabenſchwarze Haar. Ich frage nach der alten Mutter. Die wäre nicht zu Hauſe, ſie wäre auf dem Krautacker.

„Dann iſt es ſchon recht," ſage ich, „und im nächſten Jahr werden wir's halt hoch hergehen laſſen müſſen zum Hundertjährigen!"

„Wär' nicht zuwider, wenn wir's derleben," meinte der Bauer. Sein Haarſchneider mochte guten Willens ſein, doch ſehr von ſtatten ging es nicht. Erſtens fügten ſich die Haarbüſcheln lieber weich der großen Schafſchurſchere, als daß ſie ſich entzweiſchneiden ließen; zweitens ward das Stoppelfeld ſtellenweiſe kahl, ſtellenweiſe ſchopfig. Der Alte war einundzwanzig Jahre lang beim Militär geweſen, wie er gern erzählt, beim Fuhrweſen, aber das

Haarschneiden hatte er dabei nicht gelernt. Ich setzte mich an den Tisch und betrachtete den Burschen. Der hatte mir schon einigemal Kummer gemacht.

Einer Dienstmagd uneheliches Kind, nie eine Schule besucht, selten eine Kirche, arbeitsscheu, geneigt zum Davonlaufen, also nirgends gern gesehen. Im Pfarrbuche steht er unter dem Namen Peter Heissel, geboren 1857. Bis auf seine zu kurz geratene Stumpfnase und die dicken Lippen gerade kein übler Junge. Vor wenigen Tagen hatte ihn der Gral in Dienst genommen, trachtete ihn nun ordentlich herzurichten und fing beim Haar an. Morgen soll der Peter ja in die Kirche gehen, und da muß er doch einem Menschen ähnlich sehen.

Jetzt bin ich heute sauber zurecht gekommen. Die Thür springt auf, ein Landwächter tritt herein. Der Bursche auf seinem Dreifuß knickt zusammen. Der Landwächter frägt hart wie Eisen nach dem Peter Heissel.

„Da sitzt er."

„Der muß mit mir. Hat einen Kirchenraub verübt!" drauf der Landwächter. Mir will das Herz stillstehen. Von der Herde auf der Stiftsalm hat er vor drei Wochen ein Schaf gestohlen. Von der Alpenzeller Stifts-Herde, na da ist's halt freilich ein Kirchenraub. Der Peter, zur Linken schon glatt geschoren, zur Rechten noch ein zottiger Pudel, rutscht vom Dreifuß herab auf die Knie, hebt die Hände und wimmert: „Nur nit einsperren! Bitt gar schön, nur nit einsperren!" Dieweilen legt der Scherge um die gefalteten Hände schon das Kettlein. Als der Peter das Unabänderliche sieht, wird er ganz ruhig und ein wenig frech. Dem Verhöre antwortete er, das entwendete Schaf habe er zu Schwarzau an einen Kalkbrenner verkauft um sechzig

Kreuzer. Woher denn sonst Geld nehmen? Beim Bauerndienen gäbe es wohl Kohlkraut, Erdäpfel und Flöhe, aber kein Geld.

Die Gralleute ließen ihn aber nicht ohne weiters ziehen, der Alte schnitt ihm vollends das Haar ab und vergrub es dann draußen unter den Dachtraufen, ein alter Aberglaube, damit der Geschorene nicht Kopfweh bekomme. Die Hauswirtin brachte Milch und Brot. Der Büttel und der Peter sollten's auseſſen; hätten nachher eh einen weiten Weg, bis sie wieder was kriegten.

Der Landwächter überließ das Scheidemahl dem Peter. Dieser bedankte sich dann beim Bauer fürs Haarschneiden und bei der Bäuerin für die Milch, und vor dem Treiber zur Thür hinausstolpernd murmelte er: „Wer mich verraten hat, der soll sich gefreuen!"

Als sie fort waren, wußte ich nicht, ob den Bauersleuten für ihre Gutmütigkeit ein Lob gebühre oder was anderes. Auf meine Bemerkung darüber antwortete der Gral: „Wenn einer so alt wird wie ich und weiß, wie's hergeht auf der Welt, da macht man sich nachher nicht gar viel aus einem Schafdieb. Bei den Soldaten wird er schon Gott erkennen lernen!"

Ein Pfarrkind so fortführen zu sehen in den Arrest. Es ist hart.

Im Frühsommer.

Waldfreude! Wer kann sie genugsam besingen? Der Mensch kann es nicht, nur der Vogel kann es. Und der thut's auch nicht. Das Heldenlied vom Daseinskampfe. Nur seiner singt's der Vogel, als der Mensch. Und nichts

Neues bekäme er zu hören, der Waldgänger, wenn er der Vogelſprache kund wäre wie Salomo! — Da ſitzt mir einer ſtundenlang in der Krone des Ahornes oben und weiß allerhand Geſchichten. Geſchichten und wunderſchöne Lieder. Und dabei ein Schelm! Einmal ſingt er wie die Amſel in der Hecke, dann ſingt er wie die Lerche im Kornfeld, dann wie die Grasmücke auf der Haide, dann wie die Droſſel im Walde, dann wie der Teichvogel im Sumpfe; dann zeigt er, daß auch ſolches keine unerreichbare Kunſt iſt, wie der Spatz auf dem Dache ſingt. Ein wahrer Tauſendkünſtler das! Anfangs meinte ich, es wäre eine ganze gefiederte Künſtlergeſellſchaft oben, da belehrte mich der Kornſtock, daß es ein einziger Vogel ſei, ein rechter Spitzbub — der luſtige Würger genannt. Der verſtände es, mit Schnabel-, Kehl- und Bauchredekünſten wie ein muſikaliſcher Komiker alle Stimmen, die er irgendwo gehört, nachzuahmen. Manchen einfältigen Vogeljüngling locke er ſo herbei, um ihn nachher zu zauſen, und die Jungfrauen foppe er auch, um ſie nachher ſitzen zu laſſen. Der heilige Franziskus hat den Vögeln gepredigt, den Würger ſcheint er nicht bekehrt zu haben.

Vom Lärchbaum ſchreit ein Edelfink herüber. Es muß eine Frage ſein, die Droſſel im Haſelſtrauch antwortet ſofort. Mich deucht, es iſt die Rede vom Eſſen. Der Fink frägt herab, ob die Würmchen im Graſe ſchon fett wären, die Droſſel leugnet es und gedenkt, das Maſtvieh für ſich ſelber zu ſchlachten. — In einem Buſch am Bache ſehe ich das Neſt einer Droſſelfamilie. Ich möchte mein Haus nicht ſo der Überſchwemmungsgefahr ausſetzen. Wenn ich ſchon Flügel habe und alſo das Berg-, Baum- oder Stiegenſteigen nicht brauche, ſo baue ich's doch lieber

auf einen hohen Wipfel, da hätte ich für die Kinder gleich auch das Wiegenſchaukeln. Hinter dem Strauche verſteckt, gucke ich ins Neſt nach den zarten vier Kleinen, die eins über das andere kriechen und kugeln und ihre Schnäbel weit aufſpreitzen. Dort auf dem Fichtenaſt ſitzen die Alten, gurgeln und zirpen und getrauen ſich nicht herüber. Seid doch nicht dumm! Ich, der alte Wolfgang, werde euch was thun! Endlich wagen ſie es doch, und die Kindlein kriegen ihr Mittagsmahl hübſch nach der Reihe. Graue Würmlein in Beize. Schau, das eine will noch einmal haben und möchte dem Brüderlein was wegſchnappen. Nichts da! Dein Theil haſt du ſchon bekommen. Mich würdeſt du herumkriegen, denn ich kenne euch eigentlich nicht auseinander. Zum Glücke iſt dein Vater klüger. — Sauber halten thun ſie ſich, heben den Bürzel hübſch weit über den Rand hinaus, wenn was not iſt. Nur dem einen paſſiert unverſehens etwas, iſt auch ſchon die Mutter da und kratzt hinaus, was nicht hereingehört. Plötzlich kreiſcht der Alte auf, alles flattert mit den Flügeln, die Mutter ſträubt ihre Federn und ſtarrt wie gelähmt gegen den Himmel. Dort im Wipfel lauert ein Häher. Der ſoll nur herabkommen! Den wollen wir rupfen, und ſeine ſcheckigen Federn ſollt ihr auf euere Käpplein ſtecken wie die Indianer. — Ich halte meine Hand ſchützend über den Einſchlupf. Mein Gott, das Kleine, wie es zittert, wie ihm das Herzlein klopft! Ich bin ja kein böſer Bub, du Närrlein, ich bin ja der kindiſche Wolfgang. Wie? Handküſſen? Ei nein, das war ein Angriff. Keine Freundſchaft mit mir? Das verdrießt mich. — Der Familienvater iſt aus dem Neſte geflogen und auf den Erlſtrauch hinüber, dort kreiſcht er, ſo viel aus dem Schnabel geht.

Er ſchilt den Friedensſtörer auf dem hohen Wipfel und ſchreit hinauf: Meine Leut' laß mir in Ruh! Zu mir komme, wenn du Luſt haſt! Dabei zittert der kleine Kerl vor lauter Angſt. Der Häher iſt unſer gemeinſamer Feind geworden, ich fange an, Erdſchollen gegen den Wipfel zu werfen, um ihn zu verſcheuchen. Endlich iſt er davon, der Mordgeſelle, und bei mir iſt es auch an der Zeit. Behüt euch Gott, ihr Drösſelein beiſammen.

Wohin? Was nun? Um das liebe Kleinleben draußen in der Natur zu beſchreiben, müßte man mehr Blätter und Stifte haben als der Wald ſelber. Deswillen, was nachkommt, habe ich die Vöglein vermerkt. — Wie ich weiter gehe und gegen die Schlucht komme, wo Brombeerſtrauch und Dornhag ſtehen, ſehe ich des Schmieds Sohn. Als er gewahrt, daß er von mir bemerkt iſt, wird er ganz erregt und deutet auf einen Dornbuſch hin.

„Was macheſt du da, Rolf?"

Er ſagt nichts und ſchaut mich an.

Und muß ich etwas ſchier Unerhörtes ſehen. An einem langen Äſtlein ſind der Reihe nach Käfer an den Dornen aufgeſpießt, große und kleinere, und mitten durch den Leib geht ihnen der Speer, ſo daß die Spitze am Rücken des Thierchens herausſchaut.

„Wer hat das gethan?" frage ich den Jungen ſcharf.

„Das hat ein Vogel gethan, Herr Pfarrer."

„Wie? Ein Vogel, ſagſt du? Die armen Weſen ſo grauſam zu martern. Das hat kein Vogel gethan!"

„Ich habe es geſehen," ſagt er.

„Schweig!" fahre ich ihn an, „das haſt du gethan!"

Er ſchaut mir ins Geſicht und ſchweigt. Ich ganz empört rufe ihm zu: „Schlechter Menſch, in dir habe ich

mich geirrt! Scheinheilig sein, in christlichen Büchern lesen und wehrlose Tiere so teuflisch zu Tode quälen! Hat das Christ gelehrt? Wenn ich Gottschöpfer bin und sehen muß, wie die eine Kreatur, die so bevorzugt ist, daß mein eingeborner Sohn sein Blut für sie vergoß, wie diese Kreatur ein anderes meiner unschuldigen Geschöpfe unerhört grausam tötet, so werfe ich sie ins Verderben! Hättest angestellt was der Wille, so sicher wäre deine Schlechtigkeit nicht aufgekommen, als durch dieses Schelmenstück. Nichtsnutziger Lump du!"

Er schaut mich an ganz verstockt und schweigt.

Wettere ich weiter: „Wie du Tiere marterst, so wirst du Menschen martern, und das Ende wird sein, daß auch du so am Spieße steckest — im höllischen Feuer. Aus den Augen mir, Unhold!"

Er hat sich gewendet und ist mit gesenktem Haupte über das Heidekraut hingegangen.

Gegen Abend komme ich zum Kornstock, ganz zorngeladen: „Ein Schulmeister ist nicht bloß da, daß die Kinder pfeifen lernen, er hat sie auch zu erziehen. Der Pfarrer kann nicht alles Krumme gerade machen. Geht der Wicht her und steckt Käfer an die Dornen. Und leugnet's frech! Ein Vogel hätt's gethan!"

Wie der Lehrer mich versteht, was ich meine, sagt er höllisch friedfertig: „Das kann ja wohl sein, Herr Pfarrer. Lanius collurio heißt der Schelm, der rotrückige Würger, der lustige Stimmennachmacher, den man in unserm Wald oben oft hören kann. Der fängt die Käfer und spießt sie auf Dornen, gleichsam wie der Fleischer seine Kälber der Reihe nach auf den Nagel hängt. Ist ja bekannt. Hab' den Spitzbuben erst vor paar Tagen beobachtet."

Dieſe Belehrung iſt mir gerade genug geweſen. Erſtens ſchäme ich mich, ſolch ein bezeichnendes Kapitel aus der Naturgeſchichte verſchwitzt zu haben, zweitens wird mir ganz übel, wie ich dem Rolf unrecht gethan. Geradeswegs gehe ich zum Schmied und leſe dem Burſchen die Leviten: „Warum haſt du dich nicht verteidigt? Bei den Ohren ſollt' man dich dafür zauſen! Warum, wenn dir Unrecht geſchieht, ſchweigſt du ſo boshaft?"

„Boshaft nicht," ſagt der Rolf. „Daß es der Vogel gethan, habe ich ja geſagt. Und wenn's der Herr Pfarrer nicht glaubt, habe ich mir gedacht, da kann man halt nichts machen, und mit dem Herrn Pfarrer darf man nicht ſtreiten."

Mit dieſer Naſe muß ich heute ſchlafen gehen. An hundert wirklichen Tierquälern gehe ich wahrſcheinlich achtlos vorüber, und den einen Unſchuldigen verdonnere ich in die Hölle hinab, daß er Vogelſünden büße. — Mit dem Pfarrer darf man nicht ſtreiten, natürlich! Den laſſen ſie alle im Finſtern ſitzen, wenn er drin ſitzt.

Am 1. Juli.

Zur Sommerszeit, an Sonntags-Nachmittagen pflegt ſich in einem der drei Dörfer die Gemeinde zu verſammeln, und der Pfarrer hält ihr im Freien eine Chriſtenlehre. Unter freiem Himmel klingt das Wort manchmal wie Bergpredigt. Am vorigen Sonntag ſaßen wir auf dem Kreuzhügel zu Oberſchuttbach, und ich ſprach vom kirchlichen Kultus. Dabei kam ich auf das Licht der hängenden Ampel, welches, nach ſtrenger liturgiſcher Vorſchrift von reinem Naturöle genährt, vor dem Sakramentsaltare Tag

und Nacht, ununterbrochen und immerwährend brennen muß. Meine Pfarrkinder pflegen nach altem Brauch an dieſem Lichte ihre Wetterkerzen anzuzünden bei drohenden Elementen, ſie holen davon das Feuer zu den Rauhnächten im Winter, ſie entzünden daran die Sterbekerze, wenn ein Bruder oder eine Schweſter in die Ewigkeit reiſt.

So habe ich ſie bei dieſer Chriſtenlehre gefragt, ob ſie wohl einmal darüber nachgedacht hätten, was das Licht vor dem Altar bedeute? Da raten ihrer etliche eine Weile herum. Die einen ſagen, das Licht brenne, weil der Ort ſo heilig ſei; die anderen, es werde halt ſo ein Ölopfer ſein; ein dritter war der Auffaſſung, die Ampel müſſe brennen, damit der Karl daran bei der Meſſe die Altarkerzen anzünden könne.

Hierauf habe ich den Schmiedſohn, den Rolf, gefragt: „Weißt auch du nichts?“

Antwortete der Junge: „Ich habe einmal geleſen, daß Gott das ewige Licht iſt. Die Ampel wird's bedeuten.“

„Ihr hört es,“ ſpreche ich zur Gemeinde. „Wenn ihr in der Kirche die hängende Ampel mit dem ewigen Lichte ſehet oder von ihr Feuer mit in euere Wohnungen nehmet, ſo gedenket deſſen, der uns das Licht vom Himmel gebracht hat, an die Gegenwart Gottes und ans ewige Leben.“

Beim Heimgange hat ſich ein fremder Menſch zu uns geſellt, und der ſagt: „Schon die alten Heiden haben einen gehabt, der das Licht vom Himmel herabgeholt.“

Antwortete darauf der Schmiedsſohn: „Das wird wohl keine Kunſt ſein, wenn die Sonne ſcheint und man hat einen Brennſtein.“

Dieſer Ausklang iſt nicht ganz nach meinem Geſchmacke geweſen.

Am 3. Juli.

Manchmal regt ſich meine alte Streitluſt. Weil aber mit dem Herrn Pfarrer natürlich niemand ſtreiten will, ſo roſtet mir die Galle ein. Wenn einem nie jemand widerſpricht, das iſt auf die Länge nicht auszuhalten. Man hat freilich ſelber ſeine Meinung, doch man will auch einmal eine andere hören, und bisweilen ein fröhlicher Streit friſcht das Blut auf. Der Schulmeiſter mit ſeinem unendlichen Muſizieren! Die anderen mit ihrer flachen Ehrerbietung! Und denken und thun dabei, was ſie wollen. Es iſt gar manches nicht in Ordnung.

Wie zuwider mir dieſer Schneider Karl iſt, wenn ich ihn bei der Meſſe am Altare herumwirtſchaften ſehe mit den Lichtern, mit dem Rauchfaß, mit dem Opferwein — und hat keinen Glauben! Will er's gleichwohl nicht wahrhaben; wer einmal ſo redet, wie er geredet hat, bei dem iſt etwas riſſig geworden. Äußerlich habe ich nicht die mindeſte Klage über ſein Verhalten, aber trauen kann ich ihm nicht mehr, und der Argwohn, ſich von einem Ungläubigen miniſtrieren zu laſſen, beunruhigt mich oft zum Verrücktwerden.

So hat ſich mancherlei in mir angeſammelt, und am Pfingſtſonntag auf der Kanzel habe ich meinem Herzen Luft gemacht. Volkstümlicher bin ich geweſen als der Hirtenbrief, verſtanden haben ſie's. Aber nach dem Amen ein gar kümmerliches Vergeltsgott. Iſt ſchon gut, denke ich, war euch das zu ſcharf, ſo ſoll's noch ſchärfer kommen.

Am Dreifaltigkeitssonntage habe ich ihnen die Sterbestunde des Unbußfertigen, die Schrecken des Gerichtes und die Strafen der Hölle weidlich ausgemalt, habe hingewiesen auf die Verstockten und Verblendeten der Gemeinde. Die Faustschläge auf die Kanzel haben gedonnert in der Kirche wie ein Wetter in den Hundstagen, so sehr habe ich mich ereifert. Die Zuhörer schauen mich betroffen, fast mißmutig an, nur ein Augenpaar sehe ich funkeln zu mir herauf mit Behagen und Beifall — das vom krumpen Christel.

Nachher beim Amt soll der Kornstock seine schönsten Musikstücke aufgelegt haben — mein Herz ist an diesem Tage schwunglos geblieben, und ich glaube, auch das der Gemeinde. — Nachher hat mir der Schmied zu verstehen gegeben, in Zukunft werde er sich an Sonntagen ein Wollentuch um die Ohren binden, es gehe neuzeit bei der Kirche oben ein so scharfer Wind.

— — Manchmal bin ich betrübt bis zum Weinen. Die Regina spricht besorgt von einem Arzte. Sind die Leute heuer denn anders, als im Vorjahr, wo ich so warm zu ihnen stand? Oder bin ich anders? Warum denn diese Mißstimmung? Warum unser lichtes Gotteshaus mit Trutz und Zorn anfüllen? Die Verstockten lachen dazu und die Einfältigen werden erschreckt und die Heuchler sind schadenfroh. Mit mir selbst bin ich nicht zufrieden, und darum bin ich's mit anderen nicht. — O gnadenreicher Gott, schicke mir wieder deinen heiligen Geist!

Am 4. Juli.

Heute, wenn sie da wären, heute wollte ich ihnen eine Predigt halten voll lauterer Liebe und Verheißung. Das

Glück hat mich wieder gut gemacht, und das ist nicht schön, Wolfgang, von dir, daß erst ein Glück kommen muß, bis du gut wirst. Der Prälat hat mir soeben mitgeteilt, daß der Steinfranzel-Knabe jeden Tag willkommen sei im Stiftsseminar, und daß, wenn der Luzian ordentlich ist, für ihn gesorgt werden wird bis über den Tag der Priesterweihe hinaus. Er braucht nichts mitzubringen, als was er am Leibe hat. Das erste nach Empfang des Schreibens ist, daß ich hinablaufe in den Garten, die Ottilie vom Salatbeet emporreiße, sie umarme und küsse und ihr ins Gesicht schreie: „Weißt du, Mädel, daß du einen geistlichen Herrn zum Bruder hast? So viel als gewiß. Morgen gehen wir selbander hinein in den Rauhgraben und holen den Luzian ab.“

Am 7. Juli.

Noch vor Schluß des Schuljahres haben sie ihn in die Bank gesetzt, damit er gleich sieht, wie die Prüfungen sind, die er im nächsten Jahre machen muß. Auch über die Vakanzen darf er im Stifte bleiben. Das aufgeweckte, kernige Bürschlein gefällt den Herren. Es hat einen gar ernsthaften Blick, sagt kurz ja oder nein und weiß, was es will. So schaue das Holz aus, meint der Prälat, aus dem man Kirchenfürsten schnitze. Diese müßten wo möglich aus hartem Zirmholz sein.

Am 25. Juli.

Jetzt ist schon Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß „der scharfe Wind oben bei der Kirche“ keinen Winter gebracht

hat. Jetzt kann ich beweiſen, daß ſie mir nahegehen alle miteinander.

Beim Müller Hainz im unteren Dorf iſt eine Seuche ausgebrochen, ſind gleich drei Perſonen in einer Woche geſtorben. Dann hat ſich die Krankheit raſch verbreitet, daß nun in vielen Häuſern Eins liegt. Beim Zimmermann Sepp ſind alle im Bett, ſo daß wir Aushilfsleute haben ſchicken müſſen. Die alten Weiber, über die man ſich ſonſt ſo gerne luſtig macht, jetzt ſind ſie gut zu brauchen! Wer hat den Mut, den anſteckenden Krankheiten nahezutreten, der in Fieberhitze, in Schmerzen hilflos daliegenden Kranken geduldig zu warten? Die „alten Weiber" haben ihn. Was wir Männer auch großes und gutes leiſten auf der Welt, in ſolchen Zeiten der Not mögen wir uns an den Weibern ein Beiſpiel nehmen.

Wir haben keinen Arzt, und es iſt auch keine Frage danach. Die Medizin haben ſie von der alten Kräuter-Mirl. Einige Flaſchen habe ich nach meinem geringen Erkennen unterſucht, Schädliches, deucht mich, wird gerade nichts dabei ſein, und das iſt bei ſolchen Sachen Gutes genug. Purgierende und ſchweißtreibende Mittel — recht iſt's. Wenn die braunen Tränke nur recht bitter ſind, dann glauben die Leute um ſo lieber dran, und das iſt's. Der Glaube macht ſelig und auch geſund. Aus dem Glauben ſchöpfen ſie Folgſamkeit im Verhalten, Geduld und Zuverſicht, dann ſetzt die Heilung leichter ein. Verhaltungsmaßregeln: Wenig eſſen, haben ohnehin keinen Hunger; nicht viel Waſſer trinken, haben aber ſehr viel Durſt, reine Luft und Ruhe. Das Erkälten iſt bei Fieberkranken lange nicht ſo zu fürchten, als man glaubt.

Tadeln muß ich, daß bei vielen Häuſern die Waſſer-

leitung durch den Hof unter dem Dunghaufen hinläuft. Darauf ſagen ſie, das ſei ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſo, und doch wäre ſeit vierzig Jahren keine ſolche Seuche mehr geweſen; und der Müller Hainz, wo die Krankheit angefangen, habe gar keinen Dunghaufen. Ich habe mir ein Buch über Geſundheitspflege verſchrieben und will den Leuten manchmal an Sonntagsnachmittagen daraus Vorträge halten. — Meine liebe Not habe ich in den Krankenſtuben mit der Luft. Sie wollen kein Fenſter aufmachen. Die in Scheunen und weitfugigen Bretterkammern liegen, wo der Wind wie durch eine Harfe ſingt, bei denen macht's nichts, aber „Fenſterluft iſt Gift". Thatſächlich iſt der Unterſchied zwiſchen Stube und Scheune nicht groß, ſie ſterben dort wie da, ſtehen auf da wie dort. Faſt meine ich, daß man auf dem Lande, wo alles in friſchen Winden ſchwimmt, auf gute Luft nicht ſo zu achten habe, als etwa in den Städten; ſie wäre auch mit dem beſten Willen nicht abzuhalten. Vielleicht iſt es ſo, daß dem Bauer, der ſich viel auf freier Weite umthut, ein bischen eingeſchloſſene und abgeſtandene Luft wohlbekommt — eine kleine Änderung der Lebensweiſe, wie ſolche ja vielen Kranken empfohlen wird. Wer weiß es denn ſo genau, worin es liegt! — Den Verkehr zwiſchen den Häuſern haben wir aufgehoben. Wo eine Vermittelung nötig iſt, da thun es die Wärterinnen, der Schmied und ich, womöglich über einen Bach oder über ein offenes Feuer, das ſie zu ſolchem Zwecke im Freien anzünden. Jeder Kranke frägt nach dem Pfarrer, ſo troſtbedürftig ſind ſie. Aber lieber hören ſie die Prophezeihung auf das Wiedergeſundwerden als auf das Seligwerden. Doch legen die meiſten mit großer Faſſung und Ergebung die Beichte ab und empfangen die

Sterbesakramente. Hier ist doch vielfach noch praktisches Christentum, nicht Wortchristentum, nicht Scheinchristentum. Herzensmut und Nächstenliebe, Selbstbescheidung und Ergebung und ein zuversichtliches Hoffen auf das Reich Gottes. Das ist wohl eine große Freude für einen Seelsorger. — Eine eigentümliche Sitte ist es, daß die Leute bei Sterbefällen von der Altarampel in der Kirche Feuer nach Hause holen, um damit die Sterbekerzen und das Bahrlicht anzuzünden.

Unsere Ottilie haben wir zu ihren Eltern in den Rauhgraben geschickt, da oben ist noch alles frisch. Ich erwache eines Morgens mit heißen Gliedern und Schüttelfrost. Die Regina schickt sogleich zum Schmied: den Herrn Pfarrer will's auch werfen! Der Schmied läßt zurücksagen: „Nicht soll er sich werfen lassen, für uns zwei ist jetzt keine Zeit zum Krankſein!" — Bin aufgestanden, habe mir etlichemal zornig zugerufen: Du darfst nicht krank werden, du willst nicht! Eine Dunstsatschen hat mir die Regina gemacht, wie ein kleines Kind hat sie mich eingesatscht, ein starkes Schwitzen und am nächsten Tage ist's wieder gut gewesen.

Paar Tage drauf in der Frühe läßt mich der Karl rufen. Er kann nicht läuten, nicht anzünden, in der Nacht hat's ihn heftig gepackt. Drei Stunden lang Schüttelfrost, daß die Bettstatt gekracht hat, sagt sein Weib. Dann liegt er in Gluthitze dahin und bittet um das Sterbesakrament. Als ich es hole am Altare, habe ich ein Dankgebet verrichtet aus Freude darüber, daß diese Seele nicht verloren ist. Dieweilen hat sich sein Nachbar, der krump Christl, zum Kranken gesetzt und ihm vorgesprochen von der Wahrscheinlichkeit verdammt zu werden, weil Gott so

viel schreckbar gerecht sei, weil so viele berufen wären für die Hölle und so wenige auserwählt für den Himmel. Spricht ihm auch vom hölliſchen Feind, der alleweil an den Sterbebetten der Sünder herumlauere. Der Kranke hat ihn ruhig reden laſſen, mich aber, der ich juſt dazukomme, faßt der heilige Zorn: „Du ſelber biſt der böſe Feind! Marſch weg!“ Da iſt er abgefahren.

Der Karl hat eine ſchöne bußfertige Beichte abgelegt und hierauf fromm und ergeben die göttliche Wegzehrung empfangen. Aber meine Freude hat nicht gar lange gedauert. Bald verfällt er in Schlaf, in Fieberphantaſien, fängt an zu lallen vom Oblaten-Herrgott, von Pfaffen und Hokuspokus und dergleichen mehr. Sein Weib, ſeine Kinder, die erſchrocken herumſtehen, rufen ihn. „So, ſo,“ ſagt er, „ſterben. Iſt auch recht, dann hat die Lumperei ein End.“

Mir war, als müßte ich verſinken. Nach außen der fromme Katholik, und ſein Herz, das weiß nichts davon.... Ich bin bei manchem zu ſpät gekommen mit den Sakramenten, aber ſo niedergeſchlagen habe ich keinen Sterbenden und keinen Todten verlaſſen, mein Lebtag nicht, als unſeren Kirchendiener.

Am 28. Auguſt.

Vierunddreißig Perſonen ins Grab gelegt ſeit zwei Monaten, zumeiſt junge, kräftige Leute. So weit wie jetzt wird auf dem Kirchhof ſonſt in Jahren nicht vorwärts gerückt, ſagen die Bauern, die gegraben haben. In dieſem Jahre, wenn wir einen angeſtellten Totengräber gehabt hätten! „Seelenſchachten“ heißt es, wenn die Bauern roboten

auf dem Kirchhof. Jetzt ist die Seuche so viel als erloschen, so ohne faßbare Ursache wie sie gekommen, ist sie vergangen. Eine Schickung, sagen die Leute, und ich wüßte auch nichts anderes zu sagen. — Die Genesenden sitzen im Freien umher unter Eschen und Kirschbäumen und blicken mit ihren blassen Gesichtern fast andächtig hinaus in die sonnenleuchtende Welt.

Der Karl hat seit seiner Krankheit heute das erste Mal ministriert, hat Weihrauch gestreut ins Glutfaß, hat Wachskerzen aufgesteckt am Altare, hat Öl gefüllt in die Ampel. . . .

Und da ist mir der unselige Gedanke gekommen: Wie, wenn es mehrere gäbe von dieser Gattung? Kann ich's wissen? An ihren Thaten wirst du sie erkennen, spricht der Herr. Mein Gott, freilich thut er nichts schlechtes, der Karl! — Es kann doch nicht wahr sein, was ich kürzlich in einem Buche gelesen, nämlich, daß in Leben und Thaten kein Unterschied wäre zwischen Gläubigen und Ungläubigen, daß die Religion nicht sowohl besser mache, als vielmehr glücklicher. Glücklich allein ist nicht genug. Ich denke nur, vielleicht ist der Glücklichere auch der Bessere. — Irre könnte man werden. Und jetzt habe ich schon zwei Menschen in meinem Sprengel, oder drei, bei denen ich mich nicht auskenne. Ist schon der Krumpe ein gewöhnlicher Betbruder, so frage ich, was ist der Karl? Und was ist der Hoisel?

Ganz so gemütlich ist wohl auch die Seelsorge im Gebirge nicht bei den Naturmenschen. So unterschiedlich sind sie, wie Apfelblüte und Schierling, wie Lamm und Fuchs — und doch lauter katholische Christen.

Am 11. September.

Hinter dem Kirchenriegel, wo auf grüner Rasenhöhung die fünf alten Ahorne stehen, hat mir mein Rupert eine Bank und einen Tisch aufgeschlagen. Da sitze ich gerne und höre der Stille zu, die selten von dem Rauschen eines Astes, seltener von einem Vogelstimmlein unterbrochen wird in friedsam herbstlicher Zeit. Ich lese oder schreibe etwas, oder schaue hinaus ins Hochgebirge, an dem ich nimmer satt werden kann, und das immer noch schöner wird, je länger man es anschaut. Naturschönheit ist eine Sache, die nicht so obenauf liegt, die erst entdeckt werden muß. Das Sinnliche allein ist dazu nicht genug, ein wenig Sinnen gehört auch dazu. Daß das Auge einen Berg sieht, das macht nichts aus; man muß von der Ewigkeit, von den Gewalten der Natur und ihrem Wandel etwas gehört und erfahren haben, dann erst wirkt das stille Bergbild auf unsere Seele. Auch das Tier genießt die Natur; es genießt sie im nährenden Grase, im warmen Sonnenlicht, im frischen Wasser. Aber von ihrer Schönheit weiß es nichts. Dem Menschen ergeht's ähnlich, wenn er nahe dem Tiere steht. Der Landmann empfindet schon Naturschönheit, ihm gefällt die blühende Wiese, das reifende Kornfeld. Daß aber nicht bloß das Nützliche, sondern auch das Wilde und Gefährliche schön sein kann, als der starrende Fels, die stürzende Lahn, der reißende Gießbach, das kommt ihm selten zu Sinn. Erst der ganze, geistig reife Mensch erkennt die Schönheit ganz. Da haben wir die Kunst, sie hat nicht die Aufgabe, Nutzen zu stiften, sie soll bloß schön sein; es ist eine beabsichtigte Schönheit. Darum kann ich sie nicht so hoch stellen, als die Schönheit der

Natur, die unmittelbar von Gott kommt, und deren Urſache doch eigentlich nicht in ihr, der Außennatur liegt, ſondern in uns, dem Beſchauer, weil wir uns ſelbſt in die Außennatur verſenken, weil ſomit dieſe Außennatur gleichſam unſer größerer Leib wird.

Darum halten wir nur das für ſchön, was in der Natur mit unſerer geſunden menſchlichen Natur harmoniert. Dort am Kirchenriegel mitten im Grünen iſt ein roſtbrauner Flecken. Er iſt auch Natur, er iſt der Bruch jener Lahn, die im vorigen Jahre, beim Hochwaſſer, niedergegangen. Aber er iſt eine Wunde im Berg, er thut mir weh. — Ich will mit dem Schmied reden, ob der kahle, rutſchige Erdhang nicht mit Strauchwerk oder jungen Bäumen zu bepflanzen wäre, damit nicht noch weitere Abſtürze ſtattfinden können.

Während ich heute über derlei nachdenke, kommt vom Pfarrhof herüber die Regina getrippelt mit dem Nachmittagskaffee. Sie macht ihn gut; ſie braucht keinen aus dem Mohrenlande, es wird auch der unſere ſchwarz, ſagt ſie, wenn man ihn aus Korn brennt. Den Rahm dazu nimmt ſie von der Scheckigen, den Zucker kauft ſie um bares Geld, und ſeit uns der Kanarienvogel davongeflogen iſt, kriege ich auch ſein Teil. Ein ſchwitzendes Glas Ochſenſchnaps, das ſie mitbringt, gönne ich mir zuerſt.

Die Regina weiß zu berichten, daß beim Neuwirt zwei fremde Herren mit Rucksack und langen Stecken angekommen wären, welche morgen früh ins Gebirge auf die hohe Rauh gehen wollten und dazu einen Sachenträger und Führer ſuchten. Es ſei aber im ganzen Dorf keiner zu haben, die Leute rieten den Fremden ab, in die Wildnis hinaufzuſteigen, wo es nichts gäbe als lauter Geſtein

und Eis, keine Gemſe, keinen Vogel — alles tot. Die Fremden ſagen, das wüßten ſie wohl, und gerade deshalb wollten ſie hinauf, und der Träger würde gut bezahlt. Da habe ich mir gedacht, Herr Pfarrer," ſagte die Re[illegible]a, „ob nicht unſer Rupert mitgehen könnte, das Heu iſt im Stadl, der Hafer noch nicht ſchnittreif, ſo hätte er Zeit, ſich etwas zu verdienen."

Warum nicht? Er iſt, ſoviel ich weiß, ſchon mehrmals in den Felſen geweſen mit Gemsjägern und kennt ſich aus, und den fremden Herren, die gewiß aus einer Stadt ſind, wird es nicht ſchaden, wenn ſie im hohen Gebirge die Herrlichkeit Gottes ſehen.

Am 14. September.

Heute mittags ſind die Bergſteiger zurückgekommen, die Kleider voller Staub und Riſſe, der Leib voller Schweiß, die Hüte voller Edelweiß. Die Herren liegen ſchon in den Betten, der Rupert kann nicht genug erzählen. In der erſten Nacht in einem Steinloch übernachtet, alle drei wie ein einziges Fatſchenkind zuſammengewickelt in große Wolltücher. Und dann dieſes Birg! Dieſes wilde Birg! Manchmal in Felſenkeſſeln, daß man vermeint, ringsum alles vermauert und kein Hinauskommen mehr! Nachher wieder das Klettern die Wände hinauf wie Fliegen, in engen Klüften mit angeſtemmten Ellbogen und ausgeſpreizten Beinen ſich emporgeklemmt. Man hätte gemeint, nicht menſchenmöglich wäre es, das Hinaufkommen, aber er (der Rupert) habe ſich doch geſchämt, zurückzubleiben, habe es auch ſo gemacht wie die anderen. Mit Seilen hätten ſie ſich alle zuſammengehängt, hätten ein-

ander getragen, geschoben, gehoben, gezogen, hätten sich ineinander gestemmt, wären einer dem andern auf die Achseln gestiegen, und endlich wären sie oben gewesen. Die Herren hätten dann gesagt, das wäre noch gar nichts, da gäbe es ganz andere Aufstiege, dazu müßte man aber ausgerüstet sein. Auch in die Laudamushöhle hätten sie hineinkriechen wollen mitten durchs Wasser, da habe der Rupert wohl gesagt: Nicht ums ganze Alpenzeller-Stift, daß er mitkriechel Oben hätten sie das schaudervolle Eis gesehen, zwischen Steinfelsen überall eingewachsen, wie ein Turm hoch, so dickes Eis, und oft noch viel dicker. Dort, wo es auseinander gesprungen, sehe man wie dick. Und ganz grün wie Glas, und Trümmer, größer wie die größten Häuser. Und überall zersprungen, schreckbar zersprungen, und wenn man in die Sprünge hinabschaue, sei es unten finster wie in einem Keller. Und so gehe es fort, soweit das Auge trage und man meine, es werde immer noch höher und wüster, und es gehe in alle Ewigkeit so fort. Die Herren hätten aber weiter gar nichts zu thun gehabt dort oben, als bloß wieder umzukehren und herabzusteigen, und man glaube nicht, was da oben für ein Sturmwind geht. Das Herabklettern sei noch höllischer gewesen, als hinauf. Dann in der zweiten Nacht bei den Oberalmhütten, da wäre es ihnen gut ergangen, und die Herren immer voller Jubel über das Steingebirge und das verdiene — hätten sie gesagt — weit um bekannt gemacht zu werden. Und endlich hätten sie ihm (dem Rupert) zehn Gulden gegeben, so daß er gar nicht wisse, was man sich davon denken soll.

Müssen ein paar von jenen Leuten gewesen sein, die jetzt umgehen in der Welt und gar keinen andern Lebens-

zweck haben, als dort hinaufzusteigen, wo es am allerunmöglichsten ist. Einmal möchte ich auch hinauf, aber freilich nur dort, wo es am leichtesten geht, doch werden mir keine jungen Füße wachsen, noch weniger Flügel, und werde ich halt auch so sagen müssen, wie der alte Bachfriedel. Als der Teichgräber Golo meint, er schaue die Berge am liebsten von unten hinauf an, giebt der Friedel zurück: „Und ich von oben herab, wenn ich einmal beim Gott Vater im Himmel sitze.“

Am 25. September.

Schulvakanzen. Die Kinder erholen sich vom Lernen im Freien — bei der Arbeit. Die einen helfen von den Feldern die Kornschöber, von den Wiesen die Heuhüffeln, von den Gärten die Kohlköpfe, die Rüben, die Kartoffeln einheimen. Die anderen hüten das Vieh, das nun frei in den Weiten umgehen kann, um das Gras abzufressen, wo es steht und welches Sichel und Sense übrig gelassen. Wie die Stierlein und Kälber munter hüpfen, daß der Hinterteil mit dem gehobenen Schwanze hoch in die Lüfte schnellt, die Vorderfüße aber tiefe Löcher in den Boden stampfen! Dann wieder gaukeln sie gegeneinander mit den Hörnern und belecken sich. Die Kinder unterhalten auf der Viehhut kleine Lagerfeuer, braten „Grundbirnen“, und das ist ein Gejohle und Gesinge allerwärts bis in den Abend hinein. Menschenvögelsingen, zu jeder Jahreszeit kann man's hören im frischen Bergvolke.

Der Lehrer ist gar nicht zu sehen, nur am Morgen hastet er schnaufend zur Kirche hinauf, und im vernehmlichen Zittern der Orgel tritt seine Aufregung hervor, die

er verbergen will. Seine Oper „Das Hemd des Glücklichen“ hat er zurückgeschickt bekommen mit dem Wunsche, sie im ersten und vierten Akte umzuarbeiten, dann sei sie annehmbar und könne aufgeführt werden. Die gewünschten Änderungen sind angegeben, und so arbeitet der glückselige Mann nun drauf los. „Das wird was, Herr Pfarrer, das wird endlich einmal was!“ raunte er mir heute im Vorbeieilen zu.

Ich wünsche ihm einen großen Erfolg, einen, wie er ihn erwartet — den allergrößten, beispiellosen. Was aber dann? Wird der berühmte Komponist Lehrer bleiben zu Sankt Maria im Torwald, oder werden wir die Musik verlieren, wenn andere sie gewinnen? Versteigern wird er sich nicht lassen, der Kornstock, dafür kenne ich ihn. Aber der Ehrgeiz! Er soll schrecklich sein, dieser Ehrgeiz, besonders bei Musikern, er soll grausam verheeren! Gott behüte und bewahre uns all' miteinander vor Geldgier und Ehrgeiz, Amen.

Am 27. Oktober.

Heilige Herbstruhe, die Vorfeier des Winters. Der Himmel hat keine Wolken mehr, nur Nebel, unendlichen, reglosen Nebel, der an den Bergen tief herabhängt. Im Thale liegen die Wälder schwarz hingebreitet, die Stoppelfelder und die Wiesen von Reif gebleicht. An den ruppigen Radfurchen des Feldweges klingen die Schuhe, der Bach hat am Rande dünne Eiskrusten, der Brunnen manch glasiges Spießlein nach unten. In den Gärten stecken noch die Krautkopfstengel und liegt das dürre Laub der Eschen und Ahorne, von denen manchmal eins erschrocken

aufhüpft. Die Bäume ſelbſt ſtehen in ſtarren Beſen. Wer gute Ohren hat, der kann am Waldhang eine Elſter ſchreien hören, oder eine Krähe, die mit ſchwerem Flügelſchlag hinfliegt über das Stoppelfeld. An den finſteren Berghängen iſt der Rand des Nebels nicht mehr ſcharf gezogen, ein durchſichtiges Grau greift tiefer herab und gegen Abend tanzen Flocklein. Sie tanzen ſachte hin und her und manches weiß nicht, ſoll es nieder oder wieder aufwärts. Es düſtert ſich, die Flocken werden dichter, größer, die Wege und Dächer werden grau, das Stoppelfeld bekommt weiße Striemen, das Baumgeäſte weiße Grate, die Hutkrempe eine weiße Hülle und an den Wangen prickeln die fliegenden Nadeln. Der Winter iſt da. Behüt dich Gott, du Raſenſcholle, in ſieben oder acht Monaten ſehe ich dich wieder — oder liege unter dir. — Es iſt aber doch wonnig, wonnig iſt es! Nichts Nervenerfriſchenderes weiß ich, als in weißer Winterdämmerung ſo dahin zu wandeln im wirbelnden Geflocke. Es iſt Natur, die gleichſam vom Himmel fällt — ſtill und rein, wie es nichts reineres giebt auf Erden.

Am 28. Oktober.

Die Karren raſſeln nicht mehr auf der Gaſſe. Alles weich und hoch und weiß gebettet. Der Schnee, meint man, rieche nach gar nichts, und die Luft riecht doch nach Schnee. Nachmittags bin ich eine Weile herumgegangen im Geſtöber, man ſieht nicht hundert Schritte vor ſich hin, man iſt ſo recht eingemauert in Natur, abgeſchloſſen in ſich ſelbſt und urfriſch in dieſer Einheit.

Auf dem Rückwege habe ich nun einmal beim Korn-

ſtock zugeſprochen. Für den wäre es auch nicht ſchlecht, wenn er Bart und Seele manchmal ein wenig ausbürſten ließe vom Winterſturm. Er hockt mir zu viel allein in ſeiner Klauſe, und da iſt ja der Menſch weit einſamer, als im Freien. Weil ſeine Augen ſchwach ſind, ſo hat er darüber einen grünen Lichtſchirm um den Kopf gebunden. Den lüpft er wie einen Hut zum Gruß, wenn man eintritt, entſchuldigt ſich aber, daß er ihn nicht abnehme. Er iſt gänzlich unbeweibt, ſo viel ich glaube. Kindergeſchrei, geſteht er, ſei nicht muſikaliſch. Eine alte Magd hält ihm wohl zur Not das Haus in Ordnung, zum Eſſen muß er ins Wirtshaus, wo er gern allein bei ſeinem Ofentiſche ſitzt und Löffel und Gabel wie einen Taktſtock ſchwingt. In ſeinem Wohnſtübchen fliegen natürlich die Noten nur ſo herum, wie im Juli die Mücken. Aber ſonſt nicht ungemütlich. Er ſitzt am ſchrillenden Spinett und komponiert.

„Auf dieſem Inſtrument macht Ihr die Dinge? Auf dieſem alten Klimperkaſten?“

„Man hört ja keinen Klimperkaſten!“ antwortet er, „man hört das volle Orcheſter der Hofoper.“

„Seid Ihr ſchon einmal in der Hofoper geſeſſen?“

„Noch nie. Bisher noch nie. Wird ſchon kommen.“

Und er hört es doch. Es iſt ein großes Geheimnis um die Muſik. Das erinnert mich an meinen Amtsbruder Bernhard mit dem klugen Kopf und mit der ſchaudervollen Stimme. Er brüllte auf ſeinem Zimmer die halben Nächte lang und geſtand mir einmal: Man hört ja ſich nicht ſelber, man hört beſſere. Die beſten, von denen man denſelben Geſang je einmal ſingen gehört. — Der Zimmernachbar hört die beſten leider nicht.

Dann hat mir der Kornſtock ſeine Kompoſitionen ge-

zeigt, zwei Laden und einen Koffer voll, und auf dem Bette liegen ganze Stöße. Wie er so recht entzückt auf die Notenstöße hinschaut, bin ich überzeugt, er hört im Augenblick aus allem die Musik hervor. Dann spielt er mir auch einiges vor, ich vernehme aber vom Hofopernorchester blutwenig, höre immer nur das vertrakte Spinett, wie es raschelt und näselt und scherfelt und röchelt. Und dieser Mann tadelte vor kurzem die Mangelhaftigkeit unserer Kirchenorgel; ein Seraph ist sie im Vergleiche zu diesem schnarrenden Seufzerschrank. Freilich, in ihr wird er etwa die Stiftsorgel hören wollen, und das dürfte allerdings nicht ganz stimmen. Der Schmied hat übrigens schon ausgesprochen, daß unsere Orgel renoviert werde. Vor allem muß sich nach meiner Meinung der Karl drau machen und den Blasebalg flicken. „Alles, was Atem hat, lobet Gott!“ singt der Psalmist. Unsere Orgel hat aber manchmal keinen.

Der Lehrer zeigt mir eine Unmenge gesammelter Volkslieder und die Noten dabei, wie sie gesungen werden; manche derselben hat er schon in Kunstform ausgeführt und für geschulte Sänger eingerichtet. Er singt und spielt sie mit seinen Jüngern je nach Art auf dem Kirchenchor, im Freien, bei Hochzeiten, auch am Vorabend des Simonitages, wenn dem Schmied zum Namenstage gratuliert wird, und zu anderen Gelegenheiten. Mich haben sie auch schon angesungen, wobei meine Regina und die Ottilie sich vor Rührung die Augen rotweinen thaten. Am vorigen Michaelitage wollten seine Musikanten dem Kornstock selbst ein Ständchen bringen, er kam dahinter und soll gesagt haben: „Nur ein bissel Geduld, Leuteln, aufs Jahr um die Zeit nehm' ich alle Ehren und Würden an. Jetzt

bin ich noch nichts, als ein armer Schullehrer, und wenn ihr mir bei der Vorderthür hereingeiget, so lauf' ich durch die Hinterthür hinaus, ich sag' euch's!" Da haben sie's unterlassen.

Die Umarbeitung der Oper ist fertig. „Ein Kunstwerk!" versichert er, „ein großes Kunstwerk!" O rührende Zuversicht! Und dabei ist er die Demut selber. Wenn er von Beethoven oder Mozart oder Schubert spricht, da lüpft er allemal seinen Augenschirm. — „Sie sind nicht zu erreichen," sagte er mir einmal, „aber sie sind zu übertreffen."

Weil es im Zimmer hübsch heimlich ist, so habe ich ihn gebeten, daß er mir etwas von der neuen Oper erzähle. Mit ausgespreizten Fingern stürzt er aufs Spinett.

„Nicht so, Herr Kornstock, nur die Fabel."

„Das ist nichts," sprudelt er, „erzählen kann man's nicht. Wird ja ohnehin bekannt sein, das Märchen. Das Hemd des Glücklichen. Nicht? Aber wenn ich's spielen dürfte, Herr Pfarrer! Aus den Tönen versteht man den Text am allerbesten, besser wie bei jedem Lesen und Erzählen. Heißt das, wenn die Musik gut ist!"

Darauf verstünde ich mich zu wenig.

„Also gut, also gut," sagt er und beginnt, wohl um das Stocken zu vermeiden, sehr hastig und sich immer überstürzend. „Ein König — ist halt einmal ein König gewesen. Die berühmtesten Ärzte, und keiner hat ihm helfen können, und der weise Mann — ist nämlich ein weiser Mann gekommen aus dem Morgenlande und der hat's gemerkt, wo's fehlt. Majestät König, hat er gesagt, euch kann nichts helfen, gar nichts auf der weiten Welt, und wenn Ihr auch alle Reichtümer aufwendet, gar nichts — nur eins,

und das ist ein Hemd. Ist ein Hemd, muß aber einer am Leib getragen haben, der ganz glücklich ist, ganz glücklich und zufrieden und keinen Wunsch. Das Hemd soll der König anziehen, dann ist er gesund."

„Das Hemd eines Toten?" frage ich.

„Aber, Herr Pfarrer," fährt der Kornstock fort, „kennt Ihr die Geschichte denn nicht? Also hat jetzt der kranke König seinen Hofstaat zusammengerufen, hat sich auf die Reise gemacht durch sein weites Reich, daß er einen Menschen suche, der glücklich ist. Von dem und dem und dem wird ihm berichtet, der in Glanz und Ehren und Gesundheit dagestanden vor der Leute Augen. Aber wie der König sich näher erkundigen läßt nach dem Befinden, da hat's bei jedem was Ungutes gehabt. Der Gesunde hat kein Geld, der Reiche fürchtet sich vor Dieben, dem siegreichen Feldherrn bangt vor der Rache des Besiegten, der Künstler grämt sich an unbefriedigtem Ehrgeiz. Der osmanische Kaiser aber, der wird doch glücklich sein? Fünfzig schöne Frauen hat er, und gerade die liebste ist ihm entführt worden. Und so hat's bei jedem was, bei jedem hat's was! Zieht der kranke König weiter, immer weiter ins Gebirge hinein und kommt endlich auch in den Torwald. Der Kimpelschmied, was soll dem fehlen? Ein krankes Kalb hat er im Stall, und wenn ihm nur das Kalb gesund thät' werden! Verenden thut's. Sie gehen zur Pfarrwirtin Regina, zum guten Frauerl! die aber schon gewiß! Was hat's? Die Hühner wollen nicht legen und wenn auch, so stiehlt der Fuchs die Eier. So wird's doch der Herr Pfarrer sein: gesund und im gesetzten Alter, nicht reich und nicht arm, nicht Herr und nicht Knecht, alle Leut' haben ihn gern, gewißlich ein langes Leben und nachher

den Himmel. Was ist's? Der Pfarrer schüttelt den Kopf, sie fragen warum? er giebt keine Antwort. Jetzt haben sie aber noch einen, den Schulmeister Kornstock! Der hat eine warme Stube und einen guten Pfarrer, schreibt große Opern, die demnächst zur Aufführung kommen, Geld und Ruhm steht vor der Thür — der Schulmeister muß glücklich sein! — Der Schulmeister sagt, er hätte Herzklopfen, er könne keine Nacht schlafen vor lauter Glück, das kommen wird. Voller Unfried vor lauter Hoffnung. Daß nicht einmal so ein dummer Schulmeister ganz glücklich sein kann! — Der König, immer in Ach und Weh vor lauter Krankſein. Der Magen schmerzt ihn, weil er so viel hat essen müssen, der Kopf schmerzt ihn, weil die Krone drückt, in der Brust fröstelt ihm, weil das Herz kalt ist. Sagt nun der König: Im Torwald ist's auch nichts, ziehen wir weiter hinauf. Sie kommen in den Rauhgraben. Pfarrer, jetzt passet auf. Just wo das Wasser nicht rauscht — ein Jauchzen vom Berg herab, wie ein klingendes Raketel in die Luft, so ein Juchhezen. Der Weise des Königs, der spitzet die Ohren: Majestät, so jauchzt nur ein Glücklicher! Schnell steigen sie hinauf und finden den Steinfranzel beim Heumachen zwischen den Wänden. Und der singt und jodelt so. Warum er so lustig ist? fragen sie. Warum soll ich nicht lustig sein, mir fehlt ja nichts, sagt der Franzel, Arbeit haben wir, Essen haben wir, Schlaf haben wir. Meine Kinder: die Ottel ist beim Herrn Pfarrer, der Luzian im Stift, den anderen geht's auch gut, was soll uns denn fehlen? — Gut, er sollt' sein Hemd ausziehen. — Was, mein Hemd soll ich ausziehen? sagt der Franzel, das wird schier nicht geschehen. — Er bekomme dafür sieben Beutel voll Dukaten. — Ich brauch'

einen nicht, ſagt der Franzel, was wir brauchen, das wachſt aus der Erden. — Er bekomme für ſein Hemd ein Schloß. — Vergelt's Gott, ſagt der Franzel, ich hab' mein Steinhäuſel. — Er bekomme ein Königreich. — Jetzt lacht er auf, und das iſt ſeine letzte Antwort geweſen. Und weil er's nicht freiwillig mag geben, ſo gerät der König in Zorn und befiehlt, man ſolle ihm das Hemd mit Gewalt vom Leibe reißen. Und wie ſie ihm mit Macht die Lodenjoppe ausziehen, ſteht er da, der nackende Franzl, und hat gar kein Hemd an. Und hat gar keins, Herr Pfarrer! Hat ſeine Joppe wieder angezogen, ſeine Sichel genommen, iſt noch höher hinaufgeſtiegen und hat gejuchhezt. — Raſend will er werden, der König, und da ſagt der Weiſe: Majeſtät König, haben wir nichts gelernt? Gar nichts? Ein biſſel was doch: Die wahrhaft Glücklichen auf dieſer Erde beſitzen gar kein Hemd. Sind hablos. Beſitzen gar keins. — Gut iſt's, der König hat ſein Reich von ſich geworfen, hat ſich eine Hütte gebaut in der freien Natur bei einfachen, unverdorbenen Menſchen, hat keinen Arzt mehr gebraucht und keinen Weiſen, und wenn Ihr ihm einmal begegnet, Herr Pfarrer: Ich laß' ihn ſchön grüßen."

Alſo hat der Kornſtock erzählt.

„Und das," rufe ich aus, „das iſt in Eurer Oper drin?"

„Und die Muſik dazu, das Wimmern und das Klagen und das Singen und das Aufjauchzen zum blauen Himmel! Eine lyriſche Oper, wenn Ihr wollt, alles iſt drinnen. Groß wird ſie! Groß wird ſie!"

„Kornſtock," ſage ich noch, „der Pfarrer in Eurer Oper hat mich gerührt, ich danke Euch. Aber ſtreichet ihn nur fort."

„Den Pfarrer kann ich wohl nicht wegthun," meint der Schulmeiſter, „er hat einen ſo ſchönen Baß."

„Es kann in der That was werden, Kornſtock."

„Es wird, es wird, Herr Pfarrer, es wird gewiß! Morgen, wenn der Schmiedknecht fährt, ſchicke ich ſie ab."

Solch ein heißes Beſtreben geht einem zu Herzen. Schulmeiſter, ich mag dir's nicht ſagen, aber ſie ängſtigt mich, die unheimliche Straße, nach der du jetzt ausſchaueſt!

Am 9. Mai 1877.

Chriſti-Himmelfahrt iſt da. Dies Jahr trifft das alte Wort faſt zu, daß am Himmelfahrtstage die erſten Kornähren zum Himmel ſchauen ſollen. Aber die Halme ſtehen ſchütter, und die Vöglein, deucht mich, ſingen nicht ſo hell wie ſonſt. Es war ein kalter Winter, wenig Schnee, und wie dann der Pflug in die Erde griff, ſtaubten die Furchen. Auf den Wieſen, an tieferen Stellen ſtehen wohl die gelben Dotterblumen, ſie ſtehen einſchichtig auf fahlem Plan. Der Schmied hat ſchon am Oſtermontage auf dem Kirchplatz verkünden laſſen, wer noch Futter in den Scheunen habe, der ſolle es nicht über den Riedel hinaus verkaufen, ſondern unter Dach behalten. — Mein Anliegen ſollte derlei zwar nicht ſein, für mich giebt es andere genug.

Der Peter Heiſſel iſt wieder im Land. Beim Gral zu Oberſchuttbach hält er ſich auf. Gerne erzähle er vom Arreſt, was es da für Eſſen, für Kameraden, für Unterhaltlichkeit gegeben, und ſpreche davon ſo unbefangen, wie ein Urlauber von der Kaſerne. Sonſt ſei er nicht übel zu brauchen, ſagt der Gral, der mir das heute mitgeteilt,

doch werde der Burſche auf ja und nein halt wieder eine Dummheit machen. Der Gral bittet mich, den Peter einmal in den Pfarrhof rufen zu laſſen und ihn zu belehren, recht arbeitſam zu ſein.

Die Arbeitſamkeit käme freilich dem Bauer zu gute, aber ſie iſt es nicht allein, es iſt wohl noch was anderes! Ich bin gleich mit dem Gral gegangen. Will's probieren. Von Kindheit auf verwahrloſt, was kann er dafür! Wenn man einmal recht eindringlich und herzlich mit ihm redet vom Elend der Schlechten, vom Vorteile der Braven, wie viel Segen, Achtung und Liebe dem Redlichen und Tüchtigen zu teil wird! Vielleicht findet man ſein Herz.

Als wir zum Gralhofe kommen, iſt dort Aufregung. Der Peter wäre wieder davon und habe dem Knecht Toni die Sackuhr und ein paar Stiefel mitgenommen. Der Knecht Toni iſt bereits mit einem großen Stecken auf Verfolgung aus. Die anderen Hausleute wirbeln vor der Thür im Kreiſe um ein Weibsbild, das in der Mitte ſteht und mit heftigen Armbewegungen und Gekreiſche die Leute von ſich abzuwehren ſucht. Und das iſt die Magd Katharina aus der Almau herüber, die Mutter des davongelaufenen Burſchen. Sie hat in einem Bündel zwei Rupfenhemden, welche ſie ſich wohl von ihrer Lidlohn-Leinwand abgeſpart und in nächtiger Zeit genäht haben mag. Sie will dieſelben ihrem Sohne bringen und dann den Bauer bitten, über Nacht bleiben zu dürfen im Gralhofe für den morgigen Feiertag zum Kirchgange. Und nun hört ſie das Geſchrei über den Taugenichts, den Dieb, den Galgenſtrick! Und an ſeiner Mutter, heißt es, wäre die Schuld, der lüderlichen Perſon, die ſo wenig, wie der

diebiſche Lump wert ſei, daß die Sonne auf ſie herabſcheine vom hohen Himmel.

Als die Katharina mich ſieht, bricht ſie durch den Knäuel und fällt vor mir auf die Knie. Für dieſes Weib hatte ich freilich ſchon lange ein herbes Wort vorbereitet wegen ihres Jungen, und daß Hemden und Socken lange nicht ausreichen, um die Pflichten gegen ein leichtſinnig in die Welt geſetztes Menſchenweſen wettzumachen; daß Gott einſt ein zweifaches Gericht über ſie halten werde, ob der ſündhaften Urſache und ob der gewiſſenloſen Vernachläſſigung des Burſchen, die ihn zum zeitlichen und ewigen Verderben führen müſſe. Mein Gott, als ſie jetzt ſo daliegt vor mir und wimmert, wie hätte ein Menſch hart ſein können! Wie ſoll eine arme, einfältige Magd, die ſelbſt in immerwährender Dienſtbarkeit, unter Arbeitslaſt iſt, Zeit und Gelegenheit haben, ihr Kind zu erziehen! Sie hat halt gethan, wie es jede thut an ihrer Stelle: das Kind hingegeben dem erſtbeſten, der es nehmen wollte, und Gott gedankt, daß es irgendwo „gut aufgehoben“ war. Die Sünden armer Leute ſtraft der Himmel denn einmal viel härter, als die der bemittelten. Immer iſt ſie wohl auch nicht richtig, die Moral in Kornſtock's „Hemd des Glücklichen“.

Habe die Magd hernach mit in den Pfarrhof genommen, wo ſie in der Scheune ſchlafen kann. Am Abende habe ich den Rupert noch in die untere Gegend hinabgeſchickt, um nach dem Flüchtlinge zu forſchen.

„Wenn ſie ihn erwiſchen, was geſchieht ihm?“ hat die Magd meine Regina noch kummervoll gefragt, bevor ſie ſchlafen gegangen. Wäre es ihr verraten worden, was wir machen wollen, ſo würde ſie wahrſcheinlich die ganze

Nacht zum Schutzengel gebetet haben, daß ſie den Peter nicht finden möchten. O Mutterherz mit deiner heiligen Treue und deiner falſchen Liebe!

Am 1. Juni.

Seit acht Wochen kein Tropfen Regen. Der Schmied ſchickt Ratſchläge aus, recht viele Gartenfrüchte, beſonders Kartoffeln anzubauen, denn man wiſſe nicht, wie es dies Jahr mit dem Korn ſein werde. Auf den Äckern ſieht man mehr gelbe Erde, als grüne Halme. Die angeſetzten Kohlpflanzen ſind alle geſtorben; die Nächte ſind umtrübt oder windig, da giebt's auch wenig Tau, der ſonſt in trockenen Zeiten unſere Rettung iſt. Und wenn doch einmal etwas Tau kommt, wie heute Nacht, dann ſieht man erſt, wie ſchön er iſt. Am Morgen bin ich lange an meinem Himbeerſtrauch im Garten geſtanden und habe die Blätter angeſchaut. Dieſes ſchillernde Farbenſpiel der millionen Tröpfchen auf dem Blatte! Eine Welt von Schönheit, und ich weiß nicht warum, im Anſchauen dieſes Taufarbenſpieles iſt die Stimmung meiner Kindheit in mir. Und manchmal deucht mir, die ganze Natur ſei voller Erinnerungstafeln an unſere Vergangenheit, und vieles an ihr geht uns vielleicht nur darum ſo zu Herzen, weil es verloren geglaubtes inneres Leben wieder aufweckt.

Geſtern haben wir unſeren Frohnleichnamsumgang gehalten. Alle, die gehen können und viele, die noch getragen werden müſſen, kommen aus dem Thale herauf, aus den Gräben hervor, von den Almen herab. Kinder und junge Mädchen haben Rosmarinkränze im Haar, weißes Kleid iſt hier nicht der Brauch. In der Kirche

ist's fast betäubend vor lauter Rosenduft, die Weiber haben Blumen an ihrem Busen, die Männer auf ihren Hüten, die Altäre und Bilder sind mit Kränzen umwunden. Auf's zärtlichste geschmückt ist das Bildnis der heiligen Mutter Anna mit der kleinen Maria, um das sich Frauen in guter Hoffnung besonders zu schaffen machen. Wenn Weiber in ihrer Zeit der Segnung viel an die Jungfrau Maria denken und ans Christkind, so mag das ihrer Leibesfrucht wohl zu gute kommen. Das ist auch eine Art Vererbung, wer immer schöne und gute Menschen und Bilder sieht, der bekommt leicht schöne und gute Kinder. Das stimmt bei der Kreuzsteiger Familie. Der alte Kreuzsteiger und sein Weib gelten als die zwei häßlichsten Leute im ganzen Thal. Und dieses Ehepaar hat die schönsten Kinder im Torwald. Das käme daher, sagen die Leute, weil das Weib in der Kapelle so fleißig beten thäte. Nun haben sie in ihrer kleinen Kapelle ein altes, sehr schönes Bildnis der Verkündigung Mariens — der Erzengel Gabriel und die Magd des Herrn von großer Lieblichkeit. Solche Schönheit immer vor Augen gesegnet ihr die schönen Kinder. — Es geht ja alles so wunderbar zu auf diesem Reichsapfel Gottes!

Die Frohnleichnamsprozession geht diesseits den Kirchenriegel herab, um den Berg herum und hinten wieder hinauf. Die vier Evangelienaltäre sind beim Josef im Walde, bei der Schmiedlinde, unter den fünf Ahornen und oben an der Kirchhofsmauer. Die Besitzer des Grundes haben diese Altäre zu besorgen, indem sie den Tisch, die Bilder, Leuchter und andere Zier aus ihren Häusern hervortragen. Sie wetteifern in der Ehre, wer den schönsten Altar hat; aber dem Schmied kommt keiner

auf, der hat eigens für dieſen Zweck geſchnitzte Beſtandteile, eine alte, gar nicht üble Kunſtarbeit. Die ſtellt er zuſammen und ſchmückt die Stätte mit großem Fleiße. Die Beter beim Umgange ſind andächtig, ſchauen aber doch dabei gerne hinaus auf die Wieſen und denken vielleicht manchmal weniger an Gott, als an das Gras, das er wachſen läßt. Daß Gott perſönlich und leibhaftig in Brotesgeſtalt unter ihnen iſt, das finden ſie ganz ſelbſtverſtändlich, und darum die Gleichgiltigkeit. Der Karl? Der hat an dieſem Tage ſeine weiße Chorpfaid an mit den kirſchroten Aufſchlägen, er ſieht in ſeiner Würde faſt prieſterlich aus, ſchwingt das Rauchfaß und preiſt mit im Chore den, „der im allerheiligſten Sakrament zugegen iſt als wahrer Gott und Menſch!“ — Karl, wenn ich dich einmal umſtülpen könnte wie einen Handſchuh!

Der Kornſtock hat das Pange lingua wunderſchön ſingen laſſen. Ihm iſt es in der Seele Urgrund immer ernſt mit dem, was er thut. Über ſeinen zu erwartenden ungeheueren Opernerfolg vergißt er nicht des ſchlichten Kirchenfeſtes im Torwald. Weil ihm für Kirchliches die ländlerartigen Tanzweiſen und Märſche nicht gefallen, ſo hat er nun ſelbſt eine Frohnleichnamskantate komponiert. Sie erinnert wohl ein wenig an die Melodie des geiſtlichen Liedes: „Die Sonn' geht auf und wieder zu,“ iſt in Moll gehalten, und zu Allerſeelen geſpielt kann ſie auch als Requiem gelten. Das macht nichts, haben wir ja doch für beide Feſte auch das gleiche Vaterunſer. — Wie wir mit unſeren Fahnen und Lichtern die Dorfgaſſe hinabziehen, ſtehen auf den Thürſchwellen des Wirtshauſes drei fremde Herren in Gebirgstracht und glotzen her. Zwei ziehen ſäumig ihre Hüte vom Kopf, der dritte kann ſich

dazu nicht entschließen. Von einem Niederknien, als das Allerheiligste vorüberkommt, keine Rede. Daß sie sich darüber lustig machen, will man bemerkt haben. Solche Gaffer habe ich schon in der Stadt gern gehabt! Und erst mit ihrer gottüberlegenen Bildung auf dem Lande! Dem Schmied ist die Rosenkranzschnur gerissen, weil's ihm so in den Armen gezuckt haben soll. — Beim dritten Evangelium unter den Ahornen hat der Wind die Blätter des Evangeliumbuches, das mir der Knabe offen vorhält, hin und hergerissen und mir den Weihrauch in die Augen getrieben. Ich unwirsch gegen die Ministranten: „Halt's die Sachen nicht so dumm!" Erst wie mich die Leute groß anschauen, merke ich das Ärgernis. Wohl sehr habe ich mich geschämt und das Sakrament aus ganzer Seele um Verzeihung gebeten, ehe wir weiter gegangen sind.

Wenn etwa vor zehn Jahren des Sommerwerktages ein Fremder da unten beim Wirt eingekehrt ist, so hat er die Stube leer gefunden, hat müssen aufs Feld hinausrufen, er wünsche ein Glas Wein. Und vom Felde her hat man ihm geantwortet, wenn er Durst habe, solle er zum Brunnen gehen, sie könnten von der Arbeit nicht weg. Wo in der weiten Welt antwortet so ein Wirt? Im Torwald ist's gewesen. Hat der Fremde gewartet bis zum Abend, so war der Wein gerecht und kostete mitsamt dem gebackenen Huhn und der Nachtherberge im reinlichen Bette fünfundvierzig Kreuzer, und wenn er etwa aufmerksam gemacht, daß der treffliche Salat nicht berechnet worden, so antwortete die Wirtin: „Ei, der paar Salatblotschen da! Deren haben wir im Garten genug, die kosten nichts."

Die heutigen Fremden haben das gründlich geändert — gebeſſert natürlich! Einſt war dem Wirt zu Unterſchuttbach das Wirtshaus Nebenſache, heute iſt's ihm die Bauernwirtſchaft. Die Fremden haben lange Wolle, ſagt der Wirt. — Er wäre nicht klug, hatten ſie gefunden, ein Huhn für fünfundzwanzig Kreuzer zu geben, im Hotel koſte es das Vierfache. -- Sollen doch im Hotel bleiben, wenn's ihnen bei uns zu billig iſt! Aber ſie wollen ja immer auf die Hohe Rauh. Dies Jahr ſind ſchon mehrere Herren dageweſen, der ſchönen Berge wegen, und der Schuttbachwirt hat Betten aufſchlagen laſſen müſſen und will jetzt auch ein Extrazimmer einrichten, wo ſtatt Wandbänke Strohſeſſeln ſtehen, die Tiſche mit einem roten Tuch gedeckt ſind und Zeitungen drauf liegen. Auch eine Gebirgskarte iſt vorhanden, die der Herr Führer Semmerl aber zumeiſt verkehrt in der Hand hält, was vorläufig weiter keine Folge hat, als daß die Sonne im Weſten auf- und im Oſten untergeht. Derlei Neuerungen koſten Geld, und wenn die Touriſten ſteigen wollen, meint der Wirt, ſo werden halt auch die Preiſe ſteigen. Und finden wir uns hübſch alle miteinander in aufſteigender Linie. —

Wenn man von der hinteren Eiſing, wo die letzten Bauerngütlein ſtehen, hinaufſteigt gegen die Hohe Rauh, ſo kommt man hinter dem erſten Wall zu einer Felſenhöhle, genannt das Laudamusloch. Dieſer Name ſoll daher kommen, weil jeder, der aus Neugierde hineingekrochen und glücklich wieder herausgekommen, aus heiliger Dankbarkeit ein Te deum laudamus anſtimmt. Seit vielen Jahren ſoll niemand mehr hineingekrochen ſein, und den großen Schatz, der drinnen von ſchwarzen Höllenhunden bewacht iſt, überlaſſen ſie den zukünftigen Torwaldleuten.

Vor Zeiten ſoll man aufrecht in die Höhle haben gehen und ſich durch enge Spalten haben hineinwinden können, bis zu den Hallen, in welchen, wie es heißt, die Kirche von Sankt Maria mitſamt ihrem Berge Platz hätte! Und fabelhafte Tropfſteingebilde, ganz verſteinerte Märchen aus der Unterwelt! — Seit Jahren ſind die Löcher angeſchwemmt mit Gerölle und Schutt, ſo daß man durch die Schlurfe kriechen muß wie ein Molch, und ſolches nur im Herbſte, wenn das Waſſer niedrig iſt. Denn vom Hochgebirge brauſt durch die Schluchten ein Waſſer herab, welches faſt krachend in den ſchwarzen Rachen des Laudamusloches ſtürzt. Die Stelle, wo es wieder aus dem Berge fließt, weiß kein Menſch; man ſagt, viele Stunden weiter auf der andern Seite des Gebirges. Die Leute meinen, wenn das Anſchwemmen ſo fort geht, dann wird in wenigen Jahren das Loch verſtopft ſein, das Waſſer in der Hochſchlucht einen See bilden und endlich herabbrechen ins Thal. Für lange hinaus ein recht hinlänglicher Vorrat von Kataſtrophen! — Ein Hirtner, der vor Jahren in der Höhle geweſen, um eine hineingeſchwemmte Ziege zu ſuchen, will die Ziege verſteinert gefunden haben und iſt ſchließlich froh geweſen, mit eigenem Leibe wieder heil herauszukommen ins liebe Licht Gottes. Ein lautes „Großer Gott, wir loben dich!“ zuerſt, und dann erzählt, daß den Leuten der Verſtand iſt ſtill geſtanden. Endlich hat er ſich die Hände ins Geſicht geſchlagen und aufgeſtöhnt: „Ihr Chriſtenleut', es iſt ſchauderhaft!“

Mit dieſer Laudamushöhle fangen jetzt die Stadtleute an, die Touriſten. Sie wollen hinein. Auswendig ſind ihnen die Berge nicht mehr ſeltſam, ſie kriechen ins Innere. Die Berggipfel ſind ſchon alle benamſet, da kann man

keinen neuen Namen mehr aufſpießen. Aber die Höhlen, in dieſen kann der mutige Entdecker ſich verewigen. Jetzt ſind wieder etliche da, die ins Loch wollen. Einer davon heißt Krötel und will als Schlammkriecher unſterblich werden. Wenn ſo einer verſteinert wird im Loch, wie die Ziege, dann hat er gleich ſein Denkmal.

Am 4. Juni.

Geſtern nach dem Gottesdienſte hat meine Regina die alte Gralin in die Pfarrhofküche geführt. Ein Löffel warmer Suppe, daß ſie dann heimgehen mag. Zum Niederſitzen hat ſich die Greiſin nicht lange bitten laſſen, und die Semmelbrocken weicht ſie hübſch auf in der Suppe, um ſie dann hinter den eingekniffenen Lippen emſig noch mit den zahnloſen Kiefern zu zermalmen. Ich habe mich ein wenig zu ihr geſetzt und ſie gefragt, was es denn ſei mit dem Hundertſten im Auguſt? — An dem Tage eine heilige Meſſe für ihre Verſtorbenen hat ſie ſich von mir erbeten; ſonſt aber „wohl nichts! kein Grandl nit!“ Da müßte ſie ſich wohl zu Tode ſchämen, wenn man ihr desweg eine Ehr' anthun wollte. Dem Herrgott müſſe man danken, der habe ſie alt werden laſſen, ſie ſelber habe nur den guten Willen dazu gehabt! — Faſt heftig hat ſie ſolche Worte herausgeſagt, und ich habe gedacht, das ſollte man den jubiläumsſüchtigen Städtern kund thun: Im Gebirg gibt's noch Leute, die ſich ſchämen, wenn ſie geehrt werden.

Am 25. Auguſt.

Geſtern abends ſind wir doch oben geweſen beim Gral, um der Hundertjährigen unſern Gruß zu bringen. Der

Kornſtock mit ſeinen Leuten hat vor den Fenſtern ein ſchönes Lied angeſtimmt. Als ſie das zweite ſingen wollen, kommt der Gral heraus: „Die Mutter greint ſchon, ſie laßt ſagen, aufhören ſollt's. Sie möcht' ſchlafen!"

So haben wir noch alle miteinander gerufen: „Vivat, Gralmutter!" und ſind abgezogen. Weil der Vollmond ſo ſchön geweſen, ſo ſind wir auf den Kreuzhügel geſtiegen, unter welchem die Verſchütteten ruhen, und haben „die Ehre Gottes" geſungen. Der Gral bringt etliche Krüge Apfelwein — hat ihn aus den Stiftsgärten, dann wird es lebhaft, die Leute werden luſtig auf dem Grabhügel und ſingen Schelmenlieder. Ich ſitze da, ans Kreuz gelehnt, und ſchaue ihnen zu. Sie heben drollige Spiele an und machen allerlei Sprünge, einer über den andern. Burſche und Dirndlein legen einander den Arm um den Hals und jauchzen ſüße Jugendluſt hinaus ins monddurchſponnene Thal. Nach und nach fangen ſie an, ſtiller zu werden — heimlich zu ſchäkern — da muß ich wohl mit dem Stocke ans Kreuz ſchlagen. Sieht der geſtrenge Pfarrer auch nicht in die Ewigkeit voraus, wie dort das heimliche Schäkern angeſchrieben wird, ſo doch auf ein Jahr. Sie aber ſehen gar nichts. — „Saget den Toten gute Nacht und gehet nach Hauſe!" Die Hausväter haben ihre Leute zuſammengeſucht, und viele ſind mit mir hinausgegangen in das Kirchdorf.

Heute, gleichwohl ein heller Werktag, iſt die Kirche voller Leute geweſen. Auf die Bank der Gralin hat man einen Strauß von roten und weißen Roſen hingelegt. Die Jubilantin hat ſich heute aber dort nicht hingeſetzt, iſt ganz hinten in der letzten Bank unter dem Gewölbe geblieben und nachher auf ihrem Stocke haſtig heimwärts

gehumpelt. Den ganzen Tag gehen Boten hinauf nach Oberſchuttbach mit Butter, Kuchen, Eiern, Hühnern, Honig und anderen Geſchenken. „Narren!“ ſoll ſie geſagt haben. „Heirat' ich denn, daß ich ſo Sachen krieg'?“ Und kein Wort, wie ſehr es ſie freut, daß die ganze Gemeinde dieſen Tag ſo mit ihr begeht. Ihr Zittern, ihrer alten glaſigen Augen Leuchten hat's verraten, ſonſt hätten wir nimmer wiſſen können, ob unſere gute Meinung ihr zur Luſt oder Laſt iſt. — Ganz gelaſſen, wie aus ihrem erſten Jahrhundert heraus, geht ſie in ihr zweites hinein. Es ſcheint, ſie hat im Sinne, noch etwas Beſonderes zu erleben.

Am 11. September.

Ein trauriges Ernten in dieſem Jahre. Es zahle ſich gar nicht aus, die Sicheln zu dängeln, ſagen ſie. Mancher hat nichts mehr in der Truhe und wartet ſchon mit Magenbrummen auf friſches Korn. Das magere Vieh muß billig verkauft werden, weil das Futter fehlt. Was ſoll das für ein Winter werden!

Nun hat dieſer Tage der Schmied etwas Merkwürdiges gethan. Er hat die Gemeinderäte zuſammengerufen, mich auch dazu, und wir ſind von Haus zu Haus gegangen. Jeder Beſitzer hat ſeinen Getreidevorrat angeben und die Kammern aufmachen müſſen. In vielen Häuſern könnte kein Vogel ſatt werden am vorrätigen Korn, in anderen iſt leidlich Rat. Was vorhanden, das hat der Schmied meſſen laſſen und aufgeſchrieben und hat geſagt: „Das Korn kauft die Gemeinde.“

„Aber Jeſſeles, ich werd' heuer mein Korn verkaufen!“ jammern ſie.

„Kannſt nicht gefragt werden, Nachbar. Es gehört der Gemeinde, wird dir derweil gut geſchrieben und im nächſten Jahr abgeſtattet zu gerechtem Preiſe.“

Beim Müller Hainz haben wir drei große Truhen voll Korn, Weizen und Mais und drei Truhen voll Hafer gefunden. Der Mann wehrt ſich aber. Da muß ich vortreten, den Hainz bei der Hand faſſen und ſagen: „Pfarrgenoſſe! Die Gemeinde ſteht vor einer großen Not, ſie kann ihre Armen nicht verhungern laſſen und weiß ſich nicht anders zu helfen. In ſolchen Zeiten müſſen alle für einen und einer für alle ſein. Müller! Vor einem Jahr habet Ihr Euer Weib, Euere zwei Töchter ins Grab gelegt. Wir alle ſind Euch beigeſtanden in Euerem Unglück. Ihr ſeid unſer Bruder, den wir nicht verlaſſen. Erkennet es, Müller. Eueren Seligen zu Lieb'! Leihet der Gemeinde, was Ihr habt.“

Habe nichts weiter mehr zu ſagen gebraucht. Aufgebrüllt hat er, mit dem Ellbogenwinkel iſt er ſich über das Geſicht gefahren, hat nachher mir und dem Schmied die Hand hingehalten, abgemacht iſt's. Das Korn gehört uns allen. — So hat mancher Menſch ein dünnes Eiskruſtlein um ſein Herz, ein warmes Wort bringt's zum Schmelzen.

Der Sulzer im Karn iſt aus anderem Holz. Der ſetzt ſich auf die Korntruhe, ſtemmt die Hände drauf und ſagt, lebendig nicht, daß er von ſeinem ſchwer erworbenen Eigentum laſſe!

„Iſt das dein letztes Wort?“ ſagt der Schmied finſter, „ſo biſt ausgeſtrichen im Torwald und die Haberer trudern dir das Haus!“

Springt der Sulzer fluchend von der Truhe herab und wir meſſen das Korn.

Auch heute ſind wir noch herumgegangen, bis alle Höfe aufgenommen wurden. Die Gemeinde beſitzt jetzt gegen dreihundert Metzen Korn, mehr iſt nicht in der Gegend. Das Korn wird nun gleichmäßig verteilt, ſo daß auf jede Perſon der gleiche Anteil kommt. In beſſeren Jahren wird Vergütung ſein. Daß es der Schmied durchgeſetzt, ich hätte es nicht gedacht! Jetzt wiſſen wir, daß die Gemeinde Sankt Maria im Torwald in Zeiten der Not keine Bande von Haderlumpen iſt, ſondern eine einzige ſtarke Perſon. — Knapp wird's hergehen, verhungern wird keiner.

Am 1. Oktober.

Vor einigen Tagen iſt eine Geſellſchaft von fremden Männern auf Karren aus dem Vorlande hereingekommen und gegen das Hochgebirge hinaufgewandert. Sie ſollen allerhand Werkzeuge und Inſtrumente bei ſich gehabt haben zum Meſſen. Es heißt, ſie wollen nächſtes Jahr auf der Hohen Rauh, mitten im Eiſe, ein Unterſtandshaus bauen für Touriſten. Zehntauſend Gulden ſollen dafür gezeichnet ſein. Es giebt viel Geld auf der Welt.

In der hinteren Rauh iſt eine Engſchlucht und in derſelben ſoll, ſagt man, um dieſe Jahreszeit die Sonne jeden Tag ſiebenmal aufgehen. Dieſes Wunder kommt, wie mir ein Alpenreiſender erzählt, von ſieben Felszacken, hinter welchen die aufſteigende Sonne wiederholt verſchwindet und hervorſteigt. Derſelbe Gelehrte hat mir auch die Erſcheinung erklärt, weshalb das Lichtel auf der Hohen Rauh an

manchen Abenden mehrmals zu leuchten anhebt, oft noch zur Zeit, wenn es längst dunkel geworden ist, und die Sonne niedergesunken in die andere Welt. Bei der unterschiedlichen Dichtigkeit und Feuchtigkeit der Luftschichten würden die Sonnenstrahlen kurfenartig gebrochen, so daß sie gleichsam um die Ecke scheinen und die höchsten Bergspitzen in eitler Nacht mit Glut übergießen. — Fürwahr, es ist leicht zu begreifen, daß die Menschen solche Wunder Gottes aufsuchen und verehren.

Am 29. November.

Der Peter Heissel ist wieder in der Gegend. Im Sommer hat er sich wohl draußen in fetteren Landschaften herumgetrieben. Der Winter jagt ihn den Dächern der Heimat zu. Aber er getraut sich nicht in die Häuser; in einer verlassenen Holzhütte des Muhrgrabens haust er, und man sieht täglich den Rauch aufsteigen. Grals Knecht will ihn mit etlichen Kameraden und Knitteln fragen gehen, wie seine Sackuhr geht und wie ihm die Juchtenstiefel taugen. Ich vermute, diese Stiefel, wenn er sie noch an den Füßen hat, kriegen vorzeitig das Laufende.

Wollte er doch auch mir einmal zulaufen, der schlimme Junge! Möchte wohl wissen, ob denn ganz und gar kein ordentlicher Mensch aus ihm zu machen ist. Heute Nacht hat mir geträumt, ich hätte den Peter in den Pfarrhof aufgenommen und ihm Kleidung, Nahrung und sogar Tabak gegeben, damit er nicht mehr versucht werden könne zu stehlen. Er wäre aber nicht besser geworden, sondern hätte mir auch noch die Ottilie schlecht gemacht. So bin ich im Argwohn schon um eine Spanne weiter, als er es verdient — und da sollen solche Leute brav werden können!

Am 29. April 1878.

Ich glaube, aus dem Gröbſten ſind wir heraus. Ein hoher Schnee hat den Boden wohl durchfeuchtet, und die ſchon apperen Stellen grünen im Sonnenſchein. — Strohmehlbrot hat's gegeben in dieſem Winter. Das Korn iſt doch zu wenig geworden, das Jungvieh zu ſchlachten hatte der Schmied verboten. Im März ſind zahlreiche Erkrankungen vorgefallen, geſtorben unter den Anzeichen des Hungertyphus iſt nur der Farl-Hans. Der große Eſſer, gerade für den habe ich gefürchtet. Früher in guten Zeiten ſoll er an den Sonntagen nach dem Gottesdienſte im Wirtshauſe eine Schüſſel Suppe, zwei Portionen Rindfleiſch mit Knödeln und Krauttunke, hernach Rahmſtrudel mit drei Semmeln verzehrt haben und dann nach Hauſe gegangen ſein zum Mittageſſen. In dieſem Winter iſt im Wirtshauſe nicht viel zu bekommen geweſen und zu Hauſe auch nicht. Mit der Gemeindekoſt hat er ſich zufrieden geben müſſen und daran iſt er, dieweilen wir anderen bloß mager geworden ſind, verhungert. Darin lag im Grunde eine kleine Ungerechtigkeit, die Wohlhabenden haben es ſchärfer verſpürt als die Armen.

Als zu Oſtern vom Stifte ein Brotkarren gekommen iſt, mit dem Auftrag, den Inhalt desſelben an die Armen zu verteilen, haben wir uns nicht zu raten gewußt. Wer ſind jetzt die Armen? Die das Darben gewohnt geweſen, oder die es nicht gewohnt geweſen? In einem alten Buche heißt es: „Ehe die Tage ſich vollenden, wird eine große Bedrängnis kommen, die Reichen werden arm und die Armen reich ſein.“

Weil der Schmied zu den wohlhabenden Grund-

beſitzern gezählt wird, ſo wollte er nicht, daß es hieße, er halte es mit ſeinesgleichen, darum hat er das Kloſterbrot doch an die Kleinhäusler verteilen laſſen. Darüber iſt ein Aufruhr entſtanden.

Als in der Oſterwoche die Neuwahl des Gemeindevorſtandes kam, wollten die Großhöfe ihre Stimme nicht mehr dem Kimpelſchmied geben. Der Zaunſtiegelhofer iſt ſo einer. Der iſt bei der Wahl auf den Tiſch geſprungen und hat es dem Schmied ins Geſicht geſchrien: „Du, Schmied, hörſt du! Dich können wir nimmer brauchen, du biſt eine Zwingzang'! Die alten Erzräuber haben es auch ſo gemacht — die Habenden ausplündern, die Bettelleut' zu Tod füttern. Will gegen unſere Kleinhäusler nichts geſagt haben, bin ihnen nichts neidig. Aber der was hat, der hat's auch nicht geſtohlen. Und auf einmal alles weggeben müſſen, und daß es gleich iſt, ob einer fleißig hat gearbeitet oder ein Faulpelz iſt geweſen! Das ſchmeckt uns nicht. Ich frage dich, Schmied, haſt du das Recht dazu gehabt? Biſt ein Richter? Biſt der Kaiſer? Nichts biſt, ein Gemeindevorſtand biſt und haſt kein Geſetz zu geben. Bei der hohen Behörde anzeigen hätteſt du unſer Bedräng können. Hilfe verlangen, ihre Anordnungen ausführen, das hätteſt du können und ſollen! Aber eigenmächtig zugreifen, das iſt wohl ein großer Fehler geweſen, mein lieber Simon! Wenn wir wollten, in die Schmier könnten wir dich bringen, du Sozialdemokrater! — Ihr Nachbarn, ihr Beſitzer und Großwähler, ich frage euch, ob ihr einverſtanden ſeid, wenn wir's jetzt einmal mit einem andern Gemeindevorſtand probieren."

Hierauf iſt der Zaunſtiegelhofer vom Tiſche herabgeſprungen und hat rings um ſich geſchaut. Vielen hat

er zu Gehör geſprochen, das habe ich gleich gemerkt. Nur ein alter Häusler, der Eiſinghüttler, ſchreit von ſeinem Ofenwinkel herfür: „Der Schmied iſt eh recht! Der denkt auch auf die armen Leut'!“

Der Kimpelſchmied iſt zuerſt ganz ruhig geblieben. Jetzt ſteht er auf, der große hagere Mann, das ſchimmelige Haar geht ihm ſchütter über die Stirn herab. Er ſpricht nicht oft, wenn er aber einmal den Mund aufthut, da hört man ihm zu. Jetzt ſteht er ſtarr aufrecht und ſagt: „Zaunſtiegelhofer! Den Erzräuber, den du mir vorgeworfen haſt, laß ich laufen. Der geht mich nichts an. Wenn Du mich eine Zwingzang' nennſt, ſo kannſt wahr haben. Buchſtabenrecht hab' ich keins gehabt, das Korn aus den Speichern zu nehmen und es zu verteilen, ich hab' es doch gethan, und wenn's drauf ankommt, ſo werd' ich's wieder thun. Damals iſt keiner gegen mich aufgeſtanden. Hat's dem oder dem weh gethan, ſo iſt's kein Wunder. Jeder hat die Not geſehen und das Muß, ſo iſt's ihnen recht geweſen und deswegen iſt's auch mein Recht geweſen. Im Buchſtaben ſtehen nur die kleinen Rechte, die großen verſtehen ſich von ſelbſt, merkt euch das, Nachbarn. Die Behörden hätte ich anrufen ſollen! Zaunſtiegel, ich frage dich, kennſt du die Behörden? Bis Beſcheid von der Behörde kommt, wächſt ſchon lange wieder Gras — vielleicht auch auf den Gruben der Verhungerten. — Heut', weil die Not ſchier vorbei iſt, iſt's leicht reden und ſchuldig ſprechen. Wäre nicht geteilt worden, wir hätten mehr Truhen auf den Kirchhof getragen, als dem Farl-Hans ſeine, ich ſage es euch!“

„Geld aufnehmen!“ redet einer drein.

„Geld aufnehmen! So!“ entgegnet der Schmied. „Uns

draußen verſchulden auf Jahr und Tag! Ihr Männer im Torwald, was iſt unſer Stolz? Daß wir unſer eigen ſind, unabhängig, feſtſtändig, zuſammenhältig. — Die Waldherren! nennen ſie uns ſpottweiſe. Machen wir das Wort nicht ſelber zum Spott. Seit alter Leute Wiſſen hat der Torwälder kein Anlehen gemacht bei fremden Leuten, einer hat dem andern geholfen. Die paar Gulden, die wir brauchen, ſtatten wir ab mit Holz und Vieh, und weiter laſſen wir uns nicht ein. Und wenn ich jetzt meine Stelle niederlege, ſo gebe ich euch den einzigen Rat: Haltet es fürder ſo, wie es die Vorfahren haben gehalten, laſſet euch nicht ein mit fremden Händlern und Feilſchern, das Bauernhaus iſt kein Handelshaus. Bargeld macht fremd, merkt es euch! Die Ketten der alten Sklaven ſind von Eiſen geweſen, lieſt man, die Ketten der neuen Sklaven werden von Gold ſein, und ſolche führen in ein weit härteres Elend, als ein Hungerjahr. Der jetzigen Zeit iſt gar nicht zu trauen, ich ſage es euch! Aber nicht verzagen! Feſtbleiben! Wird wieder beſſer. Das Stift ſchießt uns derweil für die Arbeitskräfte vor. Schon heuer verſpricht unſer Herrgott ein fruchtbares Jahr, dann kriegt jeder ſein Korn. Wenn's der Hagel ſchlägt, ſo kriegt er's nicht. So kriegt er's ſpäter. Ich verantworte mein Thun. Und jetzt kann die Wahl anheben."

So beiläufig hat er's ihnen geſagt. Ich ſtehe auf: „Jeder ſoll wählen wie der Will'. Ich gebe meine Wahl dem Simon Eſchgartner."

„Wir haben keinen beſſern!" ſagt der Ulrich am Lindenbaum.

Eine halbe Stunde ſpäter und der Schmied iſt auf fünf weitere Jahre Gemeindevorſtand im Torwald. Der

Mann ſagt nur: „Ich nehm's wieder an und bleibe ſo, wie ich bisher geweſen bin.“ Weil aber ein Schmied weiß, daß man das Eiſen ſchmiedet, ſo lange es heiß iſt, ſo ſagt er jetzt noch etwas:

„Weil wir juſt beiſammen ſind, Nachbarn, ſo möcht ich euch eine wichtige Sach' vorbringen. Fremde Geher kommen und wollen uns haben für ihre Verſicherungsanſtalten gegen Feuer, Hagel und für Leben und Sterben. Auch in Geldnöten wollen ſie helfen. Ablaufen laſſen. Wir können uns auch allein helfen, ihr habt es geſehen. Ihr wiſſet ja, wie es die Tannen und Fichten machen in unſeren Wäldern. Damit ihnen nicht fremdes Strauch- und Struppwerk unter die Füße kommt und das Mark ausſaugt, was thun ſie? Zuſammen ſtehen ſie. Ihre Häupter und Kronen halten ſie ſo eng aneinander, daß nicht Sonne und nicht Luft durchkann und die fremden Anzüchtlinge zu ihren Füßen verkommen müſſen. Paſſet auf, was geſchieht, wenn die Waldbäume aufklärungsſüchtig werden und viel Licht niederlaſſen auf ihre Gründe! Die Schmarotzerpflanzen werden ſtark, die Bäume werden dürr. Der Menſch ſoll's nicht dümmer machen, wie das Holz. Zuſammenſtehen! Nicht in Not und Brauch allein, auch in Wirtſchaftsſachen. Wir verbinden uns mit etlichen Nachbargemeinden weiter draußen herum, mit den Mönchthalern, mit den Haslauern, mit den Schwarzauern, mit denen zu Sankt Johann, wir ſtehen alle füreinander ein. Trifft das Unglück einen Ort, ſo helfen die anderen. So bleibt unſere Sach' im Land, und wir ſehen es mit eigenen Augen, was damit geſchieht. Die Schriften darüber kann ich ſchon vorweiſen. Wollen es bald richtig machen, wenn es euch recht iſt.“

„Und wenn es euch nicht recht iſt, ſo macht er's allein, euer König und Kaiſer!" So rief noch der Zaunſtiegelhofer laut in der Stube, dann nahm er ſeinen Stock, den Hut hatte er ohnehin auf dem Kopfe, und ging polternd bei der Thür hinaus. —

Altſtändigkeit! Hatte ich einſt nicht ein Ideal? War es dieſes? Waren meine Neuerungsverſuche nicht ein Suchen nach dem Alten? In Kornſtocks Oper, die dieſer Tage endlich zur Aufführung kommen ſoll, heißt es zwar, daß auch der Pfarrer im Torwald nicht glücklich ſei. Ich bin's ja doch. Mich freut dieſer Schmied. Aber manchmal ſchreckt mich etwas auf, als wäre durch die Luft ein Ungetüm geflattert. Als ob etwas Unerhörtes kommen müſſe über unſer Torwaldthal. Ein Bergſturz am Beilerſtein? Eine Sündflut? — Thorheiten, die Sündflut hat draußen bequemer Platz, in der weiten Welt. Unſer Alpenthal ſoll eine Arche ſein.

Am 2. Mai.

Im Wirtshaus des unteren Dorfes ſind heute zwei Herren aus München angekommen, die den Sommer über dableiben wollen, um Gebirgsſtudien zu machen. Auch ihre Familien möchten ſie auf etliche Wochen herbringen, wenn ſie Wohnungen finden. Sie zahlen gut. Es iſt erfreulich. Am Unterſtandshaus auf der Hohen Rauh ſoll ſchon gearbeitet werden. Die Steinwände bauen italieniſche Maurer, den Dachſtuhl und die Verſchalung hat der Zimmermann Sepp übernommen. Dem Schmied ſind die Schloſſerarbeiten angetragen worden, er hat nein geſagt, er ſei kein Schloſſer, ſei nur ein Schmied.

Vor etlichen Tagen hat ſich ein Alpenverein angefragt, ob die Gemeinde Torwald einen Beitrag an Geld oder Arbeit leiſten wolle, wenn vom Stifte herein ein ordentlicher Weg angelegt werde. Der Schmied hat eigenmächtig ſagen laſſen: „Für die Torwälder thut's der alte Weg, und denen er zu ſchlecht iſt, die ſollen draußen bleiben.“ — Seit der Wiederwahl hat er einen beſonders harten Kopf. Ich wollte einen beſſeren Weg gar nicht verachten. Da ſagt heute der Schmied: „Der Landwind von unten herauf hat ſein Lebtag nichts Gutes gebracht für den Torwald. Geldleckerig werden unſere Leute. Die Fremden ſollen kommen und Geld bringen. Mir hebt an zu grauſen.“

Die zwei fremden Herren ſtanden heute morgens bei den Ahornen und ſchauten hin auf die hohen Berge. An dem Schierkofel, auf welchem ſtellenweiſe noch viel Schnee liegt, ſtand ein ſchwarzer Jägersmann. Mit Weidtaſche, Gewehr und einem Federbuſch auf dem Hute ſtand er da und war rieſengroß. Weiter hinten war der Hund. Zu Mittag ſtand der Jäger immer noch an hohem Hange, war aber ein dicker Herr geworden, der Hund ſah aus wie ein großes Maſtſchwein. Etwa um drei Uhr nachmittags waren Jäger und Schwein zuſammengewachſen zu einem Ungetüm. Die Fremden ergötzten ſich baß an dieſem Naturſpiele. So abgefeimt die Stadtleute ſonſt auch ſein mögen, in manchen Dingen ſind ſie Kinder. Wenn man Zeit hätte zum Auslegen, ganze Bilderbögen wären da oben zu ſehen im Frühjahre, wenn der Schnee ſchmilzt und die apperen Stellen allerhand Figuren ſpielen. Im vorigen Frühjahre ſah man auf dem

Schierkofel einmal tagelang ein Paar mit verſchlungenen Armen, bis es nach und nach ganz ineinander floß, und eine ſchwarze, knieende Frauengeſtalt daraus wurde.....

Am 13. Mai.

Faſt unfähig, es aufzuſchreiben. Der Kornſtock!

In den letzten zwei Wochen iſt nichts mehr mit ihm zu machen geweſen, vor lauter Aufregung über die bevorſtehende Opernaufführung. In der langen Erwartung war mir mein Schulmeiſter ganz mager geworden. Im Geſicht manchmal blaß wie Lehm, dann wieder brennend — hat mir gar nicht gefallen.

Heute bin ich gerade unten beim Schmied, wie der Holzfuhrmann ankommt von Alpenzell her. Der Kornſtock ſteht abſeits unter dem Vordach der Schmiede, weil es regnet. Er hat ſeinen hohen, ſchwarzen Strohhut auf, ſo ſteht er da und ſchaut herüber.

Sagt der Fuhrmann Leopold: „Für den Schulmeiſter einen Brief habe ich. Schon ſeit vorgeſtern im Sack und allemal darauf vergeſſen. Wie heute die Poſtmeiſterin den Zettel verlangt, hab' ich noch den Brief. Da ſchilt ſie mich aus. Nau, wo iſt er denn? Der Schulmeiſter — der wäre da, — aber der Brief! Am End' hab' ich den Schmarrn verthan. Das wär' ſo was! Könnt' ich Straf' zahlen!" Während der Leopold in aller Gemächlichkeit ſeine Taſchen durchſucht, ſteht der Kornſtock da. Ich kann es nicht ſagen, wie er dageſtanden iſt, werde es nie vergeſſen. Der allergrößte Theatererfolg, ſo dachte ich, kann es nicht wett machen, was du jetzt leideſt, du armer Menſch! —

Endlich iſt der Brief gefunden. Ein hübſch viereckiger und hübſch vermudelter Brief, mit dem großen Siegel. Der Kornſtock unterſchreibt auf dem Pferdetrog den Empfangsſchein. Wenn dieſer Namenszug gelten ſoll! Des Schullehrers iſt er nicht, ſo arg hat die Hand gezittert. Dann ſteckt er den Brief ganz demütig in den Sack und geht davon. Ich ſchaue ihm nach. So leicht und lind wie ein Knabe geht er dem Schulhauſe zu.

Ich bin noch eine Weile vor der Schmiede herumgeſtanden, dann auch vor dem Pfarrhof, in der Meinung, er würde nun bald kommen mit der Neuigkeit. Wer aber nicht kommt, wer mich nicht zum Mitgewiſſer ſeiner Freude machen will, das iſt der Kornſtock. Mir wird die Sache unangenehm, ich gehe zum Schulhaus hinüber, zu ſehen, was er denn macht. Auf mein Klopfen kein Herein. Ich mache die Thür auf — da liegt er in dem Winkel, auf einem Fußſchemel liegt er und weint. Auf dem Boden herum Zeitungsausſchnitte und der offene Brief. Ich einen Blick darauf: „Bedauern. Oper vom Publikum abgelehnt.“

„Na, Kornſtock!“ rufe ich ganz reſch. Dann beuge ich mich zu ihm nieder, ſtreichle ſein langes Haar: „Kornſtock! Was macht Ihr denn? Steht auf. — Abgelehnt. Was weiter, iſt anderen auch ſchon paſſiert. Sogar dem Mozart. Seid doch klug, Schulmeiſter. Pfeifet auf das dumme Theater, Ihr habt beſſeres zu thun, und auch ſchon gethan. Ihr habt im Torwald gute Muſik eingeführt, herzliebe Lieder der Vergeſſenheit entriſſen, leitet den Kirchenchor zur Ehre Gottes. Mein Freund, das iſt ein größeres Verdienſt, als in den Städten gelangweilte Müßiggänger unterhalten, die nichts verſtehen und zum Danke noch

ſchimpfen.“ So rede ich ihm zu, er hält ſich abgewendet und ſtöhnt vor Herzleid. Ich fahre fort: „Ihr ſeid zu gut für jene. Unſere Gemeinde iſt auch ein Zuhörerkreis und ein dankbarer, und ein treuer, loben thut er freilich nicht viel, aber vergeſſen thut er Euch's auch nicht. Denket nur, die Unſterblichkeit auf den Theatern, die dauert nicht lang, was im Volke lebt, das dauert länger. Stehet doch auf, Kornſtock, und habet guten Mut. Die Oper müſſen ſie Euch auf der Stell' zurückſchicken, ſie ſind derſelben gar nicht wert; weiß Gott, wie ſie verhunzt worden ſein mag. Da getraue ich ſie mir mit unſerer Jugend anders darzuſtellen, im Winter einmal, da ſollet Ihr Euere Freude haben! Kornſtock, geſcheit ſein!“

Er hebt ſeinen Kopf ein wenig und ſchaut mich ſtarr an. Gott, hat der Menſch ein fremdes Geſicht bekommen!

Am 19. Mai.

Wir haben ſchon gedacht, es wäre aus mit dem Schulmeiſter. Etliche Tage wütendes Fieber. Endlich war er doch ſo weit, daß er ſich wieder ſelbſt quälen konnte. Alle Zeitungen hat er ſich kommen laſſen, in welchen die Oper „Das Hemd des Glücklichen“ verhöhnt wird. Verhöhnt! Die Menſchen ſind grauſam. Der Kornſtock lieſt die Auslaſſungen, lächelt wehmütig, und zucken ihm dabei die Mundwinkel. Die Muſik ſei ſein Heiland, ſagt er mir heute. „Eben darum,“ antworte ich, „jeder Heiland trägt ein Kreuz.“ Unterzukriegen iſt er doch nicht. Da zeigt er mir ein Zeitungsblatt: „Leſet, Herr Pfarrer!“ Der Geſangverein „Krone“ in Wien hat bei ſeinem Gründungskonzert zwei Lieder von Michael Kornſtock gebracht, die

„ein nicht gewöhnliches Talent verraten, der Volkston meisterhaft getroffen und dabei von tiefer Empfindung. Der neue Gesangverein scheint uns berufen zu sein, derartige Kompositionen besonders zu pflegen, er verfügt über frische, ursprüngliche Kräfte, nur schade, daß der Dirigent seiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein scheint.“ So die Notiz, die ich mir deshalb abschrieb, weil sie den Kornstock gesund gemacht hat.

Er ist aufgestanden. Gegen Abend hat er mich im Pfarrhof besucht, ist aber still vor mir dagesessen und endlich wieder fortgegangen. An der Thür packt er mich plötzlich bei der Hand und schreit mir ins Gesicht: „Nicht bös sein, Herr Pfarrer. Nicht vergessen auf mich!“ — Das habe ich nicht verstanden.

22. Mai.

Jetzt verstehe ich's freilich, was er hat sagen wollen, als er bei mir gewesen vor einigen Tagen. Durchgegangen ist er. Einen Zettel an mich, einen an den Schmied, er halte es nimmer aus, es sei ihm ganz unmöglich, Schullehrer zu bleiben, er reise nach Wien, würde bald Erfreuliches von sich hören lassen. Die Zettel finden heute früh Schulkinder. Nachts zuvor ist er davon. In Unterschuttbach sollen sie ihn mit seinem Handbündel laufen gesehen haben. Der Schmied ist so zornig, daß er ihn durch Knechte einholen und zurückbringen lassen will. — Zornig kann ich nicht sein über einen so kranken Menschen. Der ist ja schwer krank. Freilich zurückholen. Ich habe ja immer gehört, die Musiknarren sind die allergrößten.

Am 7. Juli.

Es ist ein wahres Kreuz. Schulhalten. Das leiste ich zur Not. Aber der Gottesdienst ohne Orgel! — Gestern ist ein Brief von ihm gekommen. Er bitte kniefällig um Verzeihung, aber endlich hätte er seinen richtigen Platz gefunden. Er sei im Gesangverein „Krone" mit Jubel aufgenommen worden. Er habe schon ein paar Proben geleitet und hoffe in kürzester Zeit die Dirigentenstelle zu erhalten. Sein Oratorium „Moses" werde jetzt einstudiert und alles sei überzeugt, daß er sich damit eine glänzende Künstlerbahn eröffnen werde. Ans liebe Sankt Maria und die guten Leute daselbst denke er wohl recht oft, aber es müsse einmal so sein. Er bitte nur um ein gutes Andenken und um sein Bettzeug, das wir ihm gütigst nachschicken möchten.

Also wüßten wir wenigstens, wo er ist. Den Ausreißer mit Gewalt heimzuholen, wie der Schmied gemeint, davon sind wir abgekommen. Wie es jetzt mit ihm steht, wäre er für uns doch nicht mehr zu brauchen. Und es mag ja sein, daß er sich's besser macht, daß er ein berühmter Mann wird. Wenn einer alles daran setzt, aber so gar alles, da mag's ja doch glücken. — Seine Sachen nimmt morgen der Fuhrmann mit.

Am 20. Juli.

Heute am Nachmittage ist die Ottilie von der Weide gekommen und hat berichtet: „Auf dem Schmied-Anger, neben dem Wassergraben liegt einer. Er ist eingeschlafen und hat vergessen, die Augen zuzumachen."

Bin ich langsam hinausgegangen. Wenn einer eingeschlafen ist und vergessen hat, die Augen zuzumachen, so ist das bedenklich. Ich gehe zwischen den Haselstauden und Hagebutten hin, ich steige über den Steinhaufen und schreite über den Anger. Dort neben dem Bächlein liegt der Rolf, streckt die Beine gerade aus und die Arme kreuzweise von sich und schaut mit offenen Augen ins Firmament hinein. Ganz unbeweglich.

„Rolf!“ rufe ich, „wenn man so in die Sonne schaut, da kann man erblinden.“

Jetzt springt er auf und wird rot im Gesicht, als ob ich ihn bei etwas Bösem ertappt hätte. Dann springt er über den Wassergraben und den einen Fuß herüben, den andern drüben, hebt er an, mit den Fingern einen Tümpel zu graben. Ich schaue ihn fest an, da zuckt er mit dem Auge und sagt: „Der Herr Pfarrer hat einmal gesagt, ich darf fragen, wenn ich was nicht verstehe. Bei diesem Evangelium bin ich mir nicht gescheit genug.“ Da ihm die Haarlocken über die Augen herabfallen, so streicht er sie mit der nassen Hand zurück und dann gleichsam ins rieselnde Wasser hinein redet er: „Heißt es, er ist vom heiligen Geist gekommen und hat keinen menschlichen Vater. Und das Stammbuch Jesu Christi leitet ihn väterlicherseits von David ab, bis zum Josef. Wenn Josef aber doch nicht der Vater ist!“ Ich habe aufgehorcht. Die Frage kann einem Theologen wohl nicht neu sein, der muß wissen, was die Kirche darauf zu antworten pflegt. Mir ist aber jetzt gar keine Antwort eingefallen, und der Bursche legt eifrig Steine rings um den Tümpel.

„Lieber Rolf,“ sage ich, „so wenig du mit deinem Baue hier das Wasser abdämmen wirst, weil es ewig herab-

rinnt vom Berge, und weil es schließlich alle Dämme bricht, ebenso wenig wirst du mit deiner kleinen Gehirnschale die Geheimnisse Gottes erfassen."

„Ich kann halt nichts dafür, daß mir so Sachen einfallen," sagt er. „Hätt' gern eine Aufklärung. Wenn einem der Herrgott Gedanken giebt und man soll nicht denken. Das ist just so, wie wenn er einem den sündhaften Leib giebt und man soll nicht sündigen. Und wegen was der Herrgott sündigen läßt, wenn er's nicht will! Und das Tier im Wald hat keine Sünden und muß doch auch leiden. Wo er's doch selber hätte einrichten können, daß alles gut wäre. . . ."

„Jetzt wirst mir aber aufhören mit deinen Lästerungen!" rufe ich aus.

„Mir ist halt immer einmal so viel hart," sagt er ganz traurig und thut emsig mit den Steinen um.

„Sage mir, Rolf, was willst du denn nur mit dem Wasser dort?"

„Einen Trog machen, daß die Rehe trinken können."

„Und hat sich erst gestern dein Vater beklagt, daß euch die Rehe den Kohl fressen!"

„Die Tiere können nichts dafür, sie haben halt Hunger und Durst."

Ich habe getrachtet, fortzukommen. Mit diesem Burschen ist's manchmal verdammt schwer reden. Was soll man denn sagen zu dem Bedenken über den Stammbaum des Messias und über die Vorsehung Gottes? Doch nur das, womit ich mich bei solchen Gedanken selber tröste: Dein Auge, o Mensch, ist schwach, du kannst das Licht Gottes nicht vertragen.

So viel ſtudieren in der heiligen Theologie, und die natürlichſten Fragen eines einfältigen Menſchenkindes nicht beantworten können!

Am 29. Juli.

Wieder ein Erlebnis, auf das ich nicht gefaßt geweſen.

Nachdem der Prälat mich ſchon mehrmals brieflich hat fragen laſſen, ob denn der Herr Pfarrer feſtgefroren ſei im kalten Sankt Maria, weil er ſich gar nie ſehen ließe im Stift, oder ob ihm die vielen Kindstaufen nicht Zeit dazu gönnten — Anſpielung auf drei paar Zwillinge, die dies Jahr in meinem Sprengel geboren worden ſind — habe ich mich am vorigen Freitage gerüſtet. „Nun, Ottilie!“ rief ich in den Stall hinein, „willſt du mir einen Gruß mitgeben an den Luzian?“ Sie ſchickt ihm einen Silberzehner und läßt ihn fragen, ob er ſchon meſſeleſen könne.

Die Regina iſt auch zur Stelle geweſen und macht mir Vorwürfe, daß ich immer nur ſo an der Stallthür vorbeiginge, ohne auch nur ein einziges Mal die brave Rutſch anzuſchauen, ſie erſticke uns in Speck noch vor dem Advent! Über Maſtſchweine erſtreckt ſich meine Seelſorge nicht; wenn ſie auf den Tiſch kommt, werde ich ihr ſchon Ehre anthun. Trotzdem ſchaue ich jetzt hinein und ſage der Regina zu Gefallen: „Saperlot, das iſt ein Trumm! Aber jetzt behüt' euch Gott miteinander, morgen abends bin ich wieder da.“

Dann bin ich davongegangen. Zu Fuß in viereinhalb Stunden, das geht ſchneller und angenehmer als zu Karren.

Die Laterne, der Wurmlucken wegen, läßt man in der Almhütte am Riedel zur Aufbewahrung für den Rückweg.

Zum Gang in das Stift habe ich meinen besonderen Anlaß. Unsere Kirchenorgel hat jetzt vollauf Zeit, daß sie sich renovieren lasse, damit der neue Schullehrer, einmal werden wir doch wieder einen bekommen, das Zeug in Ordnung findet. So gehe ich zum Prälaten bitten um eine Beisteuer für die Orgel. Im Stifte habe ich einen sehr angenehmen Abend zugebracht. Der Luzian ist ein hübsches Studentel geworden, hat mich treuherzig ausgefragt, wie es daheim hergehe, und auch nach den Hirschen und Gemsen im Rauhgraben. Der Prälat legt dem Jungen seine weiße Hand auf die Achsel, macht ein finsteres Gesicht und sagt: „Das ist halt unser ganz Braver, das! Wird einmal Prediger! Seine Lunge reicht für die Peterskirche aus.“ Ei, denke ich in meinem Herzensübermut, wenn er Papst würde, der Luzian, das wäre! Da hätten die Torwalder nachher wieder keinen einheimischen Pfarrer! — Seine Gnaden ist etwas eingegangen seit ein paar Jahren. Wenn diese Würde einmal zu besetzen sein wird! Daß dich der Himmel beschütze, mein Luzian!

Das Stift ist jetzt in froher Aufregung der neuen Eisenbahn wegen, die gebaut wird mit der Endstation Alpenzell. Am Fuße des Calvarienberges wird schon gegraben und gesprengt, dort soll der Bahnhof stehen. Der Stiftsbibliothekar hat mich angelassen, weshalb ich denn gar so wenig Gebrauch machte von seinen geistigen Schätzen? Je nun, mein Buch ist der Torwald, das habe ich noch lange nicht ausgelesen. Nur ein Büschel alter Zeitungen manchmal, habe ich mir erbeten, daß man den Weltlauf nicht ganz aus den Augen verliert. Im Übrigen ziehe ich den

geiſtigen Schätzen jetzt die weltlichen vor. Am nächſten Morgen, ſchon reiſefertig, nehme ich mir das Herz und komme dem Prälaten mit dem Orgelanliegen. „Schön, ſchön, Herr Pfarrer," ſagt er, „ihr habt eine gute Kapelle in Sankt Maria, da gehört freilich auch eine gute Orgel dazu. Fehlt's auch ſonſt noch irgendwo?" — „Danke ſehr ergeben, alles in Ordnung," antworte ich ganz unbedacht. Fünfhundert Gulden giebt er mir auf die Hand. Darauf bin ich gar nicht gefaßt, ich hatte nur gemeint, der Orgelbauer, er iſt ſchon beſtellt, könnte vom Stifte aus bezahlt werden. Nun ich das Geld auf der Hand habe, mache ich ſie zu, wie ſie ja ſagen, daß die „Pfaffen" ſo gerne thun. Schon wie ich gegen das kalte Thor hereinkomme, tupfe ich mir auf die Stirn: Da drinnen hat's halt wieder einmal gefehlt, heute! Wie ſteht's denn mit dem Schindeldach auf deiner Kirche, Herr Pfarrer? Haſt du den feuchten Flecken nicht geſehen, der ſich hinter dem Erzengel Gabriel herabzieht gegen den Altar? Haſt nichts davon gehört, daß die Pfarrkinder eine neue Kirchenfahne haben wollen mit den Heiligen Sebaſtian und Rochus, den Nothelfern in Waſſer- und Hungersnot? Iſt nicht das Monſtranzlein ſchon ganz verbogen und verblindet. Und du auf ſeine gütige Frage, ob nicht ſonſt auch noch was fehle: alles in Ordnung! — Er hatte den Geldſack offen gehabt. Jetzt wird er wieder feſt zugebunden, und du kannſt lange warten auf eine ſolche Gelegenheit.

Es hat ſich aber an dieſem Tage gewieſen, daß der blöde Pfarrer eher zu viel als zu wenig Geld im Sack gehabt. Kommt mir hinter der Hütte auf dem Riedel einer nach. Wäre es etwa der Holz-Hoiſel geweſen, ſo hätte ich mich gefürchtet, es iſt aber der Heiſſel Peter.

Der Burſche erbietet ſich, durch die Wurmlucken mir die Laterne zu tragen. Ich frage, woher des Weges. Bei der Eiſenbahn thäte er arbeiten, und er gehe nach Oberſchuttbach, um ſeine Schulden zu bezahlen. Brav, ſage ich und denke an die entwendete Uhr und die Stiefel. Er iſt doch nicht ſo ſchlecht wie ſie ſagen. Und ein ganz ſtattlicher Burſch iſt er geworden. So gehen wir hinein.

„Da in dieſer Wurmlucken ſoll vor Zeiten ja ein Lindwurm gehauſt haben," hebt er unterwegs an zu plaudern.

„Das iſt eine Sage," antworte ich, „der Herr wird die Höhle wohl den Torwaldern zu Lieb geöffnet haben, ſonſt wäre kein Zugang möglich."

„In der Franzoſenzeit haben ſie die Wurmlucken ja gar vermauert, daß der Feind nicht herein hat mögen," ſagt der Peter.

„Eine ganz gute Feſtung," antworte ich, „auch bei den Türkeneinfällen iſt ſie abgeſperrt worden, wie man lieſt."

„Oha, Hochwürden Herr!" ruft der Peter, denn ich war geſtolpert. Und fährt fort: „Wer weiß, wozu der ſchlechte Zugang ſonſt noch gut iſt."

Dumm iſt er nicht, denke ich, der ſchlechte Zugang ſchützt vor manchem Weltübel. Da iſt's auf einmal ſtockfinſter. Die Laterne ausgelöſcht, der Burſche packt mich am Arm und pfaucht: „'s Geld will ich haben!" Oho! kann ich noch denken, ſo ſteht's! Pfarrer, jetzt wehre dich um die Orgel. Bin nicht einmal viel erſchrocken. Wir ringen, fahren an die eine Wand, fahren an die andere. Scharf drauf los, der Zorn iſt ein ſtarker Kamerad, und ich hätt's gar nicht gedacht, daß der alte Wolf noch ſo raufen kann.

Wir ſtolpern im Geſtein, ſtürzen mit einander hin. Weiß ſelber nicht wie, daß ich auf ſeiner Bruſt kniee, ſein Hoſenband losreiße und ihm die Hände binde. Schier ungeſchickt wehrt er ſich, und ſeine Zähne höre ich klappern. Zu wimmern hebt er an, ich möchte ihn doch auslaſſen, er habe ja nichts thun wollen, nur zeigen, wie es vor Zeiten die Franzoſen gemacht hätten, wenn ſie ins Torwald gekommen wären. Eine Dummheit wäre es geweſen, und er wolle jetzt ordentlich werden.

„Einſperren muß man dich und gar nimmer auslaſſen!“ Ich hatte ſchon Zeit zum Sprechen, er war gebändigt.

„Nur nicht wieder einſperren, Hochwürden Herr, ich bitt! Weil man drinnen ſo viel verdorben wird. Mit mir wär's nimmer ſo weit gekommen . . .“ da ſchluchzt er gar erbärmlich.

Mich dauert der Schelm. Es mag ja ſein, daß der Arreſt ein Verderben iſt für junge Leute. „Wenn du mir einen heiligen Eid ſchwörſt, Peter, bei deiner Mutter, die ſich deinetwegen zu Tode kränkt, bei deiner armen Seel', die einmal vor dem Gericht Gottes ſtehen wird, wenn du ſchwörſt, von jetzt an brav zu ſein und ein guter Chriſt, ſo laſſe ich dich aus.“ Er hat's verſprochen, und noch dazu, daß er fleißig beten wolle.

„So ſchau', daß du weiter kommſt!“ ſage ich und laſſe ihn liegen mit ſeinen gebundenen Händen. Ihn frei zu machen, ſo groß iſt mein Vertrauen doch nicht geweſen. Ich ſelber habe mich geſputet, aus dem Loch zu kommen. Über allerlei Geſtein geſtolpert, an alle Gewände gerannt, bin ich endlich wieder im Tageslicht, aber an der unrechten Seite, gegen den Riedel hin. Mein erſtes iſt

jetzt, daß ich nach dem Gelde greife, es iſt noch da. Das Leben iſt auch noch da, mich wundert es faſt.

Weil ich nicht noch einmal durch die Lucken mag, ſo gehe ich zur Riedelhütte hinüber. Kaum vor der Thür auf der Bank ſitzend, iſt eine Ohnmacht gekommen, und ich habe in der Hütte nächtigen müſſen. Des Sonntagsgottesdienſtes wegen bin ich am nächſten Morgen um zwei Uhr aufgeſtanden, und der Hirtner-Lenz hat mich durch die Wurmlucken begleitet. Mein Peter iſt nicht mehr da, der Lenz thut mir nichts und ſo ſteht der Wolfgang endlich glücklich auf der Torwaldſeite, wo der Hirtner verabſchiedet wird. Vom Thale kommen mir Lichter entgegen, die Männer von Sankt Maria ſteigen wegsher, um ihren Pfarrer zu ſuchen. Schon am Vorabend ſoll ſich das Gerücht verbreitet haben, in der Lucken wäre ein Raubmord verübt worden, und wie ich nicht nach Hauſe komme zur verabredeten Zeit, ſoll die Regina ganz ſchreckbar durchs Dorf geraſt ſein, um die Leute zuſammenzurufen. — Dann haben ſie mich heimgebracht.

Aber die Freude im Pfarrhof hat einen gallbitteren Beigeſchmack. Vor die Hausthür eilt mir die Regina entgegen: „Weil Ihr nur da ſeid! Aber das Unglück! Mein Gott, ich ſoll's nicht gleich ſagen. Wie die Ottilie — erſchrecket nur nicht, Herr Pfarrer! — wie die Ottilie voreh mit dem Luderſchaffel in den Stall geht, iſt ſie weg. Die Rutſch iſt weg! Das Thürl ſpatzenſchnabelweit offen, und die Sau iſt hin. Geſtohlen und nicht anders!" — Zuerſt mir das Blut zum Herzen, nachher hab' ich lachen müſſen. Die ganze Nacht ſoll der Rupert Hundegebell gehört haben, er iſt der Meinung geweſen, der Hunds-Chriſtel ſei vorhanden und nichts weiter.

Nach der Meſſe habe ich nachgedacht über mein gutes Werk. Verzeihen iſt doch was ſchönes! Dann kann der freigelaſſene Räuber ſeinem Handwerk weiter nachgehen.

Am 30. Juli.

Den Peter Heiſſel haben ſie geſucht, die Sau haben ſie gefunden. Aber nur zur Halbſcheid. Weit oben im Stangelwald, von Raben verraten, iſt ſie gelegen, ohne Hinterteil. Daneben ein verglosendes Feuer und Knochen. Meine beiden Weibsleute haben das Ereignis großartig aufgefaßt. Seit Erſchaffung der Welt wäre ein ſo unerhörtes Verbrechen nicht verübt worden!

In anderen Gegenden kommen die Landwächter wenigſtens drei oder vier Tage nach dem Diebſtahl, um amtlich feſtzuſtellen, was geſtohlen worden und welchen mutmaßlichen Weg der Dieb eingeſchlagen habe. Im Torwald kommen ſie gar nicht. Das ganze Kriegsheer des Reiches, meint die Regina, müſſe aufgeboten werden, um den Erzlumpen einzufangen.

Anfangs Auguſt.

Meine Pfarrkinder können jetzt viel lernen. Dieſe Touriſten! Wiſſen thun ſie alles, und was in Glaubensſachen ſeit tauſend Jahren nicht ausgetragen iſt, das thun ſie mit ein paar Worten ab. Hat geſtern ſo ein Weltweiſer mit dem Rolf geſprochen, der ihn auf den Dreiſpitz begleitet. Über die himmliſchen Freuden! Dieſe beſtünden in gut eſſen, trinken und ſchönen Weibern. Beim Rolf iſt's ohnehin gefährlich, aber er hält ſich diesmal ganz

brav und ſagt, die ewige Seligkeit beſtehe in der Anſchauung Gottes. — Müßte mit der Zeit verdammt langweilig werden! meint der Touriſt, darauf der Rolf: „Warum ſteigt der Herr denn auf den Berg? Da oben ſieht man ja gar nichts, als lauter Herrlichkeit Gottes.“ Dummer Junge, wenn du glaubſt, daß alle dieſe Herren aus Liebe zu Gottes freier Natur auf die Berge ſteigen. Das wäre ja endlich auch Gottesdienſt. Der Stadtherr hat's dem Rolf anvertraut, warum er ſo gerne einkehrt in den Sennhütten; der Rolf wird darüber eine rote Stirn bekommen haben. Mir hat's ein Holzer erzählt. Der Schmied mag wohl recht haben, er will einführen, daß in Zukunft lauter Senner auf die Alm zu ſchicken wären. Der Zaunſtiegelhofer ſoll darob ausgerufen haben: „Da ſeht ihr ihn wieder! Anſtatt Fremde herbeizuziehen, will er ſie verſcheuchen!“

Man hat noch den Beichtſtuhl, hat noch die Kanzel. Wenn ich jedoch in der Kirche einen Fremdling weiß, da werde ich verwirrt, predige zornmütig über die verderbte Welt, über die Mißachtung der katholiſchen Kirche, denke dabei immer nur an die Fremden, und meine Pfarrkinder kennen ſich nicht aus.

Am 4. Auguſt.

Der Kornſtock hat geſchrieben. Der Muſiknoten wegen auf dem Chor. Er vermacht ſie der Kirche. Und daß es ihm gut gehe, nichts weiter. Von ſeinen Opern hört und lieſt man auch nichts. Aber von einem Agenten aus Wien, der dieſer Tage bei unſerem Krämer zugekehrt iſt, um ſeine Kaffeeſorten anzubieten, haben wir doch einiges erfahren.

Der Mann ist ein Vereinsgenosse des Kornstock gewesen, aber der Kornstock ist nicht mehr bei dem Verein „Krone", mit dem Dirigenten soll er Händel gehabt haben, da sei er ausgeschieden worden und bringe sich jetzt irgendwo mit Notenabschreiben durch.

Das hast du not gehabt, alter Knab', daß du dich in Künstlerränke einlassest.

Mit Notenabschreiben! — Aber so komm doch wieder nach Sankt Maria!

Am 12. August.

Verspielt, Kornstock! Es ist ein anderer da.

Heute ist der neue Lehrer gekommen. Ein junger Mann, trägt zwei schwarze Schnurrbarthörner wie ein Husar. In Hirschlederhosen und Bundschuhen geht er wie die Bauern, nur viel schöner. Alles neumodisch. So viel der Neuwirt weiß, soll er sehr lustig sein und eine große Kraft haben. Die Kugelbahn ist ihm zu kurz, er wirft die Kugel im Bogen bis ans Kreuz hinaus. Weil die Orgel gerade in der Arbeit ist, so weiß ich noch nicht, wie schön der neue Herr Lehrer Sandor Uilaky musizieren kann.

In der Schule soll er gleich schneidig eingesetzt haben. Das anständige Benehmen der Kinder hätte er zwar recht belobt, aber mit ihrem Wissensdrange sei er nicht zufrieden gewesen. Von Physik, Chemie bei den Kindern keine Spur, von Perikles, Julius Cäsar nie etwas gehört. Von Kolumbus aber wußte ein Knabe, daß er das Ei erfunden habe, und von Karl dem Großen erzählte der Fockbauer Bub', daß er bei der Messe das Rauchfaß schwinge und schöne Hosen machen könne. — Daß er einmal so bequem

in die Weltgeſchichte kommen ſollte, wird ſich der Karl Groß auch nicht eingebildet haben.

(Hier hat die Handſchrift des Pfarrers eine größere Unterbrechung, aus der zu ſchließen iſt, daß im Sprengel alles beim alten blieb, gegen zwei Jahre lang. Manches mag ſich in dieſer Zeit ſo allmählich umgeſtaltet haben, daß es dem harmloſen Manne gar nicht auffiel. Wir merken aber weſentliche Veränderungen, die ſich ſchon in der nächſten Folge des Tagebuches offenbaren.)

Am 5. Mai 1880.

Im 1880er Jahre muß ich noch lernen, wie man Wölfe fängt.

Die italieniſchen Arbeiter unten in den Bärenſchluchten müſſen ein Verſteck geſprengt haben, es iſt ſonſt nicht zu faſſen, woher jetzt auf einmal Wölfe kommen ſollten. In früheren Zeiten ſollen ſie zwar maſſenhaft dageweſen ſein, noch heute ſieht man in Oberſchuttbach und im Rauhgraben die Gruben, in denen man ſie gefangen hat. Der Fockbauer macht's anders. Nachdem ihm der Wolf zwei Ziegen gefreſſen hat, treibt er auf der Hauswieſe, nahe dem Waldrand, einen Pflock in die Erde und hängt mit langem Strick einen Widder dran, der geht im Kreiſe herum und blöckt; hinter der Dachlucke paßt der Fockbauer mit dem Stutzen. Dauert nicht lange, ſo kommt vom Walde her mit ſchleifendem Schweife und funkelnden Augen der Wolf auf den Widder zu, aber wer plötzlich ſtirbt, das iſt er ſelber. So hat der Bauer ſchon mehrere Kinder des Stammes Iſegrimm erlegt; der Schmied und ich haben heute den Spaß mit anſehen wollen, es kam aber nichts. Dafür hat uns der Fock die ſchönen Felle gezeigt, aus denen er ſich eine Bettdecke machen laſſen will.

Durch die Wildnis, aus der die wilden Tiere herauf-

gekommen, und in der vor zehn Jahren noch ein Bär gehauſt haben ſoll, bauen ſie jetzt die Straße. Landbezirk und Alpenverein geben Geld dazu her. Uns Torwäldlern wollen ſie eine Mauthſchranke errichten, weil wir nichts beigeſteuert. Dann fahren wir durch die Wurmlucken wie bisher, ſagt der Schmied, das Holzjoch laſſen wir uns nicht über den Kopf ſpannen.

Im vorigen Sommer haben wir mehrere Stadtfamilien in der Gegend gehabt. Es ſoll ihnen wunderswie bei uns gefallen, ſie kommen wieder. Und bis erſt die neue Straße fertig iſt! Die Bauern richten Fremdenſtuben ein, die tragen ihnen in zwei Monaten mehr Geld, als Feld und Wieſen das ganze Jahr. Sogar für Wildkirſchen und Waldbeeren geben die Fremden bares Geld! Auch ſonſt wiſſen ſich die Leute beſſer zu einander zu ſchicken, als man gedacht hätte. Die Stadtherren gehen mit Hämmern, Kräuterbüchſen, Karten, Kompaß und Schußgewehren im Gebirge umher; die Frauen und Kinder nehmen ſogar manchmal den Rechen und helfen heuen. An den Abenden ſitzen ſie im Wirtshaus, eſſen und trinken fleißig, begehren täglich friſches Fleiſch und Bier in Flaſchen, was dem Wirte viel Mühe und Gewinn macht. Dabei erzählen ſie ſich ihre Abenteuer in Wald und Flur. Auch der Herr Lehrer ſitzt gerne bei ihnen und weiß von waghalſigen Bergtouren, von Jagden und Kraftproben, oder ſagt den ſchönen Frauen Artigkeiten und beſchenkt ſie mit Blumen. So gerne ſie ſich ſonſt mit dem ſtattlichen Herrn Sandor unterhalten, auf ſein Orgelſpiel fliegen ſie gerade nicht. Auf meine Predigten auch nicht. Sie möchten ſchon in die Kirche gehen, Sonntags, ſagen die Herrſchaften, wenn der Berg nicht wäre. Hingegen auf die Hohe Rauh!

Der Führer Semmerl verdient ſich ſo viel Geld, daß er nicht mehr auf dem Heu ſchlafen kann. Beim unteren Schuttbachwirt hat er ſich ein Zimmer aufgenommen, einen wunderſchönen Spiegel drin aufhängen, ein Federbett hineinſtellen laſſen und ſeine Johanna zu ſich genommen. Sie eſſen Braten mit Salat und ſchlafen, wenn er nicht im Gebirge iſt, mitten in den Tag hinein. Er iſt mein Feind geworden, weil ich ihm das Heiraten geraten habe. Im Geſetzbuche weiſt er es mir und dem Schmiede nach, daß wir ſie nicht zuſammen- und nicht auseinander thun könnten, wenn ſie ſelbſt nicht wollten. Weil dieſer Führer leicht an der Gemeinde ein Verführer werden könnte, ſo hat ihn der Vorſtand fortjagen wollen, zuſtändig iſt er in Schwarzbach draußen. Er weiſt wieder das Geſetzbuch und geht nicht.

Das neue Alpenhaus auf der Rauh ſoll im vorigen Sommer von mehr als zweihundert Perſonen beſucht worden ſein. Jetzt kommen ſie auch ſchon von der hinteren Seite herauf und ſteigen herab ins Torwaldthal. Manchmal ſpricht auch im Pfarrhof ein Fremder vor und erkundigt ſich nach geſchichtlichen Urkunden über dieſe Anſiedelung. Ich muß ſie höflich ins Stift Alpenzell weiſen, weil hier nichts vorhanden iſt. Andere unterſuchen mit Inſtrumenten Waſſer, Boden, Erdreich und Geſtein. Im vorigen Herbſte ſtand einmal einen ganzen Tag lang einer hinter dem Kirchenriegel und betrachtete den roten Bruch, wo anno 1875 die Lahn niedergegangen iſt, dann ſchleppte er eine Taſche voll Steine mit ſich.

Lauter ſehr närriſche und ſehr artige Leute, aber heimlicher iſt es früher geweſen in dieſem Thale.

11. Mai.

Der Michael Kornſtock, der alte Schullehrer, ſoll geſtorben ſein. Man hatte lange nichts mehr von ihm gehört. Es ſind noch einige Sachen hier vorhanden, die ſein Eigentum, er hat ſie nie geholt, ſo ſchlecht es ihm auch ergangen ſein ſoll. Sie ſagen, ſehr ſchlecht! Mir thut manchmal das Herz weh wegen ſeiner, und daß er ſich von dem dummen Künſtlerehrgeiz ſo hat hetzen laſſen. Gebe Gott, daß er jetzt mit den Engelein muſizieren kann im hohen Himmel oben!

Am 5. Juni.

Als ich heute das erſte Mal aufwache, dämmert es im Zimmer. Sollte es ſchon tagen? — Mit dieſem Gedanken bin ich wieder eingeſchlafen. Am Morgen, wie der Rupert mir die Stiefel bringt, iſt ſeine Frage, ob ich ſchon zum Fenſter hinausgeſchaut hätte? Ich thue es und ſehe im Thale blaue Dunſtſtreifen, jenſeits am Fuße der Schattleiter ſteigt ein breiter Rauch auf. „Herr Pfarrer, der Zaunſtiegelhof iſt abgebrannt heut' bei der Nacht."

Nach der Meſſe bin ich hinübergegangen. Unterwegs höre ich der Leute Meinung über die Urſache des Brandes. Im Hofe iſt Silbergeld verſteckt geweſen, von dem der Beſitzer ſelber nichts gewußt hat. Und wenn Silbergeld neunundneunzig Jahre lang an einem Orte liegt, ſo hebt es zu brennen an. — Der alte Chriſtel humpelt auch des Weges und jedem nickt er zu: „Hat ihn doch der Himmelvater geſtraft, den Geizhals! Gehſt weg, Hundsvieh!" Denn ein kleiner Kläffer hatte ihm ins Beinkleid geſchnappt.

Auf der Wieſe ſtanden Rinder und Schafe umher im langen Futter. Aber ſie graſten nicht, ſie ſchauten mit gehobenen Köpfen herüber. Das Feuer iſt mit dem alten Hofe fertig, etliche Kohlenbrände rauchen in der weißen Aſche. Nur Herd und Ofen ſtehen noch faſt unverſehrt, man könnte darauf gleich wieder kochen und backen. Wie klein iſt ſo ein Fleck, worauf ein Haus geſtanden! wie klein, wenn die Wände gefallen und das Räumlein aufgeht in den freien Weiten! Auf dieſem Viereclein, das jetzt nur noch von kohlenden Holzbränden eingerahmt wird, ſollen all' die Geräte geſtanden, die Menſchen hin- und hergegangen ſein und Platz gehabt haben für ihr häusliches Walten! — Auf dem Anger liegen einige Küchengeräte und Waſſereimer herum. Am Brunnentroge wäſcht ſich das Weib, die Zaunſtiegelhoferin. Sie iſt im Untergewande. Nachdem ſie ſich mit demſelben raſch die Hände getrocknet, kommt ſie auf mich zu: „Herr Pfarrer, das iſt eine ſaubere Wirtſchaft bei uns! Gar nichts haben wir mögen ausbringen. Wie wir munter werden — über und über alles im Feuer. Kaum das Vieh aus dem Stall! Die Ferkeln ſind hin! Alles verbrunnen! Meine Leinwand, mein Kübel Schmalz, die Truhen voll Haar (Flachs), alles verbrunnen!"

„Wo ſind Euere Kinder, Bäuerin?"

„Die hat der Schmied fort."

Dieſer kam ſchon wieder vom Dorfe her: „Nachbarin, ſie ſind gut aufgehoben. Da ſchickt dir meine Alte Gewand, leg's an. — Ja, Herr Pfarrer, jetzt giebt's wieder einmal zu thun."

Der Zaunſtiegelhofer hatte oben bei der Brandſtätte des Stalles mit einer langen Stange in den Aſchen umhergewühlt, jetzt ging er langſam herab. Er war ohne

Rock, ohne Hut, ohne Schuh, war berußt am ganzen Leib. Als er gegen den Schmied kam, faltete er die Hände: „Verlaßt's mich nicht, meine lieben Nachbarn!“

„Weißt ja, wie's der Brauch iſt im Torwald,“ antwortete der Schmied ernſthaft.

„Daß ich dazumal, vor zwei Jahren, bei der Wahl — weißt eh, Schmied — wirſt es eh wiſſen — daß ich ſo gegen dich hab' geredet . . .“

„Das iſt ſoweit recht geweſen,“ ſagte der Schmied. „Bei ſo einer Gelegenheit muß alles beredet werden. Im Hungerjahr biſt ja doch für uns geweſen, wenn auch nicht gern, ſo werden jetzt wir für dich ſein. Mit Gottes Hilf wohnſt aufs Jahr in deinem neuen Haus. Jetzt nimm dein Weib und gehet eine warme Suppe eſſen, ihr wohnet beim Fock.“

Nachher, als wir, der Schmied und ich, herübergegangen ſind, hab' ich ihm's ſagen müſſen, wie das brav iſt, daß er dem Zaunſtiegel nichts nachträgt.

„Hau!“ lacht er auf, „wem's der Herrgott ſo unter die Naſen reibt, wie dem Zaunſtiegel! Da wäre wohl jedes harte Wort eine Sünde. Ich habe gutes Bauholz und will ihm auch die Eiſenſachen liefern. Der Sagmeiſter giebt die Bretter, der Zimmermann wird von der Gemeinde bezahlt, und die ſonſtigen Arbeitsleute werden von den Nachbarn geſchickt. Werden ihn bald wieder auf den Füßen haben, das macht mir keine Sorge. — — Wenn ich keine andere Sorge hätt', Herr Pfarrer . . .“

Bin ich ſtehen geblieben und habe ihn angeſchaut.

„Wollt Euch einmal um Rat gebeten haben, Herr,“ ſagt der Schmied. Ich habe ihm zureden müſſen, bis er herausrückt. Seines Buben wegen iſt es.

„Was ist's denn mit dem Rolfel, Schmied? Er ist schon lange nicht mehr bei mir gewesen."

„Bei mir auch nicht," antwortet er kurz. Nachher hat er mir's erzählt. Der Rolf ist schon seit längerer Zeit im Dreibrunnwald oben bei den Holzhauern. Und warum? Weil er das nächste Mal zur Soldatenstellung soll, und weil er nicht will. Zweimal habe der Vater schon hinaufgeschickt, der Junge habe zurücksagen lassen: Machet was ihr wollt, zu einem Soldaten laß ich mich nicht brauchen. „Es ist ein dummes Reden," fährt der Schmied fort, „ob er will oder nicht, da wird er wohl kaum gefragt werden, aber der Trutz! Der Trutz bei dem Buben jetzt auf einmal! Wo er sonst ein folgsames Kind ist. Daß er nicht von heim fort will, das glaube ich. Macht auch mir keine Freud', wenn er zum Militär soll. Wenn er mir aber eine Letfeigen thät sein, Herr Pfarrer! Ich wollt's nicht erleben! — Am siebenten ist die Stellung, die übrigen Burschen sind alle zum Hernehmen, ihrer eilf haben wir heuer. Und der meinige richtet sich sauber zu einem Ausreißer zusammen. Ein Elend. Mit Gewalt, hat er mir sagen lassen, sollten sie ihn holen, dann ginge er mit. Sonst nicht. Er soll sich nicht spaßen! Um so einen sind sie schneller da, als wenn ein Dieb einzufangen ist! Jetzt, was heb' ich an?"

Mich wundert's. Sonst ein Mann wie von Eisen, regiert die ganze Gemeinde, und weiß mit seinem sanften Bübel nichts anzufangen.

„Ihr kennt ihn nicht, Herr, Ihr kennt ihn nicht!" ruft er aus. — Nun freilich, es wäre ja möglich, daß er der Sohn seines Vaters ist. Dann hat er freilich seinen Kopf für sich. — Ich werde zu ihm hinaufgehen.

Und noch an dieſem Tage ſind wir oben geweſen. Über Steinhalden, durch ſteilen Wald, über Geſchläge drei ſtarke Stunden. Der Wald gehört dem Stifte, das viel Holz ſchlagen laſſen will, wir haben im Thal ja bald die neue Straße. Die Holzknechthütte iſt kaum zu finden, ſo ſteckt ſie, von Büſchen und Bäumen verhüllt, in einer Engſchlucht. Der Schmied hat mich begleitet, iſt aber draußen unter einem Lärchbaum ſitzen geblieben. Ich gehe in die Hütte; anfangs ſehe ich nichts als Dunkelheit, bald ſehe ich, daß ſie recht gut eingerichtet ſind. Ein großer Kochraum und zwei Stuben. Die Holzknechte ſind alle ins Thal gegangen, weil Feierabend iſt, der Rolf allein iſt da. Seit ich ihn bei der Faſtenbeichte zum letzten Mal geſehen habe, iſt er größer geworden; kriegt ſchon einen leichten Backenbart, einen goldbraunen — gar kein übler Junge. Iſt eben daran, ſein Raſiermeſſer am ledernen Hoſenträger zu wetzen, um ſich das junge Haar wegzuſchneiden — als wollt' er doch auch in der Wildnis ſeinen Sonntag heiligen. Und dieſer ſittige Menſch will ein Soldatenflüchtling werden?

Dann hat aber eine gar abſonderliche Unterredung zwiſchen uns ſtattgefunden. Auf ſo etwas ſollte man ſich vorbereiten können.

Zuerſt wundert er ſich über mein Erſcheinen in der Waldhütte. So ſchlechte Wege den Berg herauf!

„Ja, mein lieber Rolfel," ſage ich, „für nichts und wieder nichts ſteigt einer nicht ſo herum. Um dich bin ich da. Deine Kameraden warten auf dich, morgen mittags müßt ihr fort, daß ihr am Montag rechtzeitig in Altſtadt ſeid."

„In Altſtadt? Dort habe ich nichts zu thun." Trotzig ſagt er's und ſein Auge zuckt.

„Du? Iſt das dein Ernſt? Und ſoll der Sohn des Dorfrichters, des braven Kimpelſchmieds Sohn, ein Soldatenflüchtling werden?“

„Kann ſchon ſein.“

„Geht nicht jeder? Fehlt dem Soldaten etwas heutzutage? Er iſt ein Herr gegen den von ehemals.“

„Ich will kein Herr ſein. Es iſt nicht deswegen. Ich bleibe lieber heroben bei der Sonne.“

„Rolf, du lieſeſt ſo gerne in guten Büchern. Iſt dir darin nie ein Gebot aufgefallen, daß man der Obrigkeit gehorchen müſſe?“

„Ich will arbeiten und redlich ſein und niemandem Unrecht thun. Dieſes Geſetz erfülle ich, und damit ſoll die Obrigkeit zufrieden ſein.“

„Wenn du nur ſolche Gebote erfülleſt, die dir ſelber gefallen, ſo gehorcheſt du nicht der Obrigkeit, ſondern dir ſelber.“

„Iſt auch wahr,“ ſagt der Burſche. „Ich bin ein junger Menſch und mag mit meinem Pfarrer nicht ſtreiten. Aber hinab gehe ich nicht.“

Ich überlege, was da zu ſprechen wäre und ſage endlich: „Streiten braucht's nicht, Rolf, aber den Grund deiner Widerſpenſtigkeit will ich doch wiſſen. Von dieſer Seite kenne ich dich nicht, Rolf!“

Nun legt er ſein Raſiermeſſer auf das Fenſterbrett, ſteht auf und ſpricht: „Wenn es der hohen Obrigkeit einfällt, mir zu befehlen, daß ich meinen Bruder totſchlagen ſoll! Wie es im Preußenkriege hundertmal vorgekommen iſt —?“

„Was geht dich der Preußenkrieg an! Wir haben unſer Land vor dem Feinde zu ſchützen, und wer für ſich

und ſeine Sach' Schutz und Ordnung vom Staate braucht, der muß dem Staat auch was dafür leiſten."

„Herr Pfarrer!" drauf der Burſche, „Ihr wiſſet es ſo gut oder beſſer als ich, daß wir Torwalder unſer Schutz ſelber geweſen ſind ſeit Menſchengedenken, und daß wir unſere Ordnung ſelber machen. Wenn die Gemeinde ruft, oder die Pfarre, dann werde ich nicht der letzte ſein, der kommt."

„Haſt es bewieſen, Rolf. Wird aber bald anders werden. Wenn die Luft vom Vorland hereinſtreicht, ſo kann man's hören, wie das Pulver kracht draußen in den Bärenſchluchten. Iſt erſt die Straße fertig, dann ſind wir ſchon feſter an den Staat gegliedert, und für die Pflichten werden wir auch unſere Rechte haben."

Darauf ſpringt er über: „Mein Vater hält ſich feſt, nicht wahr? Und giebt doch zu viel nach. Die neue Straße hätten wir nie erlauben ſollen, die bringt nichts gutes. Früher haben wir bei der Wurmlucken jeden Feind aufhalten können — ohne Handſtreich. Wie wird's künftig ſein? Auf goldenen Rädern wird er hereinfahren, wie es in einer alten Schrift ſteht."

„Und ſo, Rolf, ſo ſpricht ein junger Mann, der in die weite Welt ſoll und mitthaten an der großen Menſchenarbeit, die uns alle angeht!"

„Ja, Herr Pfarrer, Feldwebel werden, nachher, wenn's gut geht, Hausmeiſter in einer Stadt, oder Werksknecht, nachher Bettelmann, der aber nicht betteln darf, der in einer großen Totenfabrik verſterben muß, oder im Straßengraben."

„Menſch, wie kommſt du auf ſolche Vorſtellungen in deinem finſteren Walde?"

„Man ſieht's ja. Wie geht's dem Perner-Sepp und dem Rambacher Johann, die ſeit ihrem Soldatenleben nicht mehr heimgegangen ſind? Haben eh gerade vor einer Woche verſcheiden geläutet für den Johann auf unſerem Kirchturm, dieweilen er zu Wien ins Maſſengrab geworfen worden iſt. Der Stegleger Ferdinand hat mir's geſchrieben. Die Leute gehen draußen zu Grunde und ihre Wirtſchaften herinnen."

„Darum alſo willſt du nicht zur Stellung, Rolf!"

Sagt nun der Burſche: „Von der Hauptſache ſind wir abgekommen. — Ich hab's noch keinem geſagt, warum ich nicht Soldat werden mag. Euch ſage ich es; wenn mich einer verſteht, ſo wird's mein Pfarrer ſein. In der Schrift ſteht's, daß alle Menſchen Brüder ſind. Ihr habt es auch ſchon oft geſagt. Jetzt frage ich, Herr Pfarrer: Wie kann man Menſchen töten? Nicht einmal am Feinde ſoll ich Rache nehmen. Und erſt Unſchuldige, Unbekannte, die mir nie was angethan haben!"

„Mein lieber Rolf, im Leben geht's halt nicht allemal ſo, wie es in der Schrift ſteht. Mußt nicht vergeſſen, daß Chriſtus auch das Schwert gepredigt hat. Wie du denkſt, das heißt das Schwert an der Schneide anfaſſen."

„Schon recht, dann hat man ein Kreuz in der Hand."

„Wenn du dich vor dem Feinde nicht wehrſt, ſo tötet er dich."

„Soll er's! Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun."

„Rolf! Vor einiger Zeit habe ich dir die Geſchichte Karls des Großen gegeben. Haſt du ſie geleſen?"

„Der iſt kein rechter Chriſt geweſen. Hat das Chriſtentum mit Feuer und Schwert eingeführt."

„Und iſt doch heilig geſprochen worden!"

„Das hätte ich nicht gethan," antwortet der Rolf. „Mit schlechtem kann man nichts gutes machen. Ihr sagt es ja selber, Herr, und Euere Bücher sagen es, und jetzt seid Ihr heraufgekommen, und ich soll hinab zum Leuterschießen."

Also hat er geredet, und ich habe nicht gewußt, wie mir geschieht. Voller Unmut bin ich gewesen. „Rolf!" sage ich, „was kann ich, was kann deine Familie für die weltlichen Einrichtungen! Und du willst es uns erleben lassen, daß Gendarmen dich wie einen Verbrecher hinausführen?"

Jetzt wird er stutzig. „Wenn sie das thun, so thun sie Unrecht, weil ich ein freier Mensch bin!" ruft er laut aus. „Ich will meinen Leuten keine Schande machen, und ich will nicht Ursache sein, daß ein Unrecht geschieht. Ja, Herr Pfarrer, ich gehe. Ich werde willig gehen. Ich werde Soldat sein, ich werde das Gewehr tragen, ich werde laden und werde zielen gegen die Menschen. Aber losdrücken werde ich nie — nie!"

„Das wird sich schon geben, mein Sohn, packe dich nur auf und gehe mit."

Gestern sind sie unter Sang und Jauchzen fortgezogen, mit Bändern geschmückt wie zur Hochzeit. Auch zur Walstatt werden sie so gehen, es ist wunderbar genug. Junge Leute ziehen mit der gleichen Lust zum Sterben wie zum Traualtar, es ist wunderbar genug! — Heute am 7. Juni, während ich das Erlebnis zu Ende schreibe, wird über das Los unserer Burschen entschieden.

Am 9. Juni.

Sechs Rekruten ſind heimgekehrt. Fünf ſind geblieben. Unter letzteren der Rudolf Eſchgartner. Ein Mönchsthaler Burſche, der nicht mehr an die Reihe gekommen, ſoll ſich für ihn angetragen haben. Der Rolf hätte ihn abgelehnt mit den Worten: „O nein, mein Lieber! Du thäteſt losdrücken!“

Die Offiziere ſollen an dem kräftigen Jungen ihre helle Freude gehabt haben. Der Schmied erträgt's trotzig. Und ich frage: Wie wird's bei dem nächſten Kriege ſein, wenn der Soldat nicht losdrücken will . . .?

Da predigen wir immer Chriſtentum, Chriſtentum! Und wenn darauf hin wirklich einmal einer Chriſt wird, iſt der Staatsverbrecher fertig.

Am 30. Juni.

In unſerem Gaue giebt's keinen Richter und keinen Rechtsanwalt, ſo müſſen ſich die Leute, wenn ſie ſtreiten, allemal wieder ſelber ausſöhnen. Das iſt langweilig und geht ohne Knall ab, ſo ziehen es die meiſten vor, ſich lieber gar nicht zu entzweien.

In anderen Gegenden herrſcht die Gepflogenheit, daß zwei Feinde ſich ſo lange gegenſeitig ſchlagen, bis ſie Freunde werden. Hier im Torwald will dieſes Mittel nicht wirken; je heftiger und länger ſich ein paar prügeln, deſto feindſeliger werden ſie gegeneinander; außer es wird einer totgeſchlagen, in welchem Falle dieſer die Feindſeligkeiten einſtellt.

Anfangs habe ich mich in Rechtshändel eingemiſcht,

in der Absicht, milden Ausgleich zu erzielen. Hat nicht getaugt, sind nur noch trotziger geworden.

Wirksam ist der Schmied. Er geht manchmal zu den Streitenden, löst den Knoten aber nicht, sondern zerhaut ihn. Das thut allemal beiden Teilen weh, sie fürchten es und ersticken den Handel lieber insgeheim.

Vor etlichen Wochen hat der Schmied ein gar drakonisches Urteil gefällt. Kommen von den Schattleiten zwei Bauern herab. Der Sohn des einen hat an der Tochterkammer des anderen zu nachtschlafender Stund' das Fenster zerbrochen. Der Beschädigte verlangt Ersatz. Der Schmied sagt: „Manner, da giebt's keinen Ersatz. Der Bursch', der das Fensterglas zerbrochen hat, muß das Mädel heiraten!"

Seit die Fensterscheiben so teuer geworden sind, will das Fensterln schier ein wenig außer Gebrauch kommen. Der Pfarrer mit seiner Hölle, deucht mich, wirkt manchmal nicht so klapp, wie der Richter mit der Heirat.

Am 16. August.

Oft ist mir der Gottesdienst in der Kirche ein Herzensbedürfnis, oft auch fühle ich ihn wie eine Pflicht. Es giebt halt Tage, wo den Priester am Altare das Heu auf der Wiese oder eine neugekaufte Kuh mehr beschäftigt, als das heilige Geheimnis. Die gewohnheitsmäßigen Beter wirken auch lähmend, und darauf kann ich den ganzen übrigen Tag oft eine gewisse Verstimmung nicht von der Seele bringen. Leute giebt es, die das Messehören für ein tägliches Geschäft halten, wie etwa das Ankleiden oder das Kochen, oder die nur darum in die Kirche kommen, weil

ſie dem Pfarrer damit einen Gefallen zu erweiſen glauben. Und ſo kommt manchmal der Gedanke, ob es wohl gut iſt, das heilige Opfer täglich zu verrichten, ob es nicht beſſer wäre, nur zu gewiſſen Feſten oder bei beſonderen Anliegen die göttliche Handlung zu vollziehen.

In den erſten Jahren meiner Seelſorge hier iſt Sonntags während des Hochamtes in unſerer Kirche allemal ein alter Mann umhergegangen, der hat am langen Stabe ein Holztrühlein gehabt, und das hat er den Leuten links und rechts in den Bänken unter die Naſe gehalten und dabei in halblautem Murmeln ſeine Bemerkungen gethan, z. B. „Nau, Ulrich, heut' thut's ein ſchlechter Kreuzer nit, heut' ſchwitz' einen Groſchen, haſt geſtern den Fock beim Kuhhandel angeſchmiert! Vergelt's Gott!" — Oder er tupfte mit dem Trühlein an die Hutkrempe eines alten Weibes: „Du, Berghoferin, deinen Hut nimm ab! Oder glaubſt, du biſt des Herrgotts Baſe, weil du den Hut nit willſt abnehmen in der Kirchen! Was doch die Weiber ſo hoffärtig mögen ſein! Da, wirf ein Gröſchel hinein, nachher bin ich wieder gut. Vergelt's Gott!" Wo einer in ſeiner Bank ſchlief, da raſſelte der Abſammler mit dem Trühlein und ſagte: „Wo biſt denn umhergeſchloffen heut' bei der Nacht, daß du nit ausgeſchlafen haſt? Loter, du magſt heut' ſchon was ſilbernes büßen. Vergelt's Gott!"

Den humoriſtiſchen Mann habe ich damals abgeſchafft und ſtatt des Sammeltrühleins einen Opferſtock aufrichten laſſen an der Kirchthür. Aber ſiehe, der Opferſtock hat das ganze Jahr nicht ſo viel getragen, als das Trühlein

an einem Sonntage. Wir konnten die Kerzen nicht mehr anſchaffen und den Weihrauch für den Gottesdienſt. Heute raſſelt während des Amtes das Sammeltrühlein wieder umher, nur habe ich den ſtummen Bernhard dazu angeſtellt; der kann wohl mit ſeinen gutmütigen Augen recht eindringlich betteln, doch vor öffentlichen Sittenſchilderungen ſind bei ihm die Leute ſicher.

Am 28. Auguſt.

Vor dem Gottesdienſte pflege ich nicht durch die Sakriſtei in die Kirche zu gehen, ſondern durch das rückwärtige Thor und zwiſchen den Bankreihen entlang dem Hochaltare zu. Den Leuten, beſonders im rückwärtigen Teile der Kirche, ſchadet der wachende Blick nicht, und für mich habe ich dabei den Vorteil, den Altar auch wieder von jener Seite aus zu ſehen, für die er berechnet iſt. Das Volk hat einen ſchöneren Anblick vom Inneren des Gotteshauſes, als der Prieſter. So möchte ich manchmal von der hinterſten Kirchenbank aus meiner eigenen Meſſe beiwohnen oder der Predigt zuhören. Das letztere dürfte ſehr zu empfehlen ſein; ein Prieſter, der als Zweiter ſeine eigene Predigt hören könnte!

Heute morgens durch die Kirche ſchreitend, ſehe ich, wie in einer Bank mehrere Männer leiſe, aber lebhaft miteinander ſprechen. Das möchte ich ſchon wiſſen, was es hier Wichtiges zu verhandeln giebt! Es war der Mühe wert. Von Touriſten ſprachen ſie, die vor einigen Tagen ins Gebirge gegangen und ſeither nicht wieder geſehen worden ſind. Sieben junge Stadtleute, welche die Abſicht hatten, in die Laudamushöhle zu kriechen und darinnen Forſchungen anzuſtellen nach dem verborgenen Schatze.

Der Schmied, heißt es, habe ſchon Männer hinaufgeſchickt. Es iſt Regenwetter.

Wir müſſen alle hinauf. Vor der Höhle iſt ein Rucksack und ein Bergſtock gefunden worden, daneben Spuren, daß ſie hinein ſind. Eine gewiſſenloſe Waghalſigkeit! Ein Hirtner will ſie bei der Nacht mit Fackeln haben hineinkriechen geſehen durch den Bach. Seither iſt das Waſſer geſtiegen, es ſchießt und wirbelt nur ſo ins Loch und es will ſich ſchon ſtauen. Wenn ſie wirklich drinnen ſind, ſo genade ihnen Gott! Ein Holzknecht, der mehrere Teile der Höhle kennen will, ſagt zwar, es könne ihnen nicht viel geſchehen, wenn ſie trockene Stellen erreichen, ſo hätten ſie leidliche Wärme, hätten Waſſer. Rechte Pfründner müßten ſie ſein, wenn ſie ſich nicht zu helfen wüßten! — Dieſe Möglichkeit der Rettung verpflichtet uns noch mehr, zwingt uns geradezu, die denkbarſten Anſtrengungen zu machen. Ich habe gleich nach Unterſchuttbach und in die Schattleiten um Leute und Werkzeuge geſchickt. Ein Almer hat fragen laſſen, wer ihn verlöhnen wolle; dafür haben ihn die anderen ausgelacht, denen iſt Gott noch gut für ein Tagewerk. Wie gerne würden die Eingeſchloſſenen all' ihr Hab und Gut hergeben, wenn ſie glücklich wieder ans Tageslicht kämen! Vor der Hand wiſſen wir nicht einmal, wer ſie ſind. Beim Schuttbachwirt haben ſie ſich als Höhlenforſcher eingetragen. Feren ſind's! ſagte jemand. Ich laſſe das Wort nicht weiter, ſonſt geht mir keiner dran mit Gefahr ſeines Lebens. Lebendig begrabene Menſchen ſind's, mehr brauchen wir nicht zu wiſſen. Keinen Sonntag giebt's im Torwald, ehe ſie nicht heraußen ſind, ſo oder ſo.

Am 30. Auguſt.

Es iſt unmöglich, hinein-, noch unmöglicher, herauszukommen. Nebel und Regen, daß von allen Runſen die Bäche rinnen. Mit ſchrecklicher Gewalt ſchießt das Waſſer die Schlucht herab und in den Rachen. Es iſt eine faſt ſchwarze, muſchelförmige Rieſenniſche, die ſich drinnen verengt in zahlloſe Löcher und Schlurfe. Mehr als vierzig Menſchen arbeiten an der Abdämmung des Waſſers, an Sprengung der Felſen, an Wegſchaffung der angeſchwemmten Erdmaſſen und des Bruchholzes, das ſich in der Mündung verklemmt hat. Es mangelt an Arbeitern, an Pulver. Ein italieniſcher Teichgräber ſchwamm an ein Seil gebunden tief hinein, als man ihn zurückgezogen hatte, war er ohnmächtig.

Auf ein paar Tage ſollen ſie Nahrung mitgenommen haben. Das wundert mich, wenn ſie an Hochfluten gedacht hätten, da wären ſie doch gewiß gar nicht hineingekrochen. Ein Gerücht geht, im Rauhgraben habe es eine Flaſche aus dem Berge geſchwemmt mit einem Zettel: „Um den Willen Gottes, ihr lieben Leute, rettet uns! Wir ſind dem Tode nahe, Hunger, Waſſer, Kälte, Finſternis, Wahnſinn!“ Ein anderes Gerücht weiß, daß ſie ſich durch die Höhlungen des Gebirges fortgeholfen hätten und oben aus einer Eiskluft ans Tageslicht gekommen wären. Gleichzeitig heißt es, man habe aus dem Berge ſchrille Pfiffe und lautes Weinen gehört. — Ich fürchte, ſie ſind alle ſchon tot, vom Waſſer in die Abgründe geſchwemmt. Wäre es nicht das Beſſere? Können ſie nicht auch, in einem trockenen Raume eingeſchloſſen, verzweifeln in der ewigen, brauſenden Nacht? Vier Tage ſind eine Ewigkeit in der Höhle,

ohne Troſt, ohne Licht! Ohne Licht! wer das ausdenkt! — Der Schmied hat an einem Seile ein Fäßchen hineinrinnen laſſen mit Lebensmitteln und Kerzen. Das Seil iſt geriſſen, das Fäßchen wird in die Tiefen gefahren ſein.

Aus Wien iſt die Anfrage gekommen wegen ſieben Touriſten, die nach der Gegenden der Hohen Rauh ausgezogen und nicht nach Hauſe gekommen wären. Nach allen Seiten hin rufen wir um Hilfe, und von allen Seiten kommen die Leute mit Rat und That. Der Bezirkshauptmann von Schwarzau hat Soldaten und Pulver mitgebracht und arbeitet eigenhändig mit bei den Sprengungen. Alles glüht, um zu helfen. — So ſonderbar ums Herz, wie jetzt, iſt mir noch gar nie geweſen.

Am 31. Auguſt.

Die Sprengſchüſſe knallen Tag und Nacht. Die Männer vom Torwald arbeiten im Waſſer, in den Tiefungen wie die Helden. Während der Arbeit ſpürt keiner was von den Fluten, die ihnen oft bis an die Bruſt gehen, erſt wenn ſie raſten, klappern und beben ſie vor Froſt und Fieber. Ein fremdes Weib iſt da, das kauert an der Felswand und ſchreit in dieſelbe hinein: „Mein Mann! Mein lieber Mann, ſei getroſt, es kommt Hilfe!“ Aber die Waſſer brauſen und von den Eingeſchloſſenen kein Lebenszeichen und kein einziges. — O wüßten ſie, wenn ſie noch leben, was hier geſchieht, um ſie zu retten, und wie von allen Gegenden hier ſchon Leute beiſammen ſind mit allen möglichen Mitteln. Aber kein Trompetenſchall und kein Pulverdonnern dringt hinein durch die ungeheuern Wände und ſie wiſſen nichts. — Wenn wir nur

die letzte, traurige Gewißheit hätten, daß sie schon in Ewigkeit rasten!

Aufgeben dürfen wir sie nicht, sagt der Schmied. Das Wasser absperren, ein anderes Mittel giebt es nicht. Weiter oben kann ein schmaler Bergwall durchbrochen werden, dagegen aber wehrt sich der Hies im Grund, über dessen Wiesen das abgeleitete Wasser niederfahren würde, bis an sein Haus hinab. Ich mache ihm Vorstellungen, wenn es sich um Menschenleben handelt, kann von Wiesen und Hof keine Rede sein. Er aber hält den Kopf mit beiden Händen und schreit: „Wie komm' ich dazu, wegen der Dummheit fremder Leute mein Hab und Gut zu verlieren? Was haben sie denn zu suchen gehabt im Loch, die Thoren?" Andere stimmen ihm bei und gehen nicht dran, den Wall zu durchschlagen. Der Regen hat nachgelassen, im Hochgebirge liegt Neuschnee, aber das Wasser will nicht sinken. Der Teichgräber will sich mit Lebensmitteln in eine Kuhhaut einnähen lassen und es noch einmal versuchen, an einem starken Seile sich hineinschwemmen zu lassen. — Gendarmen sind da, die gestatten den Versuch nicht, sie sagen, besser sieben Tote, als acht. Sind sie denn aber tot? Wenn sie nur Licht hätten!

Am 1. September.

Seit fünf Nächten kein Auge mehr geschlossen. Die ganze Gegend ist in größter Aufregung. Sie wollten sich nicht kümmern um die Feren, sagen die Leute, und kümmern sich doch. Wer kann eine ruhige Minute haben, wenn er denkt: Sieben Menschen da oben lebendig begraben. Nahe bei uns, und doch unerreichbar. Du

Menſchheit, du mächtige! was haſt du nicht ſchon alles überwältigt auf dieſer Erde! Seen getrocknet, Meere verbunden, Berge durchgraben. Und dir ſollte es nicht möglich ſein, in dieſe Höhle zu dringen? Nein, wir dürfen nicht ausſetzen, wir dürfen nicht. Das ganze Land muß herbei mit allen Kräften. Mir ſchwant, es iſt noch nicht zu ſpät!

Man ſagt, bei Waſſer könne es der Menſch lange aushalten. — Nach Jahr und Tag werden wir ſie rufen und klagen hören da drinnen, wenn wir jetzt erlahmen, und das wird das böſe Gewiſſen ſein. Daß es gerade uns, den armen Torwaldleuten, aufgeſetzt ſein muß, das Unmögliche zu leiſten! Aber ſie warten auf uns, die armen, armen Menſchen in der Bergestiefe. Wenn ſie nur Licht hätten! Ich kann es nicht denken. Alles iſt nichts gegen die ewige Finſternis.

Keine günſtige Wendung will eintreten, und die Hoffnung ſchwindet doch nicht, ſie belebt ſich immer wieder. Gearbeitet wird ununterbrochen. Die Wirte ſchaffen Lebensmittel hinauf, und im Geſteine werden Trinkbuden errichtet, wie auf einem Jahrmarkte.

Geſtern ſind der Schmied und ich noch einmal beim Hies im Grund geweſen und haben ihm geſagt, er ſolle ſein Haus räumen, es könne Waſſer kommen, der Wall müſſe durchſtochen werden. Er ſchreit, das geſtatte er nimmer, das ſei ſein Eigentum. „Es wird dir alles vergütet!“ ſagt der Schmied. „Von wem?“ frägt er, „von den Stadtleuten?“ Er lacht brüllend auf und läuft davon.

Und heute bald nach Mitternacht iſt er hinaufgekommen in die Hochſchlucht, die von Männern, Fackelſchein und Waſſerrauſchen wild belebt iſt. Er könne dieſe Nacht

nicht länger mehr ertragen. Der Menſch iſt ſchreiend geworden in ihm. Laut verlangt er, ſie ſollten den Wall brechen, lieber alles verlieren, als ſein Lebtag den ſchreckbaren Vorwurf haben: Deinetwegen ſind ſie zu Grunde gegangen! — So arbeiten jetzt ſeit früheſtem Morgen achtzig Männer an der Durchſtechung des Bergwalls, in zwei Tagen, meinen ſie, könne es geſchehen ſein.

Die Begrabenen! Labe ſie mit deinem Troſte, barmherziger Heiland! Laſſe die Liebe und Opferwilligkeit ſo vieler Menſchen nicht zu Schanden werden!

Angehörige der Eingeſchloſſenen ſind angekommen, eine Mutter, ein Bruder, zwei Schweſtern, ärmere Leute, wie es ſcheint. Ihre Verzweiflung iſt grenzenlos. Wie ſie das wilde Loch ſehen, wird eine der Frauen ohnmächtig. Ich ſuche zu tröſten mit allem, was Erde und Himmel mir eingiebt, mit vielem, was ich ſelbſt nimmer für möglich halte. Die kranke Perſon laſſe ich hinabſchaffen in den Pfarrhof, und wie ſie ſieht, daß dort viele Betten aufgerichtet werden für die Geretteten, wird ſie voller Zuverſicht und weint vor Freude, daß es ein ſo glückliches Ende nimmt.

Wie werde ich dieſe Leute aufrecht halten, wenn es nicht gelingt?

Die Scharte am Wall, die das Waſſer ableiten ſoll, vergrößert ſich von Stunde zu Stunde, und die Hoffnung der Leute wächſt wunderbar.

Auf einem Felsrücken unweit der Höhle iſt ein großer Stoß von dürrem Gefällholz aufgeſchichtet worden. In dem Augenblick, als die Rettung vollzogen iſt, wird er angezündet, dem Torwaldthale zur Botſchaft. Auf dem Riedel wird auch ein Scheiterhaufen angezündet, damit es die von

Sankt Johann und Alpenzell wiſſen. Auf dem Kirchturm zu Sankt Maria wird die weiße Fahne ausgeſteckt, wenn ſie glücklich gerettet ſind, und die ſchwarze, wenn es anders iſt.

Nur ein Gedanke iſt im Lande weitum, nur ein Gefühl. Den Stolz, ein Menſch zu ſein, noch nie habe ich ihn ſo empfunden, als jetzt.

Am 3. September.

Einen Ruf will man gehört haben aus den Tiefen der Höhle. Das war ein neuer Kraftblitz in die Arme der Arbeiter. Man zählt die Zeit bis zum Gelingen nur noch nach Stunden. Alle Berghänge ringsum ſind beſetzt von Menſchen, die alles andere vergeſſend auf den Augenblick warten. Jetzt noch ſchießt das Waſſer brauſend in die dunkle Laudamushöhle hinein. Mein Gott, wenn ſie noch Te Deum laudamus ſingen könnten! — Der erſte, der hineindringt, ſagen die Leute, wird gute Nerven haben müſſen. Vielleicht findet er Wahnſinnige, die ſich gegenſeitig zerfleiſcht haben. Abgemagert zum Skelett werden ſie ſein, ſtumpfſinnige, ſtammelnde Greiſe mit ergrauten Haaren. Und wenn einer noch unter ihnen iſt, der ein Fünklein Seele bewahrt hat, mit welchen Gefühlen wird er ſein Auge aufſchlagen zum ewigen Lichte! Welchen Schrei unendlichen Dankes wird er zu Gott rufen und den Rettern um den Hals fallen! Verklärt zu einem Heiligen wird er geworden ſein in der neuntägigen Grabesnacht! Weinend wird er die Leute um Verzeihung bitten für den Leichtſinn, der ein ſolches Meer von Aufregung und Mitleid verurſacht hat. Alle kleinlichen Schrullen werden wie Schlacken von ihm gefallen ſein, ein reiner

Menſch, ein großer Menſch wird hervorgegangen ſein aus der Unterwelt, und als ſolcher noch wird er niederſinken aufs Knie und die Fäuſte an die Bruſt gepreßt ſtöhnen: Ich bin's nicht wert, ich bin's nicht wert, was für mich geſchehen iſt! —

Und mit welchem Jubel werden wir ſie auf den Händen tragen, die lieben Auferſtandenen! Wird uns eine ſolche Freude beſchert ſein?

Ich nehme die heiligen Sakramente mit hinauf.

Am 4. September.

Sie ſind gerettet! Sie leben! Alle ſieben, ſie ſind gerettet! — Großer Gott, wir loben dich! — —

Schon geſtern abends war das Werk vollbracht. Das Waſſer ſchoß in breiten Strömen über die Lehnen hinab gegen den Hof des Hies im Grunde, der bald krachend zuſammenbricht und verſchüttet iſt. Der Eingang in das Laudamusloch iſt frei, zehn oder zwölf Männer waten mit Lichtern, Seilen, Krampen und Beilen durch Schlamm und Wuſt hinein, und an der Mündung ſtehen andere mit Fackeln und allerlei Lebensmitteln in Bereitſchaft die ganze Nacht. An den rotbeleuchteten Hängen ringsum hört man laut beten. Ich ſelbſt habe die Litanei von den Heiligen Gottes vorgebetet.

Und gegen morgen, juſt als der Tag ein wenig zu grauen beginnt, ſind ſie erſchienen.

Im Fackelſchein blutrote Geſtalten, ſo ſind ſie, von den Rettern geführt, hervorgekommen und herangeſchwankt zwiſchen den triefenden Wänden.

Der Freudenlärm, der sich jetzt erhoben hat, ist wohl unbeschreiblich, die Leute umarmten einander und schluchzten laut. Nur die Geretteten schritten schweigsam dahin und schauten verwundert um sich, was denn die vielen Menschen da zu bedeuten hätten? — — So haben wir es uns nicht gedacht. Die Umarmungen und Küsse der Angehörigen lassen sie kalt über sich ergehen, einer macht sogar abwehrende Bewegungen, gleichsam: was soll denn das? Und ein anderer sagt: „Ihr seht es ja, wir haben nichts gefunden!" Voller Lehmkrusten sind ihre Kleider, sonst unterscheiden sie sich kaum von anderen. Von Jammergestalten keine Rede. Als man sie auf die bereiteten Tragbahren legen wollte, rief einer: „Sind wir denn Kinder, daß wir uns sollen tragen lassen?" — „Wir danken Euch, liebe Leute!" sprach einer der Geretteten zu den Umstehenden, „wir danken euch schön für euere Mühe. Mit der Zeit hätten wir uns wohl auch allein herausgearbeitet." An die Notwendigkeit, ihnen laue Milch einzuflößen, hatte man gedacht, sie zogen aber Wein und Branntwein vor. Ein paar junge Burschen, die man herausgeholt, stülpten ihre Hüte schief auf den Kopf und lachten einander zu: „Das war ein Abenteuer, was? Aber ein Ludersloch ist's!"

Was man sich nur da denken soll. Ich ging nahe den Geretteten einher über die Steine, und als das Meer des Morgenrotes leuchtete, und als dort hinter den fernen Gebirgen das glühende Rad der Sonne langsam und groß heraufstieg, da dachte ich, jetzt und jetzt wird einer auf's Knie niedersinken und ein Dankgebet zum Himmel thun. — 's ist keinem eingefallen. An dem weißen Rauch haben sie sich ergötzt, der vom angezündeten

Holzhaufen in dichten Wolken aufstieg, dann haben sie sich verneigt „für die Ehr' und Auszeichnung"!

Über mich ist ein großes Schamgefühl gekommen, ich weiß nicht, ob meiner Enttäuschung oder ob des Stumpfsinnes und der Dankloſigkeit dieſer Menſchen. Wenn es auch nur Leute geringen Standes ſind, ſo möchte man doch auch bei dieſen auf den Takt des Herzens nicht verzichten. Aber das iſt die Großſtadt. — Der Menſch kennt den Menſchen noch immer nicht, und wir haben erſt erfahren müſſen, daß auch aus der Laudamushöhle kein anderer herauskommt, als hineingekrochen iſt. — Als ſie dann eingeladen wurden, im Pfarrhofe auf den bereiteten Betten ſich auszuruhen, war ihre Antwort, ſie ließen ſchön danken, ſie blieben lieber beiſammen im Wirtshaus.

Dann habe ich mich abſeits geſchlichen und bin allein nach Sankt Maria gegangen. Hinter Oberſchuttbach in einer Scheune treffe ich die Familie des Hies im Grund; ſie klagen und weinen, ſie ſind heimatlos. Von ihrer ſtattlichen Behauſung rinnen die Trümmer heraus auf trübem Waſſer durch das Thal. Dieſe armen Leute habe ich nun mitgenommen in den Pfarrhof.

Am 6. September.

Wie eine unerlöſte Seele bin ich herumgeirrt einen ganzen Tag lang. Was ſind das für Leute! Was ſind das für Leute! — Daß ich doch ſo gar kein Menſchenkenner bin! Ich hätt's nicht gedacht. Geſtern abends beim Unterſchuttbachwirt habe ich ihren Erzählungen zugehört. Die große Gaſtſtube iſt voller Menſchen den

ganzen Tag, von weither kommen die Leute, um die Schickſale der Höhlenbären aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Mehrere der Geretteten wollten anfangs Eintrittsgeld nehmen, dagegen haben ſich doch die anderen ausgeſprochen unter der Begründung: es könnte ſich etwa nicht ſchicken. — Aber wenn man ihnen den Wein zahlt, den ſie bei ihren Darſtellungen trinken, ſo haben ſie nichts dagegen.

Einen der älteren, ein Kunſttiſchler ſoll es ſein, hörte ich das Folgende erzählen: „Wir unſer ſieben Kameraden haben uns verabredet, einmal, wenn arbeitslos oder Urlaub, zuſammen ins Gebirge zu gehen und in große Höhlen zu kriechen. So ſind wir jetzt herauf, und vom Schatz in der Laudamushöhle haben wir auch gehört. Den könnten wir brauchen. Nachdem wir am Donnerstag früh in die Höhle eingedrungen, haben wir angefangen, mit unſeren Fackeln dieſelbe nach allen Richtungen hin zu durchſuchen. Von einer Höhle kommt man in die andere, hin und her, auf und ab. Schneeweiße Steine hängen wie Zapfen herab. Aber gefunden haben wir nichts. Ich ſage, das nächſte Mal müſſen wir uns mehr links halten."

„Was habt ihr denn geſucht?" wird der Mann gefragt.

Darauf antwortet er nicht, ſondern fährt fort:

„Zuerſt ſind wir immer tiefer hinabgekommen in die Waſſertümpel. Kröten und anderes Getier, der Buchbinder hat Angſt gehabt vor den Drachen. Von fern her haben wir donnern gehört, dem ſind wir zugegangen. Die Höhle iſt groß geworden wie eine Kirche. Und ſind wir auf einmal vor einem Abgrund geſtanden, da iſt das Waſſer hinabgefahren wie in einen Trichter und ein Nebel iſt

aufgeſtiegen, und unſere Fackeln haben Regenbogenräder bekommen, wie Heiligenſchein. Wir reden zu einander und verſtehen uns nicht. Da haben wir uns angefangen zu fürchten und ſind umgekehrt. — Und am Nachmittag, wie wir hinauswollen, wo wir hereingekommen, iſt Waſſer da und allerlei Holzwerk hat den Ausgang verklemmt. So, ſchön! haben wir geſagt, jetzt heißt's warten, bis das Waſſer abläuft, gut, daß wir Sachen bei uns haben. Das habe ich alleweil geſagt, wer aufs Meer geht oder in Höhlen, der muß Sachen mitnehmen. An trockenen Stellen haben wir uns zuſammengeſetzt, Kerzen an die Wand geſteckt und gewartet. Das Waſſer ſteigt alleweil höher herauf, von oben tropft's herab, was Trinkwaſſer giebt. Die Lebensmittel haben wir in ſieben gleiche Teile geteilt, und ich habe geſagt: So und ſo viel darf jeder im Tag verzehren, aber nicht mehr, denn weil wir nicht wiſſen, wie lange es dauern kann. Mit den Kerzen haben wir auch geſpart und ſind viel im Finſtern geſeſſen. Die erſten Tage haben wir noch geſungen und Kurzweil getrieben. Nachher iſt uns das Kurzweiltreiben langweilig geworden. Sind ſtill geworden, haben nicht viel miteinander geredet. Der Buchbinder hat gezeichnet, ſpäter hat er das Zeichenheft zum Feuermachen hergeben müſſen. Brennholz hätten wir genug gehabt, lauter angeſchwemmtes, aber naß. Und Rauch, daß wir bald erſtickt wären. Haben das Feuermachen ſein gelaſſen, und wenn's kalt iſt worden, haben wir Holz geſpalten oder Steine hin und her gewälzt. Der Schirmmacher hat eine Uhr gehabt, haben gut auf die Zeit Acht gegeben. Um neun Uhr abends haben wir uns allemal zum Schlafen gelegt. Alle ſieben zuſammen in einen Plaid gewickelt, der hat dem Buchbinder gehört. Geſchlafen

wie die Ratten. Die Nacht vom Freitag auf Samstag iſt ſchrecklich geweſen, und das Waſſer iſt fort geſtiegen und geſtiegen. Einer hat immer Waſſerwacht halten müſſen. Alsdann am Sonntag iſt das Faß gekommen mit Schinken, Speck und Käſe — aber das Brot iſt nicht zu eſſen geweſen, ganz durchweicht. Wenn wir nicht juſt die verklemmten Balken wegräumen wollten vor dem Schlurf, hätten wir das Faß gar nicht bemerkt, iſt ganz verklemmt geweſen im Holzwerk. Sie ſuchen uns, wir gehen ihnen ſchon ab! haben wir geſagt. Nur Tabak, wenn wir noch hätten! — Alsdann haben wir auf einmal ſchießen gehört. Wird's Loch bald offen ſein, haben wir geſagt. Später hat das Schießen nachgelaſſen und lange nichts mehr, ſo daß wir gemeint haben, die Letfeigen hätten den Mut verloren. Dann iſt's ein biſſel langweilig worden. Wir ſind dageſeſſen, Spielkarten, wenn wir eingeſteckt hätten! Thut's lieber beten! ſagt der Schloſſer. Haben wir auch einmal gebetet, der Buchbinder hat das Vaterunſer gekonnt. Alsdann wieder nichts und manchmal wie betäubt. Der kleine Commis ganz verzagt: Kommen wir denn nimmer hinaus? Müſſen wir denn ſterben in dieſem Loch? — Wirſt gleich den Mund halten! ſag ich, Trübſal blaſen, das ginge uns noch ab! Er hat ſich an die Wand gelegt und nicht mehr gemuckſt. Endlich hat das Schießen wieder angefangen. Wir machen uns neuerdings an die Arbeit, aber die Verklemmung will nicht weichen, und das Waſſer, das Waſſer! So geht's wieder eine Weile fort, ſagt einmal der Schirmmacher: Heute iſt ſchon der achte Tag, wie viel haben wir noch Kerzen? — Ein einziges Stumpfel. — Zünden wir's an, damit ſie Licht ſehen, wenn ſie kommen. Auf einmal hören wir das Waſſer

nimmer, ſo daß ich ſchon denke, wir wären taub geworden. Da ſchreit wer vom Schlurf her: Seid ihr da? — Ja! rufen wir hell. — Wie geht's euch? — Hoi ho, uns geht's gut! — Aber gefreut hat's uns doch.“

So die Erzählung des Tiſchlers. Seine Genoſſen hatten ihn dabei mehrmals unterbrochen, jeder vertrat ſeine perſönliche Erfahrung und Anſicht, aber davon, wonach ich ausgehorcht, war kein Hauch zu vernehmen.

Wenn man's aber klipp und klar nimmt, es war ein tapferes Aufrechtbleiben. Heldenhaft, könnte man ſagen. Robinſon hat's auch nicht anders gemacht. Alles haben ſie für ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich gehalten — auch die Rettung. Iſt Pflicht der Mitmenſchen, für die man ſich nicht erſt viel zu bedanken braucht. — Zugegeben. Wenn ich nur in einem ihrer Augen etwas Naſſes geſehen hätte, nur in einem einzigen. — Um ſie iſt ſo viel geweint worden. Da gab's keinen Ständeunterſchied, alle Welt von ferne wie von nah vereinigte ſich in fieberhaftem Eifer zur Erlöſung der ſieben Perſonen. — Die Geretteten mögen nun ihres Weges ziehen, der Wert des Erfolges liegt in den Rettern. — Wie es auch ſei, ich danke dem Himmel für dieſes Ereignis, für dieſe elementare Offenbarung der Menſchenliebe. Es war ein heiliges Aufleuchten des ewigen Lichtes .....

Am 7. September.

Die Auferſtandenen ſind abgereiſt. Nur den kleinen Commis haben ſie zurückgelaſſen, er liegt beim Wirt im Bette und fiebert. Und endlich iſt es doch! Er hat mich bitten laſſen, zu ihm zu kommen, es iſt ganz erſchütternd

geweſen. An meine Bruſt hat er ſein Haupt gepreßt und hat ſich ausgeweint. Geſagt hat er nicht viel, nur immer geſchluchzt und mich feſt bei der Hand gehalten und ſie geküßt, gewiß an hundertmal. — — Gleichſam, als ob alle Todesangſt, aller heiße Dank von ſich und den anderen bisher gewaltſam zurückgehalten worden wäre, aus Trotz, aus Schamgefühl, aus irgend einem Grund, und jetzt auf einmal bricht's hervor. — Ich habe auch nichts anderes zu ſagen gewußt, als immer nur: „Gott ſegne dich, mein Sohn, Gott ſegne dich!"

So glückſelig iſt mir jetzt zu Mute, ſo unbeſchreiblich dankbar für ihre Dankbarkeit!

Am 8. September.

Heute beim Gottesdienſt iſt der kleine Commis in der Kirche geweſen, und die Regina ſagt, er hätte die Hände über der Bruſt gehalten und kein Auge abgewendet vom Altare. Am Nachmittage hat er ſich einem Hirtner angeſchloſſen und iſt noch einmal hinaufgeſtiegen zur Laudanushöhle. Geredet — ſagt der Hirtner — hätte er unterwegs kaum zehn Worte, aber oben hätte er lange ins Waſſer niedergeſchaut, das jetzt ſchon wieder in die Höhle ſchießt. Was er ſich gedacht haben wird? — Auf dem Rückwege kommt er an dem zerſtörten Anweſen des Hies im Grund vorbei. Der Hirtner erzählt ihm, warum das hat geſchehen müſſen, da ſoll der junge Herr ſein Taſchenbuch herausgezogen und was hineingeſchrieben haben.

Morgen will er zurück in ſeine große Stadt.

Zweites Buch.

Am 18. Juli 1881.

Das Wetter im Torwaldthale wird unruhig. Seit die neue Straße durch die Bärenſchluchten und die Schwarzklamm herauf fertig iſt, geht ein anderer Wind. Kein Menſch hätte es vor vier Jahren noch geglaubt, daß da, wo nicht einmal die Gemſe ihren Steig hat finden können zwiſchen den Wänden an der wilden Eiſing, jemals eine ſolche Herrenſtraße führen ſollte. Stellenweiſe braucht der Wanderer nicht einmal einen Schirm, wenn es regnet, ſo weit hängen die Felswände über, in die der Weg eingeſprengt worden iſt. Kommen nun vom Alpenzeller Bahnhofe her feine Rößlein angetrabt mit vornehmen Kutſchen und was hineingehört.

Im vorigen Sommer ſchon iſt jede auch nur halbwegs entbehrliche Kammer vermietet geweſen in unſeren drei Dörfern. Nur der Schmied hat keine entraten können, obſchon die des Rolf ſeit langem leer ſteht. „Er will in ſeinem Hauſe Herr ſein und nicht Fremdendiener.“ Ich dächte, ein bischen Wohnungszins könnte auch dem Schmied nicht ſchaden, mit dem Gewerbe geht's, ſo viel ich merke, nicht aufwärts. Das Eiſenzeug kommt fertig von draußen herein. Sogar die Holzknechte kaufen ihre Hacken und Sappeln beim Großkaufmann in Alpenzell. Man glaubt gar nicht, wie gerne die Leute kaufen, wenn ſie Geld

haben. Kaufen iſt leichter, als ſelbermachen. Die hereingekauften Eiſenhacken ſind gar glatt und glänzend, ſpringen aber lieber entzwei, als die vom Kimpelſchmied.

In dieſem gegenwärtigen Sommer haben die Fremden auch ſchon Beſitz genommen von den Berghäuſern drüben an den Schattleiten. Das ſtattlichſte Haus dort hat der Zaunſtiegel, dem es vor einigen Jahren abgebrannt iſt. Er hat's nicht nach dem alten Alpenhausſtil der Torwalder bauen laſſen; gemauerter Bau, weiße Tünche, mehr Fenſter als Wand, flaches Schindeldach mit drei hohen Schornſteinen, aus denen faſt zu jeder Tageszeit das Rauchwölklein ſteigt.

Beim Zaunſtiegelhofer wohnt jetzt auch eine vornehme Familie, gar aus Peſt her. Der Herr trägt einen kohlſchwarzen Vollbart und auf der ſchönen großen Naſe einen güldenen Zwicker. Trotzdem ſchon eine Glatze da iſt und ein rundliches Bäuchlein, macht er ſich noch faſt jugendlich, trägt ſtets ein modern geſchnittenes Stadtkleid, ſehr friſche Wäſche mit Goldknöpfen und iſt überaus artig mit ſeiner Frau, die auch ſehr elegant iſt, manchmal aber etwas ſchläfrig dreinſchaut. Dann ſind bisweilen erwachſene Söhne anweſend, reiſen aber allemal bald wieder fort. Ich merke mir dieſe Herrſchaften darum beſonders an, weil ſie die einzigen ſind, die beim Schmied und bei mir ihre Karten abgegeben haben. Iſidor Ritter von Yark. Weil die Leute den ganzen Namen nicht ausſprechen können, ſo nennen ſie ihn den Jagdritter (Yark-Ritter) oder kurzweg den Ritter. Dieſer Familie gefällt es ſo gut im Torwald, daß ſie ſich ein Sommerhaus bauen will. Mit dem Gral in Oberſchuttbach iſt der Ritter in Unterhandlung wegen des Baugrundes, aber die Alte ſagt:

„Vom Gralgrund keine Handvoll Erden, ſo lang ich noch leb'!“ Sie iſt jetzt alt hundert und vier Jahre, aber der Ritter ſcheint etwas ungeduldig zu ſein; einſtweilen kauft er im Gebirge Waldgrund zuſammen, für ſeinen Lieblingsſohn Hermann, der ein großer Jäger ſein ſoll. Dem Hies im Grund, der ſein Haus nicht wieder aufbauen kann, hat er auch die Gründe abgekauft. Vom Hies ſagen die Leute, jetzt ſei er der Hies ohne Grund. So hat der arme Menſch, der ſich für die Höhlenbären opfern mußte, zum Schaden auch noch den Spott.

Von allen Sommerfriſchlern ſind Herr und Frau von Yark die einzigen, die an Sonn- und Feiertagen regelmäßig in die Kirche kommen. Sie haben ſich die vorderſte Bank an der Weiberſeite gemietet und dafür auf ein Jahr den zehnfachen Preis des ſonſt üblichen Bankgroſchens gezahlt. Anfangs haben die Einheimiſchen ein wenig geſchmunzelt, als der dicke Herr mit dem Zwicker auf der Naſe ſo unter den Weibsleuten ſitzt. Die Geſchlechter ſind ſonſt in der Kirche ja geſondert, die Männer an der rechten, die Weiber an der linken Seite. Seit der Ritter aber die große Fahne — pure ſchwere Seiden — mit den Heiligen Rochus und Sebaſtian geſtiftet hat, genießt er auch in der Kirche großes Anſehen. Wir dürfen alle froh ſein, wenn unſer Gotteshaus einen großmögenden Gönner gefunden hat. Nur der Schmied mag ihn nicht und ſicherlich ſteckt er dahinter, wenn jetzt etliche alte Bauern Geld zuſammenſchießen für eine andere Kirchenfahne, damit man die vom „falſchen Rittersmann“, wie ſie ihn nennen, wieder hinauswerfen könne. Daß doch jedem guten Werke der Undank nachlaufen muß!

Der Touriſten ziehen ſo viele durch, daß ſchon drei

„geprüfte“ Bergführer sind; der Semerl ist der gesuchteste. Der Unterschuttbachwirt hat ein eigenes Touristenzimmer einrichten lassen, da giebt's Zeitungen, an den Wänden hängen Alpenbilder, Gebirgskarten, Führerlisten und sogar ein Ehrendiplom, das der Wirt vom Alpenverein erhalten hat, weil er so gute Herberge giebt und einen Fußsteig hat anlegen lassen über seine Alm auf den Dreispitz. Trotzdem ist davon die Rede, daß hinter Oberschuttbach am steilen Felsenufer der Eising ein Touristenhotel erbaut werden soll. Dieses Gebirge, sagen sie, sei ganz ungeheuer schön. Besonders, wenn man wieder fortgehen kann, sobald schlecht Wetter wird. Gestern sah ich eine Briefadresse aus Pest mit der Aufschrift: Torwald, Luftkurort! Das geht ja ganz erstaunlich vorwärts! Neu-Torwald soll die Kranken gesund machen! Der Schmied sagt, er sei schon zufrieden, wenn es die Gesunden nicht krank macht. — Luftkurort Torwald! Nicht übel.

Am 31. Juli.

Gestern, bei der Bestattung eines alten Kräutlers, der tot im Walde gefunden worden, hat sich auf dem Kirchhofe ein kleiner Zwischenfall ereignet. Nachdem ich am Grabe die üblichen fünf Vaterunser gesprochen hatte, sagt in der Menge jemand laut — und es ist der krumpe Christel: „Gott tröst' sein' arme Seel! Wer weiß, wie's ihr schon heiß wird sein, daß sie ohne Beicht und Kommunion hat fort müssen!“

„Schau du auf deine arme Seel', Betbruder verdächtiger!“ grollt der Meßner Karl und haut dem Alten das Rauchfaß ans Hinterteil, daß die Funken stieben.

Muß dem Karl darob eine Rüge erteilen. Wenn aber ich zur Zeit neben dem Christel gestanden wäre und hätte das Rauchfaß in der Hand gehabt — es könnte sich auch so etwas zugetragen haben.

Heute früh haben wir den reichen Stegleger aus Unterschuttbach begraben. Das ist ein etwas hoffärtiger Mann gewesen, Gott habe ihn selig, und hat der große Thalbauer auf die armen Berghüttler stark von — oben herabgeschaut. Und wird Folgendes erzählt: Setzt sich im Wirtshaus einmal der Kräutler Andresel zu seinem Tisch, da steht der Stegleger auf und sagt: „Ah na, mit so einem Schwarz-Knödel-Fresser mag ich nit beisammensitzen!"

Auf das soll der Kräutler geantwortet haben: „Wart' nur, Großkopfeter, du willst nit neben meiner sitzen, du wirst sogar noch neben meiner liegen, und wir werden hübsch miteinander Schwarz-Knödel essen."

Das war vor drei Monaten. Heute liegen sie knapp nebeneinander unter den schwarzen Schollen.

Am 3. August.

Schmieds Rolf ist heimgekommen auf Urlaub für unbestimmte Zeit. Am dritten Tage schon hat er seinen Buckelkorb und sein Holzschlägerwerkzeug genommen und ist in seine Wälder hinaufgegangen. Die Weibsleute sollen ihm nachgeguckt haben. Ich glaub's, der Soldat steht ihm gar nicht übel. Man sagt, er schaue sich nach keiner um. Wenn er nicht bei der Arbeit sei, liege er irgendwo in der Sonne. Das ist mir auch wieder nicht

ganz recht. Anfangs, wie er so plötzlich nach Hause gekommen ist, bin ich erschrocken. Es ist aber alles in Ordnung mit seinem Urlaubsschein.

Aus den Augen lassen darf man den Burschen nicht. Sein Vater? Der hat jetzt andere Sorgen.

Am Bartholomäustage.

Immer schon meine Bangigkeit, ich wußte nicht warum. Jetzt ist es da. — Die Messe war besonders gut besucht gewesen, aber vielleicht weniger des heiligen Apostels und Märtyrers Bartholomäus wegen, als eines anderen Anlasses halber, wie sich nach dem Gottesdienste bald gezeigt hat. Ich sitze noch beim Frühstück, als der Zimmermann Sepp ins Zimmer tritt: Der Herr Pfarrer möchte sogleich zum Neuwirt kommen, ließen die Bauern bitten. — Was es giebt, das habe ich bald gesehen.

Die Wirtsstube voller Leute. Der Schmied ist auch da, er sitzt heute bei einem Nebentisch. Die Leute reden nicht, murmeln manchmal nur so und bohren ihre Augen in die Tischplatten. Zumeist jüngere Hausbesitzer. Anfangs meine ich. es ginge mich an, aber es ging auf den Schmied. Es war zu sehen, wie der Zaunstiegelhofer den Krämer-Wastel mit dem Ellbogen stupfte: „Jetzt fang' an!"

Der Krämer, sonst ein kleines eingetrocknetes Männlein, macht sich groß auseinander, hüstelt sich aus und hebt an: „Warum wir heute da sind, werdet ihr wissen. Gutes und Ungutes. Für unser Thal will jetzt einmal eine bessere Zeit kommen, was hilft's, wenn wir sie doch nicht annehmen. Ja — wir möchten sie schon annehmen, ich und ihr und andere. Aber unser Dickkopfeter thut da-

gegen, was er kann, und daß wir in unserer Bettelhaftigkeit verbleiben sollen. Zum Glück kann er nicht alles, was er will, aber viel bringt er leider noch zu Schaden. Wie sie auf der Hohen Rauh das Fremdenhaus gebaut haben, ist er dagegen gewesen. Wie die neue Straße angelegt worden, ist er dagegen gewesen. Wie wir in den Landes-Fremden-Verkehrsverein eintreten sollen, ist er dagegen gewesen. Wie wir von Alpenzell herein die Postkutsche hätten kriegen sollen — er ist dagegen gewesen. Wie wir unseren Gemeindewald, wo eh kein Holz herabzubringen ist, zu gutem Geld hätten machen können — er ist dagegen gewesen. Wie wir das Fischwasser vorteilhaft an die Sommerfrischgesellschaft hätten verpachten mögen — er ist dagegen gewesen. Und so könnte ich noch eine ganze Litanei hersagen, wie er Schaden thut. Ich frage euch, Gemeindegenossen, heißt das mit so einem Vorstand nicht sich selber den Hals zubinden?"

„Ist so! Ist richtig wahr!" murmeln sie Beifall.

Der Krämer fährt fort: „Wie der Herr Ritter von Yark der Gemeinde den Griesriegel abkaufen will, ein schönes Geld hat er geboten für das Steinschüttel — das Gras, das drauf wachst, kauf ich nicht um dreißig Kreuzer, ein Herrenhaus stund lange gut auf dem Stein; — was ist's? Dagegen ist er und abwehren thut er, der Schmied! Daß ja kein Groschen hereinkommt zu uns armen Bauern, wo die Zeiten ohnehin schlechter werden von Jahr zu Jahr! Und so einer heißt Gemeindevorstand? Gemeinderückstand soll er heißen, oder Gemeinde-Unverstand, ist's nicht wahr? Mit dem kommen wir an den Bettelstab, während draußen in Schwarzau, in Haslau und überall die Geschäfte blühen und die Leute reich werden."

„Ganz recht hat er, der Waſtel!“ murmeln die Leute einander zu.

Der Krämer fährt fort: „Unſer Boden iſt mager, der Wind iſt kalt. Täglich die größte Mühſal, daß wir uns vor dem Bettelſtab ſchützen, ihr wiſſet es. Wenn der Schwache geſcheit iſt, ſo verbindet er ſich mit dem Starken, der Arme mit dem Reichen. Ihr glaubt es gar nicht, Leute, wie viel Geld es giebt auf der Welt. Geld regiert die Welt und nicht der Kimpelſchmied. Seine erſte und letzte Red' iſt allemal: Zuſammenhalten! Gut, wir werden jetzt einmal zuſammenhalten, aber gegen ihn. Unſer Verlangen iſt, der Simon Eſchgartner ſoll abdanken!“

Wie er desgleichen geſprochen hat, der zungenfertige Krämer, da iſt's einen Augenblick ſo ſtill, als ob ein Engel durchs Zimmer ginge. Und ich denke noch: was wird's für ein Engel ſein, und was wird jetzt geſchehen?

Steht langſam der Schmied auf. Etwas nach der Seite geneigt ſteht er da und ſagt ſo ruhig, als ob er einen Krug Moſt verlange: „Meine Zeit iſt noch nicht aus, und abdanken will ich derweilen nicht.“

„So!“ ſchreit jetzt der Zaunſtiegelhofer von ſeinem Tiſch herüber, „traurig für dich, Schmied, wenn du nicht ſo viel Ehr' im Leib' haſt.“

„Zaunſtiegel, du kannſt ſtill ſein!“ ruft der alte Ulrich, genannt der Bauer am Lindenbaum. Von der Ofenbank ruft er's her: „Beim dortigen Tiſch wird heut' alleweil vom Bettelſtab geſprochen. Ich ſehe in unſerer Gemeinde keinen Bettler, der arbeiten kann. Aber du, Zaunſtiegelhofer, du wäreſt einer, und ein richtiger mit Stecken und Speckſack, wenn dir der Schmied das abgebrannte Haus nicht hätt' aufbauen laſſen!“

„Das hat die Gemeinde gethan und nicht der Schmied!“ ſchreien mehrere Stimmen.

„Wenn wir dieſen Vorſtand nicht hätten, ſo hätt's die Gemeinde nicht gethan,“ ſagt der Ulrich, „und ich ſage das, ſo lang der Schmied ſteht, fällt von uns keiner.“

„Und darum,“ ſetzt der Schmied gelaſſen bei, „darum werde ich nicht abdanken. Jetzt nicht. Ein ſchlechter Hirt, der die Herde verläßt, wenn ringsum die Wölfe lauern.“

Jetzt erhebt ſich ein Hohngelächter und ein großes Geſchrei. Der Schmied wartet, bis ſie ausgeſchrien haben und fährt dann fort: „Der Krämer Waſtel hat geſagt, daß es draußen in Schwarzau und Haslau reiche Leute giebt. Das iſt richtig, nur ſind es keine Einheimiſchen, ſondern Fremde. Die Einheimiſchen ſind ganz verarmt, in Dienſtbarkeit gekommen oder ausgewandert. Die Fremden haben ſich feſtgeſetzt, holzen die Wälder ab, ſaugen den Boden aus, und wenn's nichts mehr zu holen giebt, werden ſie wieder davongehen. So geſchieht's nach kurzer Zeit auch im Torwald, wenn ich abdanke. Befehlen kann ich ja ohnehin nicht, meinem Rat iſt freiwillig gefolgt worden, wer dadurch zu Schaden gekommen iſt, der ſoll's mit ſich ſelber ausmachen. — Ich werde bleiben und unſer alteigenes Erdreich und unſere Selbſtändigkeit hüten ſo lange ich kann. Wenn die Jahre aus ſind, möget ihr wählen, bishin bin ich euer Vorſtand. Das iſt meine Antwort und jetzt gehet heim zur Arbeit!“

Da rücken ſich Stühle, daß es rollt in der Stube wie ein Donnern. „Von dir laſſen wir uns nichts mehr ſchaffen!“ rufen mehrere aus. Dann iſt's wieder ſtill. Ich ſehe, wie dem Schmied die Hand zuckt. Der Zaunſtiegel ſtichelt mit halblauter Stimme, weil das nicht kleckt, ver-

liert er auf einmal die Faſſung und ſchreit hin: „Der will Torwald zu einer Wildnis machen, damit er ſelber drin der Räuberhauptmann ſein kann!“

Jetzt ſehe ich, wie der Schmied die Fäuſte auf den Tiſch ſtemmt und ſeinen Kopf weit vorneigt. Der Zaunſtiegel ſoll ſtill ſein! winke ich, der aber gießt Wein in ſeine Gurgel, lacht auf und fährt fort: „Deswegen hat er ſeinen Buben ja ſchon in den Dreibrunnwald hinaufgeſchickt, daß er ſich vor dem Kaiſerrock flüchten ſoll und eine Bande einrichten!“

Kaum das geſagt iſt, wirft der Schmied den Tiſch um.

„Das iſt zu viel! Das iſt zu viel!“ ſtöhnt er und fährt wütend gegen den Zaunſtiegel los. Ich falle ihm in den Arm: „Hüte dich, Simon!“ Er vorwärts, da packen ſie ihn, ſchleudern ihn rücklings, er ſtürzt zu Boden, daß es grauſig kracht. Er ſpringt auf, taumelt umher, bricht wieder zuſammen — da ſind ſchon die Blutbäche über den Boden hin. — An die Tiſchkante hat er ſein Hinterhaupt geſchlagen..... Eine gräßliche Wunde. Tief ins Mark. — —

So hat's enden müſſen an dieſem Bartholomäustag!

Als er dagelegen iſt auf der Bank, ausgeſtreckt und regungslos wie ein Toter — nur leiſe geſtöhnt hat er — da iſt die Stube leer geworden. Wenige ſeiner Anhänger ſind Zeuge geweſen des Jammers, wie ſein Weib kommt, die ſonſt ſo ſanftmütige Schmiedin ...

Im vorigen Jahre hat ſich ein junger Arzt wollen niederlaſſen im Torwald. Der Schmied hat damals geſagt: Unſere Arzenei iſt Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Kräuterthee. Jetzt hat dieſe Arznei wenig mehr geholfen.

Der Doktor freilich auch nicht. Der kam ja um Mitternacht von Alpenzell herein. Gerade recht zum Ende.

Bei der letzten Ölung hat er mir noch die Hand gedrückt, mich angeschaut, aber nichts mehr sagen können.

Das ist eine Trauer. „Fahre hin, o Freund, in Frieden!" Dieses Lied haben sie am Grabe begonnen zu singen. Aber nicht beendet, 's hat ihnen die Stimme verschlagen. — Jetzt scheinen es wohl alle zu verstehen, was das bedeutet. Der Zaunstiegelhofer, der Krämer und andere halten sich im Hintergrund und manchmal hört man einen unsicheren Ausruf: „Daß er aber gar so unglücklich hat fallen müssen!"

Einer der betrübtesten und einer der ruhigsten bei dem Begräbnis ist der Rolf gewesen. Als sie den Sarg seines Vaters ins finstere Grab gesenkt, hat er nicht mit einem Blick hinabgeschaut. Sein Auge, groß und feucht, war gegen die sonnigen Bergspitzen gerichtet — so ist er bewegungslos dagestanden, als ob er allein wäre auf der Welt.

Etliche Vorladungen, Verhöre, Gutachten seines Todes wegen, weiter nichts. Ein Unglück. Ein Zufall. Und die Sonne geht auf und nieder wie immer.

Das Menschenleben ist ein Taumel und sonst nichts. Man taumelt so dahin, wacht halb, träumt halb — und versäumt alles. Daß die Freuden des eigenen Leibes versäumt werden, daran liegt nichts. Aber treue Menschen!

Man ſieht ſie alle Tage und erkennt ſie nicht, und wenn ſie fort ſind .... Der Kornſtock. Der Schmied. — Die Traurigkeit geht bis ins tiefe Herz, und mittlerweile verſäumt man auch diejenigen, die noch leben.

Ich bin voller Angſt. Der Anker iſt gebrochen, was wird jetzt werden? Wie ſoll ich ſchwacher Menſch das Schiff leiten? Auf den Gewäſſern wird es unruhiger von Tag zu Tag. Der ſtarre Wille iſt unterlegen. Thut's der milde Sinn? — Mein Kompaß ſoll die Liebe ſein.

Am 29. Auguſt.

Ein Unglück kommt nie allein. Noch zittern die Herzen des Schmiedes wegen, der unter dem Raſen liegt, und ſchon wieder neues Unheil. Und unerhörtes! — Geſtern ſchon habe ich's geleſen, aber nicht geglaubt. Heute iſt es amtlich da. — Der Peter Heiſſel hat auf offener Straße einen ungariſchen Schweinetreiber erſtochen. Er iſt eingeführt und bereits bei dem Vorverhöre des Raubmordes überwieſen worden. Er ſoll gar nicht viel geleugnet haben, hingegen geweint und gebeten, man möchte ihm nur diesmal noch verzeihen, er würde es gewiß nicht wieder thun. Für ſo grenzenlos verkommen hätte ich ihn doch nicht gehalten. Gar keine Ahnung zu haben von der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens.

Das Gericht will nun vom Pfarr- und Gemeindeamt die Urkunden über ihn haben. Etliche Leute hier ſind ganz vergnügt über den Fall. Nun ſind wir vor ihm ſicher, ſagen ſie. Welche Schmach er auf die arme Pfarr-

gemeinde wälzt! Auf dem Hochgericht hat bisher noch keiner geendet, der im Torwalde geboren war. Vielleicht doch, daß sie seiner großen Jugend wegen Abstand nehmen.

Seine Mutter! Ich habe ihr mitteilen lassen, daß er wieder etwas angestellt hat — etwas größeres als sonst. Sie muß vorbereitet werden.

Ende August.

Über den Ritter von Yark glaube ich kaum, daß der Schmied, wenn er noch lebte, große Klage zu führen hätte. Der Herr will sich hier zwar etwas breit niedersetzen, aber er kennt auch die Gemeindepflichten und ist überall voran, wo es sich um gemeinnützige Angelegenheiten handelt.

Und doch bringen ihm die Leute, mit wenigen Ausnahmen, ein merkwürdiges Mißtrauen entgegen; dann sind sie auch wieder zuschnappig, sobald er die Hand aufthut. Ich kenne mich nicht recht aus.

Noch weniger kenne ich mich aus bei der Gnädigen. Sie ist eine sehr sittenstrenge Dame. Zuwider sind ihr die nackenden Knie, mit denen bei uns im Gebirge die Männer umgehen. Auch gegen das Barfußgehen der Dirnen hat sie Bedenken. In ihrer Stadtwohnung, die unerhört prachtvoll wäre, soll die Dame nie in ihres Gemahls Zimmer gehen, weil er mancherlei so bedenkliche Sächelchen an Bildwerken hat. In unserer Kirche, am Altar der heiligen Anna, stehen zwei kerzentragende Engel, die kein Gewand haben. Und da ist bemerkt worden, daß die Frau bei der Messe niemals nach derselben Seite hinblicke. Am vorigen Sonntage, und das sah ich selbst, hat

ſie während des Gottesdienſtes plötzlich mit faſt heftigen Schritten die Kirche verlaſſen. In ihrer Nähe ſaß nämlich eine Bäuerin, die ihr junges Kind bei ſich hatte, weil ſie ſich mit demſelben an dieſem Tage verſegnen ließ. Das Kind fing während der Predigt an ſich zu melden, worauf die Mutter ihm ohne weiteres die Bruſt reichte. Und deswegen iſt die Dame fortgegangen. Die Leute ſollen darüber recht gelacht haben und ihre loſen Mäuler gewetzt an der dicken Stadtfrau mit dem „vielen Hinterwärts“, womit ſie den hohen Sattel ihres Kleides meinen.

Die Frau iſt nicht mehr ganz jung, ſoll aber ein großes Intereſſe für fremde Sprachen haben, ſo daß ſie ſich jetzt einen Sprachlehrer hält, einen armen Studenten, mit dem ſie engliſch lernt. — Die Leute munkeln. Ich glaube nicht alles. Vor einigen Tagen bin ich aber doch hart geweſen. Die Dame hat mir ihr Stammbuch geſchickt, wie ſolche jetzt wieder Mode ſind, und ich möchte freundlichſt ein Sprüchlein hineinſchreiben. Ich ſchreibe ins Stammbuch: „Prüderie iſt ein Zeichen von Verworfenheit.“ Mit einer ſolchen Kugel ſchießt man nur, wenn man einen ganz beſonderen Vogel auf der Mücke hat. Am nächſten Tage begegnet ſie mir auf der Straße und winkt mit ihrem Fächer aus dem Wagen: „Recht, recht großen Dank! Das war zu liebenswürdig, Herr Pfarrer! Und wie wahr, wie wahr! Nochmals tauſend Dank!“

Wenn zur ſich ſteigernden Rohheit unſeres Volkes auch noch die Heuchelei der eleganten Welt käme! Ich hoffe nur, dieſe beiden Tugenden vertragen ſich nicht miteinander.

September.

Auch der Glockenſtrick muß in die Chronik.

Als heute mittags auf dem Kirchturm Eilf geläutet wird, will die Glocke nicht aufhören. Sie glöckelt und ſchrillt und läutelt und kommt nicht zur Ruhe. Das nimmt mich Wunder, erſt ſtehe ich noch eine Weile am Fenſter, endlich nehme ich den Hut und gehe hinauf. Unterwegs begegnet mir des Wirts kleiner Johandl: „Herr Pfarrer, raufen thun's!" Oben vor der Kirchthür ſind Hunde, große und kleine, ich glaube vom ganzen Dorf beiſammen. Sie bellen und keifen, einer und der andere ſchießt knurrend ins Thor und wieder zurück. Unter dem Thor, am Glockenſtrick hängt der Karl, ganz bis zum Gewölb hat er ſich hinaufgeſponnen, und auf dem Pflaſter ſteht der krump Chriſtl und ſchlägt mit ſeiner Krücke an den Strick empor. Das eine mal ſchreit er gegen den jämmerlich die Beine an ſich ziehenden Karl hinauf: „Höllenbraten du! ich werd' dir helfen! Mir mit dem Rauchfaß ſo auf den Buckel, damals! Da haſt eins dafür!" Dann gegen die Hunde: „Kuſchen ſollt's, Beſtien!" Und fuchtelt und torkelt umher wie verrückt.

Mein Erſcheinen hat dem ſchrecklichen Religionskriege ein Ende gemacht. „Er hat's Kappel auf dem Kopf behalten in der Kirche beim Läuten!" klagt der Chriſtl. „Oh Tropf," ſage ich, „der Herrgott ſchaut ja nicht aufs Kappel, er ſchaut aufs Herz!" „Ja!" ſchreit der Chriſtl, „dem ſein Herz! Das hat freilich kein Kappel auf, das hat Hörner auf, dem ſein's! Wenn der noch lang Lichtel anzünden thut! Nit um einen Groſchen einen Glauben hat er, Hochwürden Herr!"

So ſchreit der Krumme noch lange herum, und der Rupert hat ihn heimjagen müſſen.

Im Herbſt.

Der Zaunſtiegelhofer hat's durchgeſetzt. Er iſt Gemeindevorſtand. Auch der hohe Rat iſt ein neuer, weil der alte ſofort nach dem Tode des Schmiedes abgedankt hat. Und jetzt geht's vorwärts. Die Gemeindewaldungen in den Schattleiten ſind ſofort größtenteils an den Ritter verkauft worden. So auch der Griesriegel, auf welchem dieſer Herr ſich ein Sommerhaus baut; es werden bereits die Grundfeſten gegraben. Das Fiſchwaſſer iſt an eine Geſellſchaft verpachtet. Seit zwei Wochen geht täglich ein Poſtwagen aus und ein zwiſchen Alpenzell und Sankt Maria. Die Leute ſchwimmen in Freude und Geld und preiſen die neue Gemeindevertretung. Überall werden Wege und Stege gebaut, man ſpricht auch von einer Badeanſtalt an der Eiſing, von einem Kurhaus, welches den Torwaldern von ihren Gönnern geſchenkt werden ſoll. Der Ritter hat mir die ſchmeichelhafte Äußerung gemacht, die Torwaldern wären ein ſehr aufgewecktes Volk, aus dem laſſe ſich etwas machen, und er freue ſich, zum Aufblühen ihrer wirtſchaftlichen Lage beitragen zu können. — Der Herr ſieht aber nur die wenigen, ſo vorne ſtehen. Die im Hintergrunde haben eine andere Meinung über den Herrn Iſidor Ritter von Yark und ſeinen wirtſchaftlichen Aufſchwung.

Urſprünglich ſoll er Iſak geheißen haben; bei der Taufe hätte er den Namen Iſidor gewählt, um auf Wäſche und Geräte das Monogramm nicht ändern zu müſſen.

Das Gerede wird wohl nur ein Spaß sein sollen — jetzt ist wieder eine Zeit für solche Sachen. Gegen wen sie's einmal haben, bei dem legen sie alles schlecht aus, und so sagen sie auch, zum Christentum wäre er übergetreten, damit er bei den Leuten in Handel und Wandel ein größeres Vertrauen und Ansehen hätte. Sein Kirchenbesuch ist auffallend fleißig; bei reichen Herrschaften ist man eine so bekenntnisfrohe Frömmigkeit gar nicht gewohnt. Sein ältester Sohn Hermann steigt viel im Gebirge um und hat nun auch die Gemsjagd an den Rauhwänden gepachtet. Er soll ein guter Geschäftsmann sein und ist der Liebling des Vaters. Mit dem zweiten Sohne, dem Josef, soll der Ritter nur geringe Freude haben. Das sei gar ein eigensinniges Bürschlein, welches wenig Arbeitslust und Geschäftssinn habe, seiner eigenen Wege gehe und sich bisher auch nicht habe convertieren lassen. Nur zu verwundern, daß der junge Herr Josef bei unserer Bevölkerung gerade deshalb eine gewisse Achtung besitzt. Dem ist sein Glauben lieber, als das Geld, sagen sie. — Herr Josef ist übrigens selten hier. Demnächst will er, heißt es, eine große Reise antreten. — Jung sein, ohne Sorgen sein, reisen! Wie gut es doch solche Leute haben!

„Herr Pfarrer," sagt heute der Karl zu mir, „bei unserem Krämer kaufe ich das Kirchenöl für die Ampel nicht mehr. Das kann ich nicht brauchen, es ist ganz ranzig."

„Willst du dir den Salat damit schmälzen?" antworte ich scherzhaft. „Zum Verbrennen wird's wohl gut sein."

„Es ist nicht gut, Herr Pfarrer, es will nicht brennen.

Es muß Sauſchmalz dabei ſein, oder was Teufel, es praſtelt an der Ampel wie der Speck im Krauthäfen. Das kann ich nicht brauchen. Das Lichtöl muß rein ſein.“

„Mein lieber Karl,“ ſage ich, „das beſte Öl fürs ewige Licht iſt der Glaube!“

Ein alter Amtsbruder hat mir einmal geſagt, in unſeren Kirchen würde zu viel vom Glauben geredet: Im Gebet: Ich glaube an Gott! In der Meſſe: Ich glaube an Gott! In der Predigt: Glaube an Gott! u. ſ. w. — Das ſei ein Zeichen der Unſicherheit. Wie wäre es nur möglich, daß man nicht an Gott glauben könne? Er iſt ja, wir ſehen, hören, ſpüren, fühlen ihn überall. Du darfſt auf ihn hoffen, du ſollſt ihn verehren, ihn lieben! Dieſe Mahnung gebührt uns. Aber du ſollſt an ihn glauben! Dieſes Wort hat den Zweifel gebracht.

Es mag richtig ſein. Darum wäre es am beſten, mit dem Karl nicht vom Glauben zu ſprechen. Glauben iſt Gnade Gottes, die läßt ſich nicht befehlen.

Am Sonntag nachmittags nach der Non pflege ich auf ein halbes Stündchen zum Neuwirt hinabzugehen, wo unſer dann etliche beiſammenſitzen und überaus kluge Geſpräche führen. Geſtern — es waren auch ein paar Fremde in der Geſellſchaft — kamen wir auf den Urſprung der Benennung Torwald zu ſprechen. Mehrere Weisheiten wurden ausgepackt. Der eine ſagte, weil die Gegend früher gleichſam nur durch ein Thor, die Wurmlucken, zugänglich geweſen ſei, deshalb heiße ſie Torwald. Ein anderer meinte, der

Name habe früher Dornwald geheißen wegen der vielen Hagedornbüſche, die da vorkämen. Ein dritter behauptete, das Thal habe vor Zeiten wegen ſeiner Torfmoore, die freilich längſt urbar gemacht wären, den Namen Torfwald getragen, das f ſei dann, wie es oft vorkomme, im Munde der Leute abhanden gekommen. Ein vierter war beſonders ſprachgelehrt und erklärte, des turmartigen Dreiſpitzes wegen habe man das Thal Torwald, ſo viel als Turmwald, geheißen. Und ein fünfter verſicherte, Torwald heiße es lediglich darum, weil jeder ein Thor ſei, der uralte, oft ganz zufällige Namen wiſſenſchaftlich erklären wolle. Solchen Witz darf ich doch necken mit meiner Anſicht, daß wohl der alte Germanengott Tor bei dieſer Ortsbenennung Gevatter geſtanden ſein möchte! Es giebt auch andere Reſte jener Religion, die noch heute lebendig ſind im Torwald. Und ich kenne Leute, die den heidniſchen Tor und Kompagnie wieder zurück haben möchten. Aber tote Götter werden ebenſowenig lebendig als geſtorbene Menſchen.

Anmerkung. Lieber wäre mir immerhin noch der Heide als der Atheiſt. Im Heidentume iſt fruchtbarer Humus, in Atheismus iſt alles dürr.

Anfangs Oktober.

In mir empören ſich gegeneinander zwei Seelen über das, was geſchehen iſt. Es iſt ein empörendes Unrecht, oder —? Oder nicht? — Wenn Volksſtimme Gottesſtimme wäre?!

Eine faſt unerhörte Volksſtimme hat geſprochen geſtern in der Nacht.

Schon vor einiger Zeit war an das Hausthor des

Zaunſtiegelhofes von unbekannten Händen ein Zettel angeſchlagen worden, auf welchem mit Kohle geſchrieben ſtand: „Bewohner dieſes Hauſes, ſeht euch für, Kaiſer Karls Strafgericht iſt vor der Thür!“ In dem Hauſe wohnt außer dem Beſitzer mit ſeinem Geſinde jetzt noch die Familie von Yark, bis deren eigenes Haus fertig ſein wird. Den Zettel haben ſie verſchwiegen, man hat erſt jetzt von ihm gehört.

Vorgeſtern geht der Zaunſtiegel, einen Sack Roggenmehl auf dem Rücken tragend, von ſeiner Mühle heim. Es iſt ſpät abends und der Mond ſcheint. Da hört er hinter ſich ein Raſſeln und Schrillen, wie mit Ketten und Kuhſchellen, ein Peitſchenknallen, ein ketzeriſches Pfeifen, Winſeln und Schreien. Der Bauer denkt an die wilde Jagd und will gegen die Fockenhäuſer fliehen, ſieht aber, wie von dieſer Seite dunkle Geſtalten gegen ihn heranhuſchen, den Weg abſchneiden, ſo daß er querfeldein laufen muß. Zu gleicher Zeit tauchen auch neben und vor ihm Männer auf, größtenteils, ſo viel er ſieht, in Bauerntracht, aber ſonſt ganz fremd, viele haben ſchwarze Geſichter wie Mohren, andere ſind mit Larven oder in Tierfelle vermummt. Etliche ſchauen wie Böcke aus, die auf den Hinterfüßen dahergehen. Mit Rechen, Heugabeln, Dreſchflegeln, Senſen und Klapperbrettern ſind ſie bewaffnet, andere haben Reitern (Getreideſiebe) in den Händen, oder Strohbüſchel, zauſen daraus Halme hervor und ſchleudern ſie dem Mann ins Geſicht, dabei ein ohrenzerreißendes Geheul. Der Zaunſtiegel denkt anfangs gewißlich, das iſt des Kimpelſchmieds wegen, er wirft das Bündel weg und läuft über Stock und Stein. Doch überall tauchen die unheimlichen Geſtalten auf, und er iſt eingeſchloſſen in einem großen

Halbkreis von Verfolgern, die ihn gegen ſein eigenes Gehöfte treiben. Weil auch herüben im Dorfe der Lärm gehört wird, und weil wir gewahren, daß das ganze Thal voll abenteuerlicher Geſtalten iſt, die geſpenſtiſch durcheinander huſchen und ſich dann gegen die ſchattſeitigen Häuſer hin zuſammenrotten, ſo will der Karl ſturmläuten. Da ſind die Glockenſtricke abgeſchnitten, aber am abgeſchnittenen Seilſtumpf iſt ein Beutlein mit zwei Silbermünzen angebunden. Als Vergütung, aber man kann damit nicht läuten. Doch verſammeln ſich bald mehrere Männer und wir eilen hinüber, um zu ſehen, was denn dieſer ungeheuerliche Aufruhr bedeute. Um den Zaunſtiegelhof wirbelt ein ganzer Hexenſabbath. Wir ſchätzen die fremden Geſtalten auf fünfhundert an Zahl, viele haben Schießgewehre bei ſich. Ich ſpreche ein paar an, erhalte keine Antwort. Etliche füllen Körbe mit Stalldünger, Zuber mit Jauche, tragen ſie an Leitern aufs Dach hinauf und entleeren ſie über das Haus. Andere reißen vom Dache Bretter los. Andere ſtecken Beſen aus Haferſtroh in die Fenſter. Der Zaunſtiegel hat ſich ſchon verkrochen in ſeinem Hauſe. Fackeln zucken hin und her, ein finſterer, baumſtarker Menſch tritt hervor, ſchlägt mit dem Hammer auf einen alten Keſſel und ruft laut den Iſidor Ritter von Yark. Er ruft ſo lange, bis der Genannte erſcheint auf dem Söller. Der Ritter will etwas reden, das Geraſſel, Gepfeife und Geklapper übertönt alles. Er will wieder zurück ins Haus, da iſt hinter ihm die Thür verſchloſſen, er iſt auf dem Söller ſchutzlos der unheimlichen Menge ausgeſetzt. Dieſe wird auf weitere Hammerſchläge hin ruhig und der Recke ſagt: „Richter der heiligen Vehme, tritt auf!“ Ein dunkles Weſen haſtet vor, man weiß nicht,

Mann oder Weib, und das beginnt mit einem ſchrillen, weithinſtechenden Stimmlein, gegen Herrn von Yark gewendet, alſo zu ſprechen:

„Falſcher Rittersmann, laß dir ſagen, der Hammer hat eilf geſchlagen! Kaiſer Karl von Untersberg iſt allhier mit Rieſen und Zwerg. Wir erſcheinen alle zum Haberfeld, auf heut' iſt das Gericht beſtellt. Wir grüßen dich mit Schand und Spott, du Hofabſtifter und Bauerntod! Wir wollen dir die Luſt vertreiben, noch lang in dieſem Thal zu verbleiben. Im Torwald iſt auch nicht Platz für deine Frau mit ihrem ſauberen Schatz. Iſt auch kein Platz für Kindel und Schwindel, macht euch fort, ihr fremdes Geſindel. Dieſe Gegend haben wir bebaut mit Fleiß und Schweiß und auf Gott vertraut. Machet euch fort bei guter Zeit, ſonſt geben wir euch ein anderes Geleit! Falſcher Rittersmann, laß dir ſagen, der Hammer wird bald zwölfe ſchlagen!"

Kaum das letzte Wort geſprochen iſt, erhebt ſich ein ſo hölliſcher Lärm, daß aus der Stallkammer die Hühner flattern quer über die Köpfe hin. Eine lange Stange iſt da, die nimmt jetzt der reckenhafte Mann, bricht ſie entzwei und wirft die Stücke gegen den Söller hin. Ein großes Tuch iſt vorhanden, das zerreißen ſie mit gierigen Armen und ſchleudern die Fetzen in den Wind. Dann klirrt der Hammer und die Rotten ziehen ab. In Wieſen und Wald ſind ſie zerſtoben. — Um den Zaunſtiegelhof iſt es ſtill. Die verſtörten Bewohner des Hauſes verſammeln ſich und fragen einander, was das zu bedeuten hätte? Ich meine, es war deutlich genug geſprochen worden. Der Zaunſtiegel wußte auch recht gut, daß es ein Haberfeldtreiben geweſen, wie ſolches in dieſen Gegenden früher oft

vorgekommen ſein ſoll, wenn nach uraltem Brauch über Frevler und mißliebige Perſonen ein nächtliches Vehm- und Schandgericht gehalten werden ſollte. Da kommen verabredetermaßen von weit und breit Männer und Burſchen zuſammen, einer ſteht für den andern, kein Schleier wird gelüftet, kein Name genannt, kein Miſſethäter geſchont. Diesmal, ſo habe ich flüſtern gehört, ſoll der Ulrich am Lindenbaum der Haberfeldmeiſter geweſen ſein. Gar aus Haslau und Mönchthal ſollen Leute dageweſen ſein, aber man hütet ſich, mehr zu ſagen; das unſichtbare Volksgericht tagt zu aller Zeit, und keine Polizei kann es faſſen.

Drei Tage ſpäter.

Die Meinung der Leute, daß die Peſter Herrſchaft ſofort abreiſen werde, iſt eine irrige. Der „falſche Rittersmann" verſteht eben die Mundart nicht ſcharf genug, als daß er die nächtliche Ehrenrede voll erfaßt hätte. Dazu hat ſein Hausherr ihm weis zu machen geſucht, daß der Spuk nichts als ein althergebrachter Aufzug geweſen ſei, eine derbe Schalkerei ohne alle Bedeutung. Betrunkene pflegten das zu veranſtalten und hätten wahrſcheinlich damit nichts erzwecken wollen, als etliche Krüge Apfelwein. Als ſie jedoch am Morgen die Fetzen der ſeidenen Kirchenfahne finden, die der Ritter geſtiftet hatte, als ſie die Trümmer der roten Stange ſehen, ſcheint dem Herrn die Sache doch bedenklich vorzukommen. Er thut aber nichts desgleichen. Seit geſtern geht er viel bei den Leuten herum, iſt überall höchſt zuvorkommend und munter und ſagt, er gedenke dies Jahr bis zum erſten Schnee dazubleiben. Dem Perner in Unterſchuttbach hat er heute Haus und Hof abgekauft,

der vielen dazugehörigen Waldungen wegen. Von den überall verbreiteten Zetteln mit dem gegen ihn gerichteten Habererſpruch ſcheint er keinen geſehen zu haben. Der größte Teil der Torwalder ſtellt ſich gar entrüſtet über den nächtlichen Unfug, welcher geeignet erſcheine, Leute, die Geld ins Land bringen, wieder zu verſcheuchen. Bei manchem, deucht es mich, wird die große Entrüſtung nicht allzu ernſt gemeint ſein.

Der „Rittersmann" jedoch weiß, daß heutzutage nicht das Haberfeldtreiben die Welt beherrſcht, ſondern das Geld. Und der Gemeindevorſtand Zaunſtiegel hat ſich an die Bezirkshauptmannſchaft Altſtadt gewendet mit dem Geſuche um Errichtung einer Ortspolizei im Torwald.

Am 19. Dezember.

Endlich ſind die letzten Sonnenſcheinfreunde fortgegangen. Auch die Familie Yark nach dem fernen Peſt im Ungarlande. Nur der junge Ritter Hermann ſoll noch mit dem Stutzen umherſteigen drinnen in den Wänden. Jetzt auf Gemſen! Im tiefen Schnee. Was es doch dieſen Herrſchaften bei ihrem Gutleben öde werden muß, daß ſie künſtlich und zu Fleiß ſich ſolche Beſchwerden ſelber machen! Andererſeits gefällt mir, daß ſie es thun. Die Jäger ſagen, der junge Herr wäre im Gebirge ein ganz tollkühner Menſch, wie es ja überhaupt zu ſagen iſt, daß Leute, welche die wilde Bergesnatur nicht kennen, mit ihr kecker anbinden als ſolche, die täglich mit ihr umgehen.

Im übrigen ſind wir mitten im harten Torwaldwinter wieder allein. Es iſt faſt zum Aufatmen. Aber die Leute ſind nicht mehr ſo. Sie ſtehen nicht mehr früh um drei

Uhr auf zum Garbendreſchen, ſie verſäumen die Rorate. Der Segen, ſagt der Krämer, komme ja nicht von oben, ſondern von draußen. Tagsüber eisſchießen, kartenſpielen. Früher hat man um Bohnen oder Nüſſe geſpielt, jetzt um Silberſtücke. Der Zaunſtiegelhofer, der ſich als Gemeindevorſtand nur mehr Herr Achenberger nennen läßt, rührt unter zehn Kreuzern kein Blatt an. Von unſerem Lehrer gefällt es mir, daß er die Karten nicht mag; ſie ſind ihm zu windig, ſagt er, wenn er ſchon was angreife, ſo wolle er auch was in der Hand haben, und faßt den ſchweren Eisſchützenſtock. Leibesübung, Körperkraft iſt dem ſein Ideal. Das putzt er zierlich auf mit dem Sprüchlein: Kraft und Geſundheit ſei auch eine Tugend. Er hat die Zeit, als er im Torwald iſt, breite Schultern und ſtramme Muskeln bekommen, und im Geſicht ſchaut er aus wie ein Rothäuter. In der Schule mit den hohen Wiſſenſchaften iſt er nicht ganz ſo ſtreng, als er anfangs eingeſetzt hat, läßt es jetzt auch hübſch mit Leſen, Schreiben und Rechnen gut ſein. Dafür die Turnerei! Die Bauern meinen zwar, das beſte und nützlichſte Turnen ſei Holzhacken, Pflügen und Mähen. Der Gemeindevorſtand ſagt: Wir müſſen turnen, weil's zum Fortſchritt gehört. Bildung, Fortſchritt, das ſind die Schimmel, die jetzt auch im Torwald geritten werden. Einer davon iſt krumm.

Am 22. Dezember.

Der arme Burſche! Die arme Mutter! Die arme Gemeinde! Ich will die eben erhaltene Nachricht niemandem mitteilen — das wäre ein verdammter Weihnachtsſegen! Ich will das ſchwere Unglück in mir verſchloſſen

tragen und es in der heiligen Chriſtmette dem göttlichen Kinde aufopfern. Dann muß ich aber doch die Magd rufen laſſen und es ihr ſagen, bevor ſie's von anderen erfährt.

Die arme Perſon!

Am 23. Dezember.

Im Dorfe geht ſeit Mittag die Mähr, daß der junge Hermann von Yark verunglückt ſei in den Wänden. Er ſoll abgeſtürzt und auf einem Eisflötze geſtern gefunden worden ſein. Der Holz-Hoiſel hätte ihn gefunden, die Regina hat's eben unten vor der Hausthür aus ſeinem Munde gehört.

Vor drei Tagen hat der junge Herr beim unteren Schuttbachwirt geäußert, er gehe wieder pürſchen (jetzt pürſchen!) und gedenke im Touriſtenhaus zu nächtigen. Seither iſt er nicht mehr geſehen worden, und ſicheres weiß man nichts. Von Haberern munkelt man. Es iſt ſchon nach Peſt berichtet worden. Das wird ein Schlag ſein. Ein wahres Unglücksjahr. Gebe für das kommende Gott uns ſeinen Segen von oben! Denn von draußen, deucht mich, kommt er nicht.

Am 24. Dezember.

Es bewahrheitet ſich. Mit größter Mühe iſt im Winterſturm die Leiche herabgebracht worden. Der Herr von Yark ſoll heute angekommen ſein und geraſt haben wie ein Wahnſinniger, als ihm's der Müller Hainz mitgeteilt. Das Wetter iſt ſo arg, daß ſie nicht weiterkönnen mit dem Sarge. Sie haben ihn beim Hainz in die Mühle geſtellt.

Am 28. Dezember.

An dieſem Unſchuldigen-Kindertag will ich's in die Chronik ſchreiben, wie der Hammer fällt auf die Herzen der Reichen und der Armen.

In der heiligen Nacht, juſt vor der Mette, iſt der Müller Hainz in die Sakriſtei gekommen und hat mir geklagt, daß ſie mit dem Herrn Ritter nichts anzufangen wüßten, er ſei völlig außer ſich und alles Zureden mache es nur ſchlimmer ſtatt beſſer. Der Tote hätte gleich ſollen fortgebracht werden, aber unten bei der Mühle ſei das Fuhrwerk ſtecken geblieben im Schnee. Sie hätten den Sarg in die Bretterhütte geſtellt und den armen Vater in die gute Stube. Sie hätten ihm was zu eſſen geben wollen vom Chriſtmahl, da ſei er wütend geworden und habe geflucht, daß die herzloſen Leute noch ans Eſſen denken könnten. Mit den Heiligenbildern an der Wand habe er angefangen zu ſtreiten. An einen Gott und die Heiligen zu glauben, ſoll er geſagt haben, das wäre ſchon die allergrößte Gottesläſterung, das müßten ſchöne Heilige ſein, die ſolches geſchehen ließen! Dann habe er wieder zum Fenſter hinausgeſchaut in die ſtürmende Nacht und aufs Totenlicht, das zwiſchen den Bretterfugen durchgeleuchtet hat. Dann habe der Müller geſagt: „Schauet, gnädiger Herr, andere trifft's auch. Mir ſind vor fünf Jahren das Weib und zwei Töchter ſchlafen gegangen auf die Hobelſpäne. An einem Tag, im Nervenfieber.“ Darauf der Ritter: „Was haben Sie darauf angefangen?“ Und der Müller: „Ausgeräuchert, gnädiger Herr.“ Und der Ritter: „Wie kann man's aushalten?!“ Und der Müller: „Ja, lieber Herr, das weiß ich ſelber nicht. Was kannſt

machen! Gegen den Herrgott kommſt nicht auf.“ Darauf ſoll der Ritter den Fuß in den Boden geſtrampft haben. Als die Leute ſich nachher zum nächtlichen Kirchgang hergerichtet, habe er auf einmal geſagt, er wolle auch mitgehen. Schneegeſtöber, deſto beſſer, er wolle frieren zu einem harten Stein, er wolle dem auf dem Altar, wenn er dort iſt, ſeine Meinung ſagen! So wahnſinnig reden! In den Lüften ſauſt es wie pfeifende Gerten. Die Eisnadeln brennen im Geſicht, da lacht der Herr und ſchreit: „Das iſt eine Labnis! Das thut wohl!“ Wie ſie auf offenem Schneefeld über ein Brett ſtolpern, ſagt der Müller: „Jetzt ſtehen wir auf dem Dachgiebel vom Reitbauer ſeinem Sommerſtadl.“ Der Ritter: „Alle Torwaldleute ſollen morgen dran, daß ſie die Straßen ausſchaufeln.“ Der Müller: „Wird nicht viel nutzen.“ Der Ritter: „Löhnung was ſie verlangen. Es muß ſein!“ Er wird's erfahren müſſen, wo die Macht ſeines Geldes aufhört. „Sei der Herr nur getroſt,“ hat ihm dann der Müller zugeſprochen, „es geht der Wind vom Dreiſpitz her, man hört ſchon die Glocken, morgen kann der ſchönſte Chriſttag ſein.“ Und der Ritter: „Stehen am Chriſttag die Toten auf?“ Und der Müller: „Nein, gnädiger Herr, die ſtehen am Oſtertag auf.“

So hat er ihn zur Kirche gebracht mit Mühe, und ich ſollte ihm halt zuſprechen.

Als ich vor dem Altare das Te Deum ausrufe, ſehe ich den Herrn in ſeiner Bank ſitzen wie zur Sommerszeit. Aber arg verändert! Nicht die weltmänniſche Miene wie ſonſt. Unſtät ſchaut er herum; am Kripplein, das unter dem Altar der heiligen Anna aufgeſtellt iſt, bleibt ſein Blick hängen. Dort ſteht geſchrieben: „Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf

daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben." — Vor der Krippe knien Männer, Weiber und Kinder und beten ſtill. Manches betet inbrünſtig, Waſſer in den Augen. Ihr Anliegen laſten ſie ab vor dem Kinde, ihr Dankopfer bringen ſie für den Segen des Jahres, ihr Gedenken weihen ſie denen, die vor einem Jahre noch froh die Chriſtnacht mit begangen haben und jetzt draußen liegen unter Erden und Schnee. Wie wird's ſein, wenn wieder Chriſtnacht kommt..?

Mitten im Hochamte ſteht der Ritter auf und geht hinaus — ganz unſicher, faſt taumelnd. Keiner geht ihm nach, alle bleiben knien. — Armer Menſch, muß ich denken, der nicht teilhaftig werden kann der Gnaden, die das Jeſukind vom Himmel gebracht hat.

Nach dem Gottesdienſt eile ich ſchnell hinaus und ſuche ihn um die Kirche herum, denn weit kann er nicht gelaufen ſein in dieſem Schnee. In einer Niſche des Beinhauſes ſitzt er auf dem Stein, ganz raupenartig in ſich zuſammengekauert. So reich ſein und kein anderes Obdach haben, als das Totenknochenhaus? Sollte er ſchon das Hadern im Herbſte nicht verſtanden haben, die heilige Nacht, wo er nicht glauben, nicht beten kann mit der Gemeinde, muß ihm zeigen, wie urfremd er iſt in dieſem Volke. — Mit Mühe habe ich ihn hinabgebracht in den Pfarrhof. Die Regina kommt mit einem heißen Thee. Heftig winkt er ab, und dann ſagt er ganz ungeſchickt: „Vier junge Pferde, echte Araber — zum Feſtgeſchenk für ihn. Und liegt in der Mühle! Mauſetot! Warum das mir? Ich habe immer gute Werke gethan, ich bin ein Chriſt, warum das mir?"

„Es geſchieht auch anderen," ſage ich, „ſie tragen es

in Geduld und beten, ſie glauben eine Auferſtehung und ein ewiges Leben.“

Er lacht, — ein grauenhaftes Lachen. „Mein Hermann ſteht nie wieder auf, nie, nie, nie wieder auf!“ ruft er und krallt ſeine Finger ſich ins Geſicht. „O Gott, wenn ich glauben könnte!“

„Zerreißt Euer Herz nicht, Herr,“ ſage ich, „ſchon die Sehnſucht nach Glauben nähert uns Gott. Die bittere Zähre unbefriedigter Gottesſehnſucht iſt ein heiliges Opfer. Der Glaube geht in vielen Geſtalten zwiſchen den Völkern des Erdkreiſes hin, Ihr werdet einer begegnen, in der Ihr Euch wiederfindet, Euch und den Sohn.“

Er fährt fort: „Ich verſtehe es nicht. Ich habe die Sakramente empfangen, der Kirche geſtiftet, Almoſen gegeben, nichts. Eiskalt iſt's geblieben in mir.“ Es wird wohl ſo ſein, denn er klappert mit den Zähnen. Mich dauert er arg. Aber ganz kalt muß es doch nicht ſein in ihm, wenn er den wilden Schmerz ſo tief empfindet. Er iſt doch nicht bloß der verlederte Welt- und Geſchäftsmann, für den ihn manche halten. Wer ein Leid ſo leidenſchaftlich empfindet! Iſt ſeine Verzweiflung auch frevelhaft, ſein Unglück bringt ihn uns näher.

„Gehet jetzt zur Ruhe, lieber Herr,“ ſage ich, „und nehmet fürlieb mit der armen Herberge im Dorfpfarrhof.“

Er wollte nach Unterſchuttbach in die Mühle zum Hermann, ich brachte ihn mit vielem Zureden zu Bette.

Am Chriſtmorgen war die Regina empört, daß der Ritter den Gottesdienſt verſchlafe. „Laßt ihn ſchlafen, vielleicht beſucht ihn die Liebe Gottes, der er wachend ausweicht, im Traume.“

Als der Gottesdienſt vorüber iſt, ſcheint zu den Fenſtern die Sonne herein auf die Fußdiele. Es iſt ſchon Mittag. Mein Gaſt ſchreitet die Stube auf und ab und ruhelos die Stube auf und ab. Er will um einen Schlitten ſchicken. Bevor ich ihn fortlaſſe, ſoll er etwas Warmes zu ſich nehmen. Als die Ottilie mit der Suppe kommt, ſchaut er ſie an — ſo ſeltſam, fragend. Bald legt er den Löffel weg, verhüllt das Geſicht, und hebt wieder an zu klagen, warum juſt ihn — juſt ihn das Unerhörte getroffen! Warum nicht einen andern? — „Das iſt Vermeſſenheit, Herr von York," ſage ich, „feiert doch nicht immer Euch ſelbſt! Wollet doch nicht alles Unglück immer gleich auf andere wälzen! Ihr ſeid bevorzugt genug. Was Ihr Euerem Sohne jetzt nicht mehr geben könnet, gebt es den Armen. Kann Euch ſchon der Glaube nicht tröſten, vielleicht thut's die Liebe."

Heftig ruft er aus: „Behalten oder geben, es iſt einerlei. Wem ich verſage, den muß ich haſſen, wem ich gebe, den verachte ich."

So troſtlos iſt ſein Gemüt verwüſtet. — Sein Lieblingsſohn, plötzlich aus dem reichen blühenden Leben geſtrichen, liegt auf der Bahre. Die Gemeinde verſammelt ſich um Mitternacht und erhebt ihre Herzen zur Ewigkeit. Dort ſehen ſie den Jüngling wandeln, verlaſſen, verloren, ſie beten für ihn. Und dieſer Mann nichts als Haß, Verachtung, Verzweiflung. Wenn er heute Gott nicht findet, wann denn ſonſt? — Da er aufſpringt und raſend den Fuß auf den Boden ſtoßt und ausruft: „So jung! noch ſo jung!" trete ich ganz zu ihm, erinnere ihn, daß auf ſeinem Haupte ſchon ein graues Haar iſt, und ob es ihm denn in ſeinem langen Leben niemals eingefallen

wäre, daß auch junge Leute ſterben können? Oder welcher beſonderen Verdienſte er ſich rühme, daß gerade bei ſeiner Familie eine Ausnahme gemacht werde?

Drauf er: „Wenn's wenigſtens der andere geweſen wäre!“

„Ich höre, daß doch auch Euer jüngerer Sohn, der Herr Joſef, brav ſein ſoll.“

„Brav? Was heißt brav! Den kann ich nicht brauchen, der taugt nichts.“

Dieſe rohe Unterſcheidung zwiſchen Kind und Kind! — Der Schmerz macht ungerecht. Ich habe das zornige Wort — es lag mir ein ſehr hartes auf der Zunge — nicht ausgeſprochen. Mit unglücklichen Menſchen ſoll man nicht herbe ſein. Mit Vorwürfen habe ich mein Lebtag nichts Gutes geſtiftet. Jeſu Chriſt, du haſt die Liebe gebracht, ſchenke mir davon, daß ich meinen Gaſt kann laben!

Als darauf die Ottilie kommt mit dem Braten, ſtiert er ſie wieder an. Das Mädel geht hinaus und kommt nicht mehr herein.

„Und iſt tot! Und iſt tot!“ murmelt er, wie vor ſich hinträumend. „Und hat kaum angefangen!“

Den Chriſtkuchen bringt die Regina ſelbſt herein und berichtet, daß die Katharina von der Almau draußen wäre, die ich beſtellt hatte.

„Es iſt ſchon recht, Regina, ſie ſoll ein wenig warten. Gebt ihr einſtweilen was zu eſſen und zu trinken.“ — Die Katharina! Jetzt hat mir freilich kein Biſſen mehr geſchmeckt. Bin aufgeſtanden, auf- und abgegangen und wieder zum Tiſch hin — ſchwer iſt mir geweſen.

„Auch ich habe einen harten Chriſttag," ſo zu meinem Gaſte. „Jetzt iſt ein Weib draußen, das ich herbeſtellte, weil ich ihm etwas mitzuteilen habe."

Er erhob ſich raſch in der höflichen Annahme, ſeine Anweſenheit ſei überflüſſig. Ich habe ihn zurückgezogen auf die Bank: „So iſt's nicht gemeint. Ich bitte Euch, bleibet bei mir, jetzt bedarf ich des Beiſtands. Was jetzt die Pflicht von mir verlangt, der Mut gebricht mir faſt dazu. Sie iſt Magd bei einem Bauer im Gebirge, eine arme Perſon."

Wieder hat er mich mißverſtanden, hat nach der Geldtaſche gegriffen.

„Auch das nicht, Herr," ſage ich. „Daß man mit Geld Tote nicht wecken kann, Ihr wiſſet es ſelber. Und wenn es nur um den Tod wäre! Es iſt eine traurige Geſchichte. Noch trauriger, als je eine. — Hat ſich halt auch vergangen in jungen Jahren, die Perſon, mit einem Jäger, glaube ich. Das Kind nachher unter fremde Leute, vernachläſſigt, frühzeitig verdorben, wie es ſchon geht. Nach dem erſten Fehltritt gleich ins Zuchthaus zu ausgemachten Spitzbuben. Man kann ſagen, das iſt ſolchen Leuten ihre einzige Schule, wo ſie was lernen — aber leider nichts Gutes. So iſt's dann weitergegangen von Stufe zu Stufe. Mit vierundzwanzig Jahren iſt er fertig geweſen. — Ich werde jetzt die Magd vorlaſſen. Herr von Yark, thut mir den Gefallen, bleibet ruhig ſitzen und trinket ein Glas Wein. Dieweilen kommt der Wagen."

Ich ſelber habe mir auch eins eingeſchenkt und raſch ausgetrunken. Dann ins Nebenzimmer, um die Magd zu empfangen. Die Thür habe ich offen gelaſſen.

Die Gerufene kommt auch bald hereingetorkelt, noch

vermummt in Tüchern, so daß man ihr einfältiges Gesicht kaum erblicken kann. Mit spießigen Ellbogen hin- und herhaspelnd kommt sie zum Handkuß herbei.

„Thu dich doch ein wenig auseinander, Katharina," sage ich, „im Zimmer ist's warm. Hast denn herübermögen heute über die Höhe?"

„Eh frei nit," ist ihre Antwort.

„Habt ihr auch so viel Schnee drüben in der Almau?"

„Es ist aus und geschehen vor lauter Schnee."

„Setz' dich nieder."

„Bin gleich so grob und setz' mich nieder."

„Ich habe dir heute —" so mein Einlenken, dieweil ich mir mit dem Sacktuch und der Nase zu schaffen mache — jede Minute ein Gewinn! — „etwas mitzuteilen."

„Gewiß wieder vom Peter," fragt sie zögernd.

„Es ist freilich so."

„Und leicht doch was besseres als sonst? Weil der Hochwürden dasmal — nit das gestrenge Gesicht macht," setzt sie zagend bei und versucht zu lächeln.

„Wie du's nehmen willst, Katharina. Gottes Ratschluß ist unerforschlich. Vorwürfe mache ich dir wahrlich heute keine mehr. — Ist vielleicht besser so für den Peter und für dich." — Ich kann nicht weiter. Sie hebt an unruhig zu werden.

„Es wird," stottert sie, „ihm — um Gotteswillen doch nichts geschehen sein?"

„Daß er," sage ich, „des Raubmordes wegen eingezogen worden ist, das weißt du."

„Gott ja. Aber es ist nit wahr!" ruft sie aus. „Den Sautreiber umbringen! Als ob's sonst keine schlechten Leut' gabet. Muß es denn allemal der Peter sein? Ein

liederlicher Strick, das wohl, aber Leut' umbringen thut er nit, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer!"

„Er ist verurteilt worden," sage ich.

„Versteht sich, weil sie mit so einem Menschen thun, was sie wollen. In Gottesnamen! Eingesperrter hat er's eh besser, braucht nit hungerleiden und frieren. 's ist wohl ein Kreuz mit so einem armen Hascher!" — Aus dem Gewand nestelt sie ein rotes Tuch und preßt es ins Gesicht.

„Besser," fahr' ich fort, „geht's ihm freilich jetzt, dem Peter. Es — geht ihm halt — ganz gut."

Sie beugt sich auf ihrem Sessel vor: „Mir kommt's nit recht für, Hochwürden Herr, es wird doch nit —. Er wird doch nit gestorben sein!"

Darauf sage ich: „Katharina! Wie es auf der Welt ausschaut, könnte man niemandem besseres wünschen als gestorben sein. Besonders, wenn er vorher mit unserem Herrgott auf gleich gekommen ist und seine Sach' reumütig abgebüßt hat, wie der Peter."

Die Magd sitzt jetzt unbeweglich da. Ich bin aufgestanden, bin zum Fenster gegangen, auch gegen die Thür hin. Der Herr von Yark im Nebenzimmer, ich glaube wirklich, er horcht herein. Ich setze mich wieder hin, gerade der Magd gegenüber, und nehme ihre Hand in die meinige. „In der letzten Nacht," sage ich, „hat er noch an seine Mutter gedacht. Dahier ist — der Brief. Sein Beichtvater hat ihn an mich geschrieben, daß ich dir's sagen soll. Der Peter ist standhaft und ergeben gewesen. Er läßt dich um Verzeihung bitten, daß es mit ihm — ein solches End' hat nehmen müssen."

„Jeſus, Maria und Joſef!“ ſtöhnt die Magd, die Augen treten ihr aus den Höhlen. — „Jeſus, Maria und Joſef!“ kreiſcht ſie noch einmal, ſpringt auf und krallt die bebenden Finger aus, als müſſe ſie nach einem Halt taſten in der Luft. Nach rückwärts taumelt ſie, kaum ſchütze ich ſie vor dem Fall — um ſie ſanft niederzulaſſen auf den Seſſel. Das Kopftuch iſt ihr in den Nacken hinabgeglitten, das rötliche Haar wirrt ſich in loſen Strähnen. Ihr Geſicht iſt lehmblaß bis in die Naſenhöhlen hinein. — Zu ſagen habe ich ihr weiter nichts mehr gebraucht, um ein Glas Waſſer iſt ihr . . .

Wohl an zehn Minuten ſind wir nachher ſo dageſeſſen, haben nichts geſagt. — — „Wenn alle Menſchen,“ ſpreche ich endlich, „ſo in der Gnade Gottes ſterben könnten als einer, der ſeine Miſſethaten mit dem Tode büßt! Unſer Herr Jeſus hat, um die Sünden der Welt zu büßen, ſein Leben am Kreuzpfahl aufgeopfert. Das iſt freilich der Unterſchied, er hat andere erlöſt, dein Peter ſich ſelber. — Deinem Dienſtherrn werde ich's ſagen, daß er dich jetzt drei Freitage hintereinander in die Kirche gehen läßt; an dieſen Freitagen will ich drei heilige Meſſen leſen zum Troſte ſeiner Seele und zum Troſte der deinigen. Und die Leute ſollen mit uns beten, und in einer meiner nächſten Predigten will ich es ihnen ſagen, daß ſie kein Arg haben. Schau, du armes Weib, das ſchwere Kreuz, gieb's Gott anheim, er macht endlich alles recht, und im Himmel wird es uns allen miteinander beſſer gehen, als auf dieſer unglückſeligen Erden . . .“

Wie ich zu ihr ſo geſprochen habe, da bricht aus ihrem Herzen gleichſam der glühende Strom des Weinens hervor und befreit es von der unſäglichen Beklemmnis.

Niedergekniet iſt ſie vor mir und hat ihre Finger in die Falten meines Rockes gegraben und mein Kleid an den Mund gepreßt.

„Geh',“ ſage ich, „mußt nicht ſo wild ſein, ſchau, Katharina, mußt geſcheit ſein. Wir gehen jetzt bald zum Nachmittagsgottesdienſt hinauf. Wenn du ein gutes Wort brauchſt oder ſonſt ein Anliegen haſt, ſei es wann der Will, ſo komm zu mir.“

Nachher bei der Veſper iſt die Katharina ganz rückwärts in einem dunklen Winkel der Kirche gekniet und hat gebetet. In nichts hat ſie ſich auswendig unterſchieden von den anderen, ruhig iſt ſie dagekniet, hat gebetet.

Und mein Ritter von Yark, als er alles das ſo gehört und geſehen hat, ſagt nachher zu mir: „'s iſt doch wirklich, 's iſt wirklich, ich hätte es nicht geglaubt. Ihr habt dahier zu Sankt Maria den heiligen Chriſt. — Und mir, den das Schlimmſte getroffen, mir nicht einen Funken . . .“

„Das Schlimmſte?“ frage ich. „Mein lieber Herr, das Schlimmſte hat wohl dieſe Magd getroffen. Und ſie erträgt's. Weil ſie ein ſtarkes Herz hat. Weil ſie demütig iſt, nicht aber hoffärtig wie die Weltleute, die da nur an ihr Geld glauben anſtatt an Gott. Das Geld tröſtet nicht im Unglück, es macht nur noch verzagter, weil es ſich ſo ohnmächtig, ſo falſch erweiſt. Wie einſam und hilflos in der Not! — Ich habe Euch Troſt geboten wie der Magd, ich habe geſagt, daß wir alle Teilnahme haben für Euer Leid, daß wir mit Euch beten wollen. Ihr habt Euch abgewendet, habt gefrevelt gegen Gott und die Menſchen, während Euer Kind ſtarr und kalt in der Mühle ſchläft . .“

Jetzt ist er zusammengeknickt an dem Tische. „Mein Gott," schluchzt er in seinen Ellbogen hinein, „was kann ich denn dafür, daß ich nicht glauben kann!"

Hat mich der Mann gar herzlich gedauert, daß er so lichtlos muß sein. Nach der Vesper bin ich mit ihm hinausgegangen, denn das Fuhrwerk hat nicht fahren können durch den hohen Schnee zum Müller Hainz. Sind Leute zusammengekommen, und wir haben vor dem Sarge die fünf Wunden Christi gebetet.

Am nächsten Tage ist der Weg zur Not frei gemacht worden, und der arme reiche Mann ist fortgefahren mit der Truhe.

Er hat getötet und ist getötet worden. Leistet er damit Genugthuung? Weckt sein Tod den Gemordeten wieder auf?

Muß der Schuldige für sich selbst büßen? Kann's ein anderer für ihn thun? Darf ein Gerechter in den Tod gehen, damit der Ungerechte lebe? Dann verliert die Menschheit einen Guten und gewinnt einen Bösen. — Christ, Christ, dir geziemen solche Gedanken nicht.

Vor kurzem soll beim Wirt ein Fremder das Wort gesprochen haben: Gott-Sohn habe durch seinen Tod die Sünde seines Vaters büßen wollen. Sein Vater habe die Welt erschaffen.

Solche Sprüchlein im Torwald! Wenn wir bei der großen Überschwemmung anno 1875 ertrunken wären, so wäre das gewesen, wie der Tod eines unschuldigen Kindes. Damals —.

Im Sommer 1883.

In meinen bisherigen Aufzeichnungen bleicht sich die Tinte. Seit der arme Waldpfarrer nichts mehr geschrieben, bleicht sich auch sein Haar. Ist das Alter schuld? Ich glaube eher die Jugend. Sagt man doch, es wäre die verjüngte Welt, die einzieht im Torwaldthale.

Dieses Thal ist voll hübscher, feingeputzter, vorlauter Müßiggänger. Das Kurhaus, von dem so lange gesprochen worden, ist fertig, es geht alles so schnell, wenn sie wollen. Ein wahrer Palast, vollgepfropft mit Vergnügungen. Etliche Ärzte sind da, sie haben die Entdeckung gemacht, daß die Torwalder Luft unerhört ozonhältig sei. Und Ozon wäre das Lebenselixier! Die Wälder strömten lauter Gesundheitsodem aus. Die Lage des Thales sei unvergleichlich geschützt vor kalten Winden. Das Wasser sei über alle Maßen rein und erfrischend; in einzelnen Quellen kämen Salze und Säuren, Stahl und Eisen vor. Kurz, die Natur habe diesen herrlichen Punkt geschaffen zu einem Kurort für Leidende aller Art, natürlich müßten bei Anwendung vor allem die Ärzte zu Rate gezogen werden. — Sonst hat es hier kalte Winde gegeben und keine Ärzte, und es war auch gut. Noch besser als die Kranken befinden sich die Gesunden im Torwald. Die Anstalten, die sie schon gegründet haben zur Ergötzung, kann ich gar nicht beschreiben. Gasthöfe wie in den Städten, Lustgärten, Spielplätze, Schaustellungen, Musik — überall Musik. — Hat mich mein Bischof aus der Stadt fortgeschickt in die Einsamkeit, und siehe, die Stadt ist mir nachgegangen und hat sich angesiedelt um mein kleines Dorf herum, und vom Pfarrhoffenster aus sehe ich zwischen

grünen Büſchen lauter Türmlein und Schieferdächer blinken, höre Kapellen ſpielen von oben und unten her und rieche Wohlduft aus den Küchen der Gaſthöfe. Das iſt ein Leben! — Wenn das viele Geld, das ins Thal kommt, da bliebe! Im Herbſt mit dem Troſſe der Geſchäftsleute geht das meiſte wieder fort. Aber im Sommer kommt neuerdings Handel und Wandel und allerlei Herrlichkeit und die Kurgäſte gehen und ſitzen herum, die einen vergnügt, die andern grämlich, mehr unzufriedene als zufriedene, und haben ihren Zeitvertreib, den unſereiner nicht verſteht. Vor dem Poſthauſe ſtehen immer ſchwarzlackierte Kutſchen von Ankömmlingen und Abreiſenden. Es wird nicht lange mehr dauern mit den Kutſchen. Durch das Thal herein über aufgewühlte Erdwälle und Dämme, über Eiſenbrücken iſt eine ſchnurgerade Linie gezogen, Wieſen ſind überſchüttet, der Wald iſt durchbrochen, Erdarbeiten, Stangen, Baracken und hunderte von fremden Arbeitern hin und hin vom Keilerſtein bis Oberſchuttbach. — Sie iſt da! Da in Sankt Maria!

Auf dem Griesriegel drüben, den der ſelige Schmied nicht verkaufen wollte, die Villenſtadt überragend, ſteht das Sommerhaus des Ritters von Yark. Es iſt ein fermes Schloß, das Torwalder Königsſchloß. Anfangs habe ich gar gemeint, die Säulen, Portale, Geſimſe, Statuen wären wahrhaftige Steinmetzarbeiten, aber es bröckelt, muß ſchon mit Gyps und Cement ausgebeſſert werden. Und der ſchöne Garten ringsum mit den weißen Kieswegen! Dann die Anſtalten zum Reiten, zum Baden, zum Kegeln, zum Schießen, zu anderen Luſtbarkeiten! Der Fußteppich im Salon, rechnet unſer Krämer, habe mehr Geld gekoſtet, als zwanzig Joch Torwaldergrund. Für

die Jagd giebt der Ritter jährlich mehr aus, als was die Bauern für Kirche, Schule und Armenpflege springen lassen können. „Dem Fortschritt alle Gassen, leben und leben lassen!" sagt der Herr gerne, und wir können mit ihm ganz zufrieden sein.

Jene Torwaldleute, die vor Jahren ihre Besitzungen als die ersten verkauft hatten, sind jetzt in heller Verzweiflung ob des weggeworfenen Gutes. Damals glaubten sie ihre Gründe Gott weiß wie vorteilhaft weggebracht zu haben, die Klafter um zwei oder drei Kreuzer. Jetzt stellt es sich heraus, daß die Flächen das dreifache, ja stellenweise das zehnfache wert sind. Bei Oberschuttbach herum bezahlt der Ritter heute das Joch um fünfhundert und mehr Gulden, wenn er es billiger nicht bekommt. Zwar seufzt er sehr bei solchem Ankauf, aber des allgemeinen Besten wegen, sagt er, schneide er so tief in sein eigenes Fleisch. Er werde sich noch verbluten an diesem Torwald, aber seine Liebe zur Natur habe ihm's angethan. — Der Ritter hat sich's einmal in den Kopf gesetzt, aus Torwald etwas rechtes zu machen. Ich hätte aber diesem Manne die moralische Kraft nicht zugetraut. Ein anderer, wenn er so gebabert worden wäre, wie der vor zwei Jahren, er würde sich kaum so breit niedersetzen in der Gegend.

Auch das schwere Unglück mit seinem Sohne Hermann scheint der Ritter überwunden zu haben. Er läßt nichts davon merken, daß er je einmal in so tiefer Trostlosigkeit vor mir geweint hat. Als ob's gar nicht gewesen wäre. Vollkommen ausgesöhnt mit Gott und der Welt geht er seinen Geschäften nach. Das sind andere Kerle als unsereiner!

Seit alten Tagen geht in unſerem Volke eine Mähr, daß einmal eine Zeit kommen würde, da die Bäume auf den Rainen anfangen werden zu ſprechen. Dieſe Zeit iſt jetzt da, die Bäume ſprechen nicht nur, ſie ſchreien. Sie ſchreien allerlei Ergötzlichkeiten aus, wie ein Bajazzo vor der Bude, ſie ſchreien allerhand Waren aus, wie der Krämer auf dem Jahrmarkt. Auf einer alten Eiche drüben hinter dem Kirchenriegel klebt ein großer roter Anſchlagzettel, der Taſchenſpielerabende im Kurhauſe ankündigt; eine große Lärche am Weg, an der ſonſt ein Muttergottesbild gehangen, ſchreit jetzt eine Volksſängerin aus und zeigt gleich ihr dralles Bildnis. Ein dreihundertjähriger Fichtenbaum bei Oberſchuttbach kündet Eau de Cologne an, ferner Haar- und Bartwuchstinktur, Schönheitsſeife und echten Cognak. Und nicht weit davon bietet eine ehrwürdige Tanne unfehlbare Mittel gegen geheime Krankheiten aus. Alſo iſt die Zeit gekommen, da die Bäume ſprechen. Aber wohl ein wenig anders, als ſich's die alten Leute gedacht haben dürften.

In Oberſchuttbach, gegenüber dem eben erſtehenden Bahnhofsgebäude, iſt ein neues Hotel erbaut worden, „Viktoria" genannt. Der Speiſeſaal desſelben faßt mehr Perſonen als unſere Pfarrkirche — gehen auch mehr hinein. Die Kirchenbänke wollen ſich auch Sonntags nicht mehr füllen, ich weiß nicht, wo die einheimiſchen Leute hinkommen. Überall Fremde. Grundſtücke und Höfe werden um gutes Geld verkauft, und dann gehen ſie. Die noch hier anſäſſigen Bauern haben ein großes Dienſtbotenelend. Ob noch ein Knecht oder eine Magd ſich auf ein

ganzes Jahr im Bauernhofe verdingen wollte? Ja, hinten herum ſcheint die Sonne! In früheren Zeiten iſt eins fünf, zehn Jahre auf einem Platz geblieben und länger, oft ſein Lebtag lang, willig, genügſam und treu. Heute? Länger als auf einen Monat verpflichtet ſich kein Burſche. Die Dirnen werden von den ſommerfriſchelnden Frauen überredet, mit in die Stadt zu kommen. Dort des Monats ſo viel Lohn, wie hier das ganze Jahr, ſchönes Gewand, Freiheit, Soldaten. Aber dieſe Freiheit! Nie hätte ich geglaubt, daß ein freies Torwaldkind ſich die Roheiten und Ungerechtigkeiten einer hoffärtigen und launiſchen Stadtfrau gefallen läßt. Sie empören ſich unter dem Jöppel, aber heim kehren ſie doch nimmer. Der Sohn des Steglegers iſt zwar heimgekommen vor etlichen Wochen. Jahre lang hat er draußen bei Bauwerken und Eiſenbahnen herumgearbeitet, dann hat ihm ein Stein die Beine abgeſchlagen, dann iſt er heimgekommen. Sein Heimatshaus iſt mittlerweile zu Grunde gegangen, und der Krüppel bettelt herum. Meinen Rupert möchten ſie auch haben. Ein Großkaufmann aus Wien wollte ſich den Rupert als Laſtträger ankaufen, der gab ihm zur Antwort: „Mehr als alt werden und ſterben kann ich auch in der ſchönen Wienerſtadt nicht. Und das iſt mir daheim lieber.“

An der Eiſing unten, aber wegen Waſſergefahr hübſch hoch aus dem Grunde herausgebaut, ſtehen jetzt zwei neue Gewerke: Eine Zimmerholz- und Bretterſäge mit Dampf, und eine Fabrik, die aus Abfällen Holzwolle macht. Dieſe Zähne nagen Tag und Nacht, Werktags und Feiertags an unſeren Waldungen. Es wird lichter im Torwald, ſagen die Leute. Ich habe einmal gedacht, bis ans Ende der Welt hätten wir Holz. Allzu lang dürfte das Ende der

Welt dann nicht auf ſich warten laſſen! Kahl wird's, kalt wird's, windig wird's — ganz windig. Die Ärzte möchten ſchon proteſtieren, wenn der Ritter als Hauptaktionär nicht das beſtimmende Wort hätte. Der Ritter aber meint, die Holzinduſtrie ſei gewinnbringender als die Sommerfriſch-Kolonie. Bei Oberſchuttbach baut er eine Glasfabrik, weil man im Rauhgraben weißen Quarz gefunden hat. Manche der früheren Bewohner ſolcher Höfe, die er zuſammengekauft hat, arbeiten in den Fabriken, aber die Aufſeher ſagen, es wären ungeſchickte Arbeiter, die Böhmen und Italiener thäten's beſſer. So müßte man halt ſolche aufnehmen, meint der Ritter.

Jetzt hat man auch den jungen Herrn wieder einmal geſehen, den Joſef. Er ſchaut braun aus wie ein Beduine, weil er erſt von einer großen Reiſe zurückgekehrt iſt. Ein ſtattlicher junger Mann. Während ſein Herr Vater faſt immer fährt oder reitet, geht er gerne zu Fuß herum. Von jemandem hörte ich ſagen, der junge Ritter habe den Geldekel. Weiß nicht, wie es gemeint iſt. Im Kurorte iſt er faſt menſchenſcheu, im Gebirge bei den Bauern ſoll er ganz leutſelig ſein und ſich gerne von ihren Verhältniſſen erzählen laſſen. In Island ſoll er geweſen ſein, und im Uralgebirge und ſogar am Himalaya; die wilden Gegenden, ſagt er, liebe er und für die abgeſchliffene Welt ſei er nicht zu Hauſe. Der alte Herr ſoll mit all' dem nicht einverſtanden ſein, mit wilden Völkern gäbe es keine Handelsverbindungen, die kaufen und verkaufen nichts. Der Joſef kümmert ſich nicht ums Geſchäft, und da ſoll der alte Ritter doch manchmal noch Wutausbrüche haben, daß ihm gerade der Hermann habe ſterben müſſen, der ein ſo vorzüglicher Geſchäftsmann geweſen. Für dieſen

Schmerz wird er freilich in der Religion keinen Troſt finden.

Im Kirchenbeſuch iſt der alte Herr von einer gar beſtändigen Gewiſſenhaftigkeit. Selbſt an den „kleinen Feiertagen“ findet er ſich manchmal ein. An einem ſolchen waren vor kurzem unſer vier Mann in der Kirche, Karl der Ungläubige, Chriſtl der Betbruder, Yark der Scheinchriſt und der Pfarrer, der in ſeinen alten Tagen anhebt, die Fehler anderer auszuſpähen. Das ſind die vier Andächtigen! — Der Karl, hat er nicht ſeine Knaben ſittſam erzogen, und brauchbar, daß ſie ihre Sach' jetzt ſchon in der Holzwollfabrik erwerben können? Seit vielen Jahren iſt ihm nicht ein einziges Mal das ewige Licht ausgeloſchen in der Ampel. Wie ein Kindlein tränkt er es, ſo ſorgfältig, ſo liebevoll, ich ſehe es jeden Tag.

Allſamſtägig legt er ſchon mittags ſeine Erwerbsarbeit bei Seite und geht in die Kirche, um die Altäre und Bilder abzuſtauben, die Fenſter zu klären, die Bänke zu reinigen, den Boden auszufegen. Keine Wachskruſte leidet er, keine ſchiefſtehende Kerze, kein Fleckchen am Altartuche. Kein Bild hängt ungleich, keine Fahne ſteht ſchief, jede ſtellt er ſo, daß ſie den Andächtigen die Ausſicht nicht verdecken kann auf den Altar. Manchmal ſchmücken Leute in ihrer Einfalt das Marienbild mit künſtlichen Blumen, er thut ſie weg und ſteckt natürliche daran aus ſeinem Gärtlein. Hat er laut zu beten, ſo thut er's langſam und deutlich, weniger im Tone wie man betet, ſondern wie man bittet. — Und doch! Was ſoll er vor kurzem wieder geſagt haben zu einem Kurgaſte? Wer ein prieſterliches Amt verwalte, der dürfe nichts glauben, ſonſt erdrücke ihn die Ehrfurcht, und er müſſe ſich vor Gott krebsrot ſchämen mit ſeinem Kram.

Und wenn er noch einer von den neuen wäre, den Fremdlingen, der Karl! — Ich verstehe es nicht! Ich verstehe es nicht, weshalb alle Gnade Gottes weichen will von dem Altare zu Sankt Maria.

Einst hatte ich zu mir gesagt: Die Menschen hier werden in ihrem Sinn so beständig sein als ihre Berge. Und es wird wohl so sein.

Alljährlich reißen Wildwässer neue Gräben und Schluchten, einmal hier, einmal dort; alljährlich gehen Lahnen ab, verschütten hier Quellen, um sie anderswo bloszulegen; heute schwemmt der Regen die Felsen kahl, morgen kommt das Eis und sprengt sie. So ändern sich allmählich die Berge; du meinst, von heut' auf morgen, von Jahr zu Jahr wäre es nicht zu merken, aber in einem Jahrhundert ist die Gegend nicht wieder zu erkennen.

Und so wie an den Bergen ändert die Zeit auch an den Menschen. — Wenn mich das nur trösten könnte!

Kommen heute die Kirchenmusikanten zu mir, ihrer fünf Mann hoch, Bauern, Handwerker in der Gemeinde, lauter Schüler des seligen Kornstock. Der junge Stammbachbauer tritt als Sprecher vor und fragt gar höflich wegen des Musizierens auf dem Kirchenchor, wie es in Zukunft sein werde? Die Instrumente kosteten Geld, das Lernen und Üben koste Zeit, sie bäten halt um eine Vergütung. Für die Kurmusik würden sie auch bezahlt.

„Wenn ihr für die Kurmusik bezahlt werdet," antworte ich, „so könnet ihr es in der Kirche um so leichter umsonst thun."

Ja — sie wollten aber Geld. Heutzutage müsse jeder auf sich selber schauen.

„Liebe Leute," sage ich, „Geld hat unsere Kirche keins. Ihr seid in dieser Kirche getauft worden, habet in ihr die heiligen Sakramente empfangen, holet von ihr den Segen für das Gelingen eurer Arbeit, hoffet bei ihr einst in Frieden zu ruhen. Euere Vorfahren haben seit undenklichen Zeiten dem Herrn ihr Lob gebracht und keinen Conto dazu. Wollet ihr uns das bissel Singen und Geigen verrechnen?"

Getauft und copuliert wären sie auch nicht umsonst worden, meint einer, und das Begrabenwerden koste auch Geld, und wenn sich der Herrgott was vorpfeifen lassen wolle, so möge er die Spatzen darum angehen, die thäten es umsonst.

Darauf sind sie recht ungut fortgegangen.

Seither sind zwei Sonntage vergangen und auch das Marienfest, ohne daß die Herren Kurhausmusiker auf dem Chor erschienen wären. Aber am vorigen Sonntage sind während der Messe zwei Schwalben herumgeflogen im Kirchenschiff und haben gesungen.

Nun wissen wir's. An mehreren Wänden fand sich eines Morgens ein ziegelroter Zettel mit der Ankündigung eines volkstümlichen und für jedermann frei zugänglichen Vortrages über das Thema: Woher kommt der Mensch und wohin geht er? — Von der Kirchthür hat diesen Zettel der Karl beseitigt mit dem Bemerken: „Wir werden den Weg schon finden." Und am Sonntage drauf las ein Herr Professor Schwiffang im Kursaale. Er stand vorher

ſtundenlang am Thore und hatte den Augenblick wohl kaum erwarten können, bis er dem verſammelten Volke ſeine Weisheit offenbaren ſollte. Einleitend ſprach er vom wahren Lichte der Welt — der Wiſſenſchaft. Aller Fortſchritt, aller Ideale Erfüllung, alle Macht ſei nur durch die Wiſſenſchaft möglich, und das Eulengeſchlecht der Dunkelmänner wiſſe recht gut, weshalb es das Volk in der Finſternis des Aberglaubens feſthalten wolle. Dann hat er vom Urſchleim geſprochen, von der Urzelle, von niederen Lebeweſen, von unſerem Vater, dem Affen Orang-Utang. Und daß es im tieriſchen Organismus keine freie Selbſtbeſtimmung, keine ſelbſtändige Seele gebe, daß alſo der Menſch mit dem Tode ſeines Körpers für immer aufgehört habe zu leben. — Das war alles. Der Herr wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und trat nach verrichtetem Durſt ab. Zum Glücke weiß der Mann nicht, wie man ſprechen muß, um vom Volke verſtanden zu werden, und ſo gingen beſonders meine Bauersleute, die ſich weiß Gott was erwartet hatten, kopfſchüttelnd davon.

„Wenn er nur nit ſo geſchimpft hätt'!“ ſoll der Staufer-Knecht zu ſeinem Bruder geſagt haben. „Affe! Er ſelber, wenn er will. Ich nit!“

Hingegen ſoll ein Glashüttarbeiter die Meinung ausgeſprochen haben: „Wenn's eh nix giebt in der andern Welt, da greif' ich jetzt zu. Der Herr Profeſſor muß mir ſeine goldene Uhr ſchenken. Er hat ſie eh ſchon lang' gehabt, jetzt will ich ſie einmal haben.“

So wird's halt ſchon hell in den Köpfen, ſeitdem die Herren das neue Licht aufſtecken im Torwald.

Alle Geiſter kommen, einer nach dem andern.

Im Kurſalon war geſtern der Vortrag eines Marquis Roſard. Dieſer Herr will eine merkwürdige Erfindung gemacht haben und ſucht nun den Kapitaliſten, um dieſelbe zu privilegieren und auszuführen. Der Marquis weiß ein Mittel, „friſch verſtorbene" Perſonen ſo herzurichten, daß ſie für alle Zukunft vollkommen unveränderlich bleiben. Die präparierten Leichen legt er in eine flüſſige Maſſe, die durchſichtig iſt wie das reinſte Kryſtall. Dieſe Maſſe kann man in jede beliebige Form gießen, dann wird ſie hart und unzerbrechlich wie Stahl. Sei es nun in. Form eines Sarges, oder Bettes, oder eines aufrechtſtehenden Schrankes, oder einer Säule, — „in dieſem Rieſenkryſtalle bewahrt man den geliebten Schläfer auf, ſichtbar und unverweslich in ſeiner trauten Geſtalt bleibt er bei uns."

Dem Erfinder fehlen aber die Mittel dazu und es ſcheint, daß er auf den Millionär ſpekuliert hat. Herr von Yark aber ſagte: „Was heißt Tote konſervieren? Totes Kapital!"

Mit dieſem Ausſpruche hat der Ritter eine tiefere Wahrheit geſagt, als der Geſchäftsmann wohl ſagen wollte. Hätten wir einen geliebten Toten immer um uns, ſtarr, ſeelenlos, in ewig gleicher Form, unſer Denken und Empfinden für ihn würde bald eben ſo ſtarr und ſeelenlos werden. Nur weil der Tote uns entrückt iſt, weil wir wiſſen, daß er auferſteht, belebt er ſich für uns wieder, umſchwebt uns geiſtig. Weil er unſichtbar iſt, können wir ihn uns in allen beliebigen Geſtalten vorſtellen und in unſerem Leben wirkt er thatkräftig fort. Der Körper aber würde dem Geiſte im Wege ſtehen.

Beſſer, wir haben den Entſchlafenen warm und lebendig in unſer Gemüt eingeſchloſſen, als daß die Mumie ewig ſichtbar und ewig tot in den Kryſtall gegoſſen vor uns liegt, anfangs ein Gegenſtand des Grauens, bald ein Gegenſtand des Abſcheus, endlich ein Gegenſtand der Gleichgiltigkeit, ſchließlich gerade brauchbar als Beſchwerer auf eine Wäſchrolle.

Laſſen wir die Toten zu unſerem Segen unſichtbar ſein, und laſſen wir den Marquis Roſard noch bei Lebzeiten unſichtbar werden im Torwald.

Im Herbſt.

Auf dem Hagenkar ein ſchiefer Tritt, und eine neue Erfahrung iſt da. So geht's oft, daß kleine Anläſſe, die man kaum beachtet, faſt eine Lebenswende bedeuten. Daß ich mir bei dem Verſehgang den Fuß verſtauchte, iſt wenig, daß ich daraufhin wochenlang im Bette liegen mußte, iſt auch nicht viel, daß die Gemeinde ohne Meſſe, Religionsunterricht und Verſehgang ſein mußte, iſt mehr. So habe ich mir beim Konſiſtorium einen Hilfspriester ausbitten müſſen, der auch bald gekommen iſt. Ältlicher Herr mit einer kleinen Glatze; wenn er bei mir ſitzt, ſchweigſam und ernſthaft, ſonſt ſtrenger Prediger. Habe manchmal ſogar in meine Krankenſtube herab ſeine Stimme vernommen. Fremde haben ſich luſtig gemacht über ſein „Kaplandeutſch". Mein Gott, Bauernſöhne im Seminar, man lernt's eben ſo. Nicht wie's, ſondern was geſagt wird! Auf der Kanzel und im Beichtſtuhl war mein Cooperator ein harter Herr! Die Kirchenthür hinter ſich, war er ein weltluſtiger Mann, der mit den Kurgäſten allerlei Vergnügliches mitmachte,

auf den Höfen mit übermütigen Burſchen und Dirnen allerhand Kurzweil trieb. Ob der geiſtliche Herr nicht in der Kirche bei der Predigt geweſen wäre am Sonntag? ſoll ihn ein boshaftes Dirndel einmal gefragt haben, und der Neuwirt hat ihn mehrmals nach Mitternacht mahnen müſſen: „Hochwürden, 's iſt Schlafenszeit!“ Wenn er demnächſt wieder gegen Unzucht und Völlerei wetterte, da lachten die Leute, und wenn er zu lange predigte, ſo gingen ſie hinaus, „er ſoll nur für ſich ſelber predigen!“

Es war ein Ärgernis, und ich wurde zornig auf meinen Fuß, daß er mich ſo lange feſthielt. Wenn der Cooperator mit dem hochgelahrten Schwiffang die halbe Nacht Karten geſpielt und dabei von dieſem das Lob eingeheimt, ein aufgeklärter Prieſter zu ſein, wollte meine Regina ihn nicht in den Pfarrhof laſſen. So legte er ſich in der Holzhütte auf die Scheiter und ging am Morgen von dort aus die Meſſe leſen, ungewaſchen und ungekämmt. Als es offenbar ward, daß er ſich während ſeiner Predigten deswegen ſo oft gegen die Wand kehre, unter dem Schein des Naſenputzens, um Zwetſchkenbranntwein zu trinken, habe ich ihn ganz eigenmächtig fortgeſchickt. Der Rupert hat mich jeden Tag in die Kirche hinauftragen müſſen zum Gottesdienſt; die Schulkinder habe ich zu mir kommen laſſen, bis der Fuß endlich heil geworden.

Etwelche Schulden hat er zurückgelaſſen und, wie die Bosheit wiſſen will, ſonſt auch noch etwas, dieſer infame Windhund! hätte ich bald geſagt. — Mein Gott, unſereiner kann nicht eifrig und gewiſſenhaft genug ſein, um ſolche, wenn auch nur vereinzelt vorkommende Schäden in der Prieſterſchaft wettzumachen.

Manchmal wird mir bang, wenn ich an den Luzian denke. In früheren Jahren hat mir der Prälat öfters geſchrieben, wenn er beſonders mit ihm zufrieden war. Der Knabe (mein Gott, ich ſage immer noch Knabe!) iſt mir in den letzten Vakanzen, als er da war, anders vorgekommen als ſonſt. Und kann doch weiter nichts ſagen. Ich bin halt ſchon ein wunderlicher Alter. Warum ſoll ein junger Menſch nicht luſtig ſein! Nein, nicht das. So aufgeregt iſt er mir vorgekommen, ſo ungleich und täppiſch. Im nächſten Jahr geht's ſchon ins Prieſterhaus. Will ihm's vorher noch recht ins Gemüt führen, was das bedeutet. — Beim Cooperator iſt's wahrſcheinlich verſäumt worden, ihn rechtzeitig aufmerkſam zu machen, was das heißt, ein Prieſter ſein!

Im Mai 1884.

Kommt da mein feines Mädel geſchlichen, ſtaubt ein paar Bücher ab, die ſie erſt abgeſtaubt hat, zieht den Fenſtervorhang über die Scheiben, damit mich etwa die Sonne nicht blende und platzt auf einmal heraus: „Photographieren will er mich!" — „Wer?" — „Der Photograph im Kurhaus. Darf ich, Herr Pfarrer?" — Denke ich: Wann denn ſonſt, wenn nicht jetzt? Schöner als in dieſem Alter iſt der Menſch nie. — „Und daß ich dem Luzian ein Bildlein ſchicken könnte, Herr Pfarrer!" Erlaubt hab' ich's, und wie ſie bei der Thür draußen iſt, hat's mich ſchon gereut. Jetzt haben wir den Götzendienſt. Im Glaskaſten iſt ſie ausgeſtellt, die Leute gaffen hin: Das iſt das Pfarrer-Dirndel! Und kaufen es, das Stück um dreißig Kreuzer. — Es muß weg.

Sie ſelber lacht dazu und kehrt ſich nicht viel nach der Leute Schmeicheleien. Wenn die Herrſchaften wüßten, wie fein ſie ſich luſtig zu machen weiß über ſie. Will's nicht aufſchreiben, das loſe Zünglein. Hätte mir's mein Lebtag nicht gedacht. So betroffen und ungeſchickt wir Alten vor der nie geahnten Wendung ſtehen, ſo unbefangen nimmt ſie unſere Jugend. Auch meine Ottilie thut, als ob's immer ſo geweſen wäre, ſo ſein müßte, ſicher und ſchneidig geht ſie zwiſchen all den unerhörten Dingen dahin. Jetzt ſpricht der liebe Balg aus dem Rauhgraben ſchon von der Eröffnung der Eiſenbahn und weiß die Sachen zu nennen wie ein Techniker. Dabei iſt ſie doch an Einfalt, Güte und Luſtigkeit noch immer die wahre Tochter der Steinfranzelleute. Ich kann wohl ſagen, ſie iſt das Röslein auf dem Dornſtrauch.

Der Schullehrer iſt mir verdächtig. Er ſoll ſich auch eins gekauft haben beim Photographen, aber der Regina träumt ſtehenden Fußes, das Bildel wäre ihm zu wenig. Nein, nein, der ſoll ſich zu einem Globusträger ausbilden, die Ehelaſt könnte dem Lebemann zu ſchwer ſein. Seine Sehnen werden unter gewiſſenhafter Übung mit jedem Tag ſtärker. Gerne ſtreift er ſeine Ärmel auf und ſpannt vor aller Augen die Muskeln. In der Schule fängt er manchmal an, mit den wildeſten Knaben zu boxen, hebt ſich eine Gruppe von Jungen auf die Achſeln, auf den Nacken, baut darüber einen hohen Turm auf, aus lauter johlenden Rangen und ſteigt damit im Garten herum. Auf dem Dachfirſte des Schulhauſes hat man ihn geſehen hinwandeln mit einer langen wagerechten Heuſtange und dann in weitem Bogenſprung über den Hollerſtrauch hinaus auf den Raſen hüpfen. Vom Ritter Joſef, der ihn

wohl leiden kann, borgt er ſich bisweilen ein Reitpferd aus, welches ihn aber nicht öfter als einmal auf die Wieſe gelegt haben ſoll. Jetzt ſetzt er damit über die Eiſing wie ein Fidſchipfeil. Das Kurhaus erzählt ſich luſtige Hiſtörlein von einem ſchneidigen Schullehrer, der im Neſſelſchachen draußen einem Stadtherrlein beim Säbelduell die Naſenſpitze abgehauen haben ſoll, weil das Stadtherrlein ihn ſtatt Schullehrer: Schulmeiſter genannt hätte. Na, das muß freilich geſühnt werden! Die Naſenſpitze iſt im Schachen begraben, das Stadtherrlein iſt abgereiſt, der Sieger ſchweigt, und wer ihn deshalb aufziehen will, den überzeugt er, daß der Boden hart iſt. — Der Zaunſtiegelhofer hat einen Stier, welcher ſich in den Geruch unbezähmbarer Wildheit zu ſetzen wußte und ſchon manche elegante Trägerin bunter Kleider brüllend in die Todesangſt gejagt hat. Mit dieſem Recken hat unſer Sandor auch angebunden. Er band ſich ein rotes Tuch vor den Bauch und hub an, das Gebrülle des Tieres nachzuahmen. Dieſes hebt den Schwanz ſchwingend wie eine Peitſche, gräbt mit den Vorderfüßen den Boden locker, daß der Sand fliegt und fährt auf den Lehrer los. Leute, die es ſehen, erheben ein Jammergeſchrei, der Lehrer packt den Stier bei den Hörnern, ſteht mit den Beinen ſtramm, und ſo ſtemmen ſich die beiden Herren einander entgegen. Einmal weicht der eine ſeinen Schritt zurück, einmal der andere, jeder ſchiebt immer wieder vor, beide ſchnaufend und gröhlend, finſteren Trotzes. Als aber eine Viertelſtunde vergangen iſt, denkt ſich der Ringenden einer: Der Geſcheitere giebt nach, und weicht endgiltig zurück. Und das iſt der Stier geweſen. — Nein, nein. Für dieſen Löwen wäre meine Wildtaube nichts.

Der Rolf fällt mir ein. Der Burſche hat Glück. Jetzt hat ihm ſein Regiment den Abſchied zugeſchickt, in Berückſichtigung deſſen, daß er der einzige iſt beim Schmiedhauſe. Gott Lob und Dank! Es iſt hier, deucht mich, eine große Gefahr vorübergegangen. Der wäre im Kriegsfalle ſtandrechtlich erſchoſſen worden. Jetzt mögen ihm die Borſten wachſen wie der Will, dem Waldbären. Sie wachſen ihm aber nicht. Wenn er vom Dreibrunnwald herabkommt, um bei mir Bücher auszutauſchen, da hat er ſeinen Blondkopf ſorgfältig gekämmt und iſt ſittſam und ſchamhaft wie eine Kloſternovize. Das letzte Mal will er mir gerade etwas erzählen, als zufällig die Ottilie ins Zimmer tritt. Er bleibt mitten im Satze ſtecken — ganz verwirrt.

„Das Buch über Johannes Huß bringſt du mir da zurück," ſpreche ich, um ihm aus dem Traum zu helfen. „Nicht wahr, das iſt ein Unhold geweſen, dieſer Huß?"

„Das kann man juſt nicht ſagen," antwortet er innerlich erregt. „Recht hat er gehabt — der Huß, daß er —. Hat's mehr mit dem Herrn Chriſtus gehalten, als wie — als wie ... Wer chriſtlich geſinnt iſt, hat er geſagt, und wenn er auch nicht getauft wär' ... Und wer nichtsnutzig iſt — und hätte er einen ganzen Keſſel voll Taufwaſſer, einen ganzen Keſſel, der, der ... hat er geſagt, iſt der Antichriſt, und hat niemand ausgenommen, den Biſchof nicht und — und den Gottsoberſten auch nicht ..."

„Rolf!" rufe ich aus und denke, das Mädel hat ihn verwirrt. — „Ottilie, ich glaube, die Regina hat dich gerufen!" Und als ſie draußen iſt: „Aber hörſt du, Rolf, wie lieſeſt denn du? Gerade dieſes Buch widerlegt es gründlich, was du da geſchwatzt haſt."

„Das kann's halt nicht," ſpricht er. „Chriſtus hat

gerade ſo geſagt, wie der Huß.“ — Jetzt konnte es doch das Mädel nicht mehr ſein.

„Mein lieber Rolf! Wenn du die Bücher mißverſtehſt, dann werde ich dir keine mehr borgen. Du biſt zu viel allein, du grübelſt zu viel. Du mußt herab. Hat dein Vater gegrübelt? Der hat fleißig gearbeitet und gebetet, iſt mit Leuten umgegangen, hat Weib und Kind gehabt. Wenn du ſchon ſo voller Nächſtenliebe biſt, ſo mußt es auch ſo machen. Vom Wald mußt mir hervor!“

Er ſchüttelt den Kopf: „Wenn der Antichriſt nicht da wäre!“

Auf dieſes Wort kann ich einen Augenblick gar nicht ſprechen. Das hat mir einen Stoß gegeben. Es auf einmal ſo laut und klar ausſprechen zu hören!

„Iſt er denn nicht auch in deinem Walde?“ frage ich dann. „Du haſt dich abgeſchloſſen von allem weltlichen Treiben, haſt gute katholiſche Bücher zu Rat und Lehr', ſollteſt deines wackeren Vaters Vorbild im Herzen tragen und biſt irre und ſprichſt wie ein — wie ein —“

„Sprechet das Wort nur aus, Herr Pfarrer. Wie ein — Chriſt. Ob ich die Gnade habe, es wirklich zu ſein, das kann ich auch nicht wiſſen, aber den guten Willen habe ich wohl, nach den Geboten Chriſti zu leben.“

So etwas zu hören von einem Waldmenſchen! Ich reiche ihm die Hand: „Wir müſſen demütig ſein, ſchau, aller Menſchen Weisheit und aller Gelehrten Grübelei iſt nichts. Der Herr leuchte uns ſein Licht. Wenn du ſchon glaubſt, es im Walde zu finden, ſo kehre wieder heim in deinen Wald. Heim, ſage ich, mein Rolf, denn manchmal iſt mir ums Herz als —“ — als müßte ich auch

mit dir! wollte ich beiſetzen. — Anſtatt daß dieſer junge Menſch ſeines Pfarrers Fährte und Troſt bedarf, möchte ſchier der Pfarrer ihm folgen . . .

Am 3. Juli.

Schon viel hatte ich gehört von Gewittern im Hochgebirge. Geſtern bin ich in einem geweſen.

Vormittags holte mich ein Knabe zum Hirtner auf der Selchwieſe. Die Selchwieſe iſt eine Alm, die auf einer Hochebene liegt zwiſchen dem Dreiſpitz und dem Reckenſtein. Auf der Eiſingbrücke ſtand ein Stadtherr und beglückwünſchte uns zum ſchönen Tag. Beim Fockthor kniete der alte Pechbrenner; als er ſich nach dem geſpendeten Segen raſch bekreuzt hatte, rief er uns nach: „Ihr kommt heut' in ein abſcheuliches Wetter. 's hat ſich die Katz' gewaſchen früh morgens.“ — Als ich mit dem Allerheiligſten hinter dem Boten herging durch die Waldungen hinauf, war es ſelbſt im Schatten ſo ſchwül, daß ich oft ſtehen bleiben und nach Atem ringen mußte. Kein Lüftchen, kein Vogelſang zu hören, keine Ameiſe zu ſehen auf den Baumwurzeln. Vom Reſchanger aus ſahen wir, daß über der Hohen Rauh bleigraues Gewölke aufſtieg, deren oberſte Kuppen aber ſo blendend weiß herüberſchimmerten, daß der Wald hinter uns in einer faſt lehmfalben Beleuchtung ſtand. Als wir über den Hulſchlag gingen, war der Sonnenſchein vergangen. Der Himmel war grau, doch ſtanden ſchwarze, weiße und ſchwefelgelbe Wolken darin, und an den Schründen der Gewände ſanken Nebelſträhne nieder. Wir gingen über die Schütterhöhe hinein, wo auf Heidekrautboden-

schütter zerstreut die zwergigen Fichten mit den langen Flechten stehen. Die Äste dieser Bäume sind von den Stürmen so gewachsen und zerzaust, daß alles Astwerk gegen Osten hin gekehrt ist. Heute regte sich kein Zweiglein. Hier wurde es auf einmal dunkel, so daß das Licht in der Laterne des Boten leuchtete wie in der Abenddämmerung. Er hütete das Flämmlein mit Fleiß, denn es war an der Ampel des Altars angezündet worden. Nun huben große Tropfen an zu fallen, und plötzlich waren wir mitten im Nebel, der von dem erwachenden Winde gepeitscht zwischen den Bäumen dahin flog. Mehrmals lichtete es auf, und da sahen wir, daß es drinnen in den Rauhgegenden vom Himmel niederging in gelblich-weißen Streifen, und ein Sausen war, als wäre in den Lüften irgendwo ein großer Wasserfall. Wir waren so schnell gegangen, daß uns der Schweiß niedertropfte von der Stirn, aber mein Knabe sagte, wir hätten noch eine gute Strecke bis zur Hütte des kranken Hirtners. Und nun goß es herab. Der Sturm warf uns Wasser und Eis ins Gesicht, brauste in dem verknorpelten Geäste der Bäume und wühlte den Rasen auf. Ich mußte mich einmal an einen Baum stemmen, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Chorhemd und Stola waren augenblicklich vollgesogen wie ein Badeschwamm, und von meiner Kappe rieselte das Wasser in den Nacken hinab. Höre ich auf einmal: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“ und wird mir ein schwerer Mantel über den Leib geworfen. Der junge Ritter ist's, der Josef, er steht da, mit Jagdgewehr und Waidtasche, hängt mir seinen Wettermantel um, und dann eilt er voraus, um einen Unterstand zu suchen. Die Blitze flackern matt durch den dichten Nebel

und die Donner röcheln ſchwer und dumpf. „Es kommt grob!“ ſagt mein Knabe. Da ſpringt der Herr Joſef herbei und zerrt mich mit ſich gegen eine alte Tanne, es iſt dieſelbe, welche aufragt über das Zwergholz, und die man auch von unſerer Kirche aus ſehen kann. Sie ſteht auf der Schütterhöhe wie ein ſpitzer Turm in den Himmel hinein. Ich will an die Blitzgefahr erinnern, da bin ich ſchon drinnen, denn wir haben keine Wahl. Der Baum iſt hohl und hat Raum für alle drei. Ich ſtelle das Heiligtum auf Moder, der Bote ſtellt die Laterne dazu und wir zwei knien davor nieder. Der Herr Joſef wird wohl auch ſein Gebet gehalten haben, er ſchaut ins Freie, wo jetzt der Tanz losgeht. Die ſtarren Bäume dröhnen und pfeifen ganz betäubend im Sturm, die Schloßen ſauſen in Kreuz und Quere durcheinander, und jedes Korn ſpringt wieder hoch auf. Über den Raſen fegt es Struppwerk, Waſſer und Nebel ſchäumend hin, und obſchon der Boden faſt eben iſt, ſo wälzen die Waſſer doch ganze Hagelhaufen vor ſich her. Ein toſender Waſſerfall von den Wipfeln. Ein paar Mal blendet der Blitz, ein paar Mal ſchwankt unſer Tannenbaum vor dem Donner, nach welchem das Schütten ſtets größere Heftigkeit gewinnt. Das Eis ſauſt ſchnell, die abgeſchlagenen Zweige fallen langſamer nach.

Es mag wohl eine halbe Stunde ſo gedauert haben, bis die Gewalten erſchöpft zu ſein ſcheinen. Gleichmäßiger ſtreicht der Wind, der Hagel iſt in einen leichten Regen übergegangen, und ein ſcharfer Waldharzgeruch erfüllt die froſtige Luft. Wir rüſten uns zum Weitergehen und treten hinaus auf den kniſternden Hagel, der ſtellenweiſe fußtief liegt. Als der Herr Joſef eines der nußgroßen Hagelkörner aufhebt und auseinanderſchlägt, zeigen ſich im

Bruch drei Ringe, ein ſchneeweißer, ein waſſergrauer und wieder ein weißer. „Da ſehen Sie,“ ſagt er, „das Stück iſt durch drei Luftſchichten herabgefallen.“ Und wie ich noch die Nebel betrachte, die jetzt träge herumwallen, ſchreit mein Knabe: „Der Baum brennt!“ Und ſehen wir, wie der Wipfel des rieſigen Tannenbaums, in deſſen Höhlung wir Schutz gefunden, im Feuer ſteht. Der Knabe ſtellt ſeine Laterne auf einen Hagelhaufen, kniet nieder, und die beiden Hände gegen das Allerheiligſte hebend ruft er hell wie in Verzückung: „Chriſti Herrgott! Du biſt wohl brav, daß du uns nicht haſt erſchlagen laſſen!“

Der Joſef hat ein wenig unſicher hingeſchaut, er wird nicht gewußt haben, über was ſich ein kluger Weltmenſch mehr wundern ſoll, über den Blitz, der in den Baum geſchlagen, ohne einen der Unterſtehenden zu verletzen, oder über die frommgläubige Dankbarkeit des Knaben.

Wie wir zu den erſten Blößen der Selchwieſe kommen, ſteigen die Nebel an den Wänden empor, und vor uns liegt eine weite Winterlandſchaft. Alle Almen ſind mit einer weißen Schicht überdeckt, durch welche ſtellenweiſe die vielarmigen Striemen der Gießbäche und der Erdlahnen niedergehen. Aus den Schluchten herauf donnern die lehmbraunen wirbelnden Wildſtröme. Von den Nadelbäumen hängen die Fetzen nieder, die Laubhölzer, als beſonders die Ahorne und die Bergeſchen, ſtehen kahl wie zur Weihnachtszeit. Gar mancher Baum iſt geſpalten von oben bis unten, und ſeine Trümmer ſind weit hingeſchleudert über den Plan. Aus den Eisfeldern ſteigen immer wieder Nebel auf, und über dem Hochgebirge ballt ſich ein neues Gewitter zuſammen, kaum noch das erſte dort unten über den Beilerſtein hinausgetobt hat.

Nachdem der Herr Josef für seine freundlichen Dienste bedankt worden ist, und er seinen Weg gegen das Jagdhaus am Dreispitz genommen hat, sind wir endlich zur Hütte des Hirtners gekommen. Dort ist an den Fenstern keine Scheibe ganz, so daß der Wind durch und durch winselt. Kaum der Kranke meiner ansichtig wird, hebt er seine geballte Faust und sagt mit heiser bellender Stimme: „Pfarrer, gedenket meiner Red', das Wetter ist gehext! Das hat die alte Hexe gethan, die Schwaigerin Liesel!"

„Freund," sage ich, „wenn du das allerheiligste Sakrament empfangen willst, das ich für dich mitgebracht habe, so laß ein solches Reden sein! Das Gewitter hat der allmächtige Gott geschehen lassen, und die alte Liesel ist trotz ihres Höckers ein Kind Gottes wie jedes andere."

Murmelt der Mann unter seine Bettdecke: „Ist schon recht, ein Kind Gottes, ist schon recht. So soll er bestraft werden an seinen Kindern, daß er sich's merkt. — Was soll ich denn jetzt mit meinen Ochsen und Kälbern machen, wenn alles Gras in den Erdboden hineingedroschen ist! Geht mir weg, jetzt freut mich schon gar nichts mehr!"

Und der alte Mann, der so spricht, ist bis auf den Tod krank; ich habe ihm recht viele gute Worte geben müssen, bis sein Unmut geschwunden ist, und er endlich doch mit Andacht die Sterbesakramente empfangen hat.

Darauf bin ich in Gestalt des alten Hirtners dem Thale zugegangen. Denn weil mein Gewand ganz und gar durchnäßt war, so hat der Hirtner mir seine Lodenkleider geborgt, die schweren Bundschuhe, den breiten Filzhut und den mächtigen roten Regenschirm, und so bin ich zum hellen Entsetzen meiner Weibsleute am Abend heimgekommen.

Heute morgens nach der Meſſe war mein erſtes, daß ich hinaufſchaute gegen die Schütterhöhe. Sie iſt noch ſchneeweiß. Der alte Tannenbaum ragt faſt wie ſonſt in den Himmel hinein. Nicht einmal der Blitz hat ihm was anhaben können.

Am 4. Juli.

Das vorgeſtrige Gewitter hat arg gewirtſchaftet. Viele Hunderte von Lahnen ſollen abgegangen ſein im Gebirge und noch fortwährend abgehen, weil der Boden ganz durchwäſſert iſt. Im grünen Thale breitet ſich manche Steinwüſte aus, und viele Bäche haben ihr Bett gewechſelt. Obwohl es im Thale ſelbſt nicht gehagelt hat, liegen vor dem Kurhauſe Berge von Eis, die das Waſſer herabgeſchwemmt hat. Die Fremden ſollen während des Wetterns und Krachens und Brüllens unſinnig gejammert haben. Die Bauern, deren Hab und Gut zu Grunde ging, ſind gefaßt geblieben. Heute ſcheint die Sonne, aber aus den fernen Schluchten herab donnern immer noch die Wildbäche, und die Eiſing führt ein dickes braunes Waſſer durch das Thal.

Am 9. Juli.

In der letztvergangenen Nacht klopft an meine Thür die Regina: Ich möchte nicht erſchrecken, es wäre ein Dieb am Fenſter! Ich eile über die Stiege, in den Hof, dort iſt eine Leiter angelehnt nach dem Kammerfenſter der Ottilie. Der Rupert hat das Hofthor geſchloſſen und ſteht daneben verwegen mit einem großen Beil. „Was, Beil!“ ſage ich,

„den Haſelſtock bringe mir!“ Da huſcht die Leiter herab ein Mann; ehe er noch den Boden berührt, hat ihn der Rupert beim Kragen. Wie die Regina mit dem Lichte kommt, iſt es dieſer verdächtige Menſch, der Holz-Hoiſel, der jetzt beim Ritter Yark in Arbeit ſteht. „Mathias!“ rufe ich ihn an. Er läßt ſich aufs Knie nieder: „Bitt' um Verzeihen, gnädiger Herr, ich hätt's ja gebeichtet, hätt' ja ohnehin alles gebeichtet. Weiß mir nit zu helfen, die Dirn hab' ich halt ſo viel gern!“

„Soll ich ihm ein paar geben?“ fragt mich der Rupert.

„Sperre ein andersmal das Hofthor ſorgfältiger zu!“

„Nachher muß ich übers Dach hereinſteigen,“ jammert das Ungeheuer. „Mir iſt's angethan, ich verſterb' wie ein Hund, wenn ich ſie nicht kann haben. Sie iſt mir vom heiligen Gott Vater ſelber beſtimmt, anders iſt's nicht. Bin ja eh kein ſchlechter Menſch, und was nit recht iſt, das thu' ich fleißig beichten.“

Jetzt habe ich ihm aber die Füße flink machen laſſen. Vom Schlafen war keine Rede mehr. Die Ottilie ſitzt die ganze Nacht neben dem Bette der Regina und zittert wie ein Huhn. Noch Schelte kriegt ſie, und was ſie wohl für Anlaß gegeben! Obſchon wir's wiſſen, daß er jeder nachſtellt. In meinem Kopf hämmert der Zorn gegen den Unmenſchen, den Heuchler, der ſich allemal auf die Sakramente beruft. Wenn ich ihn nur in der Kirche ſehe, ſo wird mir ſchon unheimlich.

Was bin ich für ein Seelſorger? Bin ich zu ſäumig, zu nachſichtig? Lehre ich zu lückenhaft? Iſt an mir ſonſt was nicht in Ordnung? Der eine lieſt Chriſtiwort und mißverſteht's. Der andere betet mit dem Mund und flucht mit dem Herzen. Wieder ein anderer beobachtet ſtrenge den

Kultus und glaubt an nichts. Noch ein anderer opfert dem Altare und betrügt die Leute. Und dieſer meint ſeine dunklen Werke mit der Beichte abthun zu können. Gut, er ſoll mir beichten! Er ſoll mir nur geſtehen, daß er die Bachhäuslerin zu Schwarzau und den unglücklichen Tobias Steger auf dem Gewiſſen hat! Mir ſagen von der Almerin, die über die Felswand geſtürzt ſein ſoll! Ob ſein Kerbholz nicht noch andere Marken hat! Ich trage das Siegel Gottes zu Gericht! Es geht über meine Kräfte, ich trage es zu Gericht! Gottes Mühlen mahlen mir zu langſam bei dem Hoiſel.

Es iſt, als ob eine Seelenſeuche läge über aller Welt, als ob das Sonnenlicht vergiftet wäre, das ſonſt ſo voller Segen und Gnaden niedergeleuchtet hat aufs grüne Waldland! — Betrübt bin ich manchmal bis zum Sterben.

Am 1. Auguſt.

Bei dem Eiſenbahndamm nächſt Unterſchuttbach iſt heute ein Arbeiter verunglückt. Beim Sprengen eines Steines iſt ihm ein Stück in die Bruſt geſprungen, man ſoll durch die Wunde bis an den Lungenflügel hineinſehen. Bei dem wird doch ein Blick ins Innere möglich ſein, ich bin hinabgegangen. Ob er vielleicht die Tröſtungen der Religion wünſche? In der großen Baracke auf einem Strohbund liegt er, ein noch junger Mann, mit ſeinem halbſtarren Auge ſchaut er müde in den Tod hinein. Ich will ihn tröſten, er ſtammelt: „Weiß, wie es ſteht mit mir, der Arzt hat's ſchon geſagt.“ Ich frage, ob er vielleicht ein Anliegen habe, das zwar nicht der Arzt, wohl aber der Heiland ſchlichten könne? Mit zuckendem Munde

ſtammelt er: „Mir kann kein Menſch und kein Gott mehr helfen.“

Alſo habe ich wieder fortmüſſen. Sonſt iſt das Gottesbedürfnis wenigſtens auf dem Sterbebett zum Vorſchein gekommen. Und jetzt? Ohne Reue und ohne Sehnſucht vergehen! Das Licht Gottes iſt ausgelöſcht auf Erden.

Unterwegs nach Hauſe treffe ich mit dem jungen Ritter zuſammen; er hatte mich in ſeinen hohen Juchtenſtiefeln eingeholt und erſuchte höflich, ob er mich begleiten dürfe. Sein Vater iſt in Geſchäftsſachen abweſend, ſo hat der Joſef dieweilen einen Brückenbau am Keilerſtein zu überwachen. Die bauen anders Brücken, als wir! Dreimal ſo hoch und fünfmal ſo lang, alles mit Quadern. Da kann freilich das Wildwaſſer nichts machen. In den Raigbergen drüben wird geholzt und nach Kohlen geſchürft, deshalb die Brücke. Ich dachte, wie es ſein Vater zu thun pflegt, ſo wird nun auch der junge Herr anfangen, von den Vorteilen zu ſprechen, die das Torwaldthal durch die Sommerhäuſer, Gewerke und Eiſenbahn erfährt. Im Gegenteil, der Herr Joſef ſcheint meine Unbehaglichkeit zu merken. Ich würde wohl lieber allein gehen, meinte er, und den Fremden ausweichen, die das einſt ſo ſtille Alpenthal nun überſchwemmen. Eigentlich thäte es auch ihm leid um die zufriedenen Exiſtenzen und ihre Altſtändigkeit, aber die Welt ſei denn einmal in Umwandlung begriffen. Morſche Balken blieben noch am längſten beiſammen, wenn ſie ſich auf dem Strome weitertragen ließen.

Ich habe mir gedacht: So ſprechen ſie halt und möchten ſich rechtfertigen. Doch er ſetzte bei: „Mir gefällt's auch nicht, Herr Pfarrer. Ich glaube Sie zu ver-

ſtehen, und wenn es nach meinem Willen ginge, dürfte Torwald nicht moderniſiert werden."

Mußte ich antworten: „Es geht ja nach Euerem Willen."

Sagte er: „Thun wir's nicht, ſo thun es andere und machten es am Ende noch ſchlechter. Sehen Sie, Herr Pfarrer!" Er bückte ſich nach einem roſtbraunen Knollen, der von einer Fuhre auf die Straße gefallen ſein mochte: „Wiſſen Sie, was das iſt?"

„Das iſt ein ſchmutziger Stein," ſage ich.

„Das iſt der Schatz vom Torwald," ſagt er, „und den wird jeder ausnützen, der ihn findet. Es iſt Eiſenſpath. — Der wird noch Lärm machen im Torwald!"

„Davon verſtehe ich nichts. Mir iſt nur um die heimiſchen Leute, ſo viel ihrer noch vorhanden ſind."

Darauf der junge Herr: „So viel an mir perſönlich iſt, habe ich mir vorgenommen, die alten Sitten und Anſchauungen dieſes braven Volkes möglichſt zu ſchonen."

„Das glaube ich, mein Herr, aber wenn dieſes brave Volk nicht mehr da iſt! Wenn es ſich verlaufen hat, weil man es aus dem Boden geriſſen!"

Als wir ſo ſprechen, ſehe ich von Sankt Maria herab einen jungen Menſchen flink des Weges kommen. Er hat ein Stöcklein in der Hand und eine kleine Seitentaſche um und von den ordentlichſten iſt das keiner, weil er ſein ſchwarzes Beinkleid nicht aufſtülpt über den Stiefeln, ſo daß es faſt im Straßenſtaube ſchleift. Und es iſt der Student, der Luzian. Verlegen iſt er und mich dünkt faſt, als hätte er mir ausweichen wollen. Meines Begleiters wegen wahrſcheinlich.

„Wie?" rufe ich ihm zu, „ſchon Vakanzen? Warſt du ſchon im Pfarrhof? Gehſt du mir entgegen?"

Er ſtottert etwas von ſeinen Eltern im Rauhgraben, von ſeiner Schweſter, von Dank und Wiederſehen, ich hab nicht recht hingehorcht und gedacht, wir werden ja alles beſprechen. Ehe ich mich beſinne, lüpft er ſein graues Hütlein und läuft davon.

Nicht ohne Abſicht habe ich nun angefangen, dem reichen Herrn von dieſem Studentel zu erzählen: Ein gar braver talentierter Schüler, einer ganz mittelloſen Familie entſtammend, in Alpenzell ſoeben das Seminar abſolviert. Jetzt ſtehe er vor dem Prieſterhauſe, und es ſei zu hoffen, daß ſich Gönner finden, die dem jungen Manne ſeinem Ziele vollends zuführen; die Mittel zum Weiterſtudieren thäten halt fehlen. Und was das wieder einmal ein Freudentag ſein würde für die alten Torwalder, wenn einer der Ihren ſeine Primiz halten könnte in der Kirche von Sankt Maria.

„Iſt das eine Sorge für Sie, Herr Pfarrer?" fragt der junge Herr von Yark. „Dieſelbe übernehme ich, wenn Sie erlauben. Wie ſich's auch wendet in der Welt, brave Geiſtliche werden wir immer brauchen. Wie viele Jahre Studium bedarf er noch? Drei ſagen Sie. Er ſoll ſich einmal bei mir ſehen laſſen in den Vakanzen. Es freut mich, wenn ich Ihnen dankbar ſein kann."

„Dankbar! Mir? Wofür?"

Er bleibt ſtehen, hebt den Arm ein wenig, als wollte er meine Hand faſſen, hält aber inne. „Sie haben ſich mir wohlwollend gezeigt, Herr Pfarrer. Sie haben mir nicht merken laſſen, daß Sie einen Unterſchied machen zwiſchen mir und meinem Vater."

„Wieſo einen Unterſchied?“ habe ich fragen müſſen.

„Sie wiſſen es ja,“ ſagt er, „daß meine Familie ſich Ihrer Kirche angeſchloſſen hat, und daß ich es nicht gethan habe. Hat mein Vater Herzensgründe gehabt, es zu thun, ſo habe ich ſie gehabt, es nicht zu thun. Ich muß mich Ihnen ausſprechen. Sie halten etwas darauf, daß man ſeinen Vorfahren treu bleibt in Leben und Lehre. Wenn Sie mich fragen: glaubſt du den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs? ſo muß ich antworten, das weiß ich nicht. Wenn Sie mich einladen, einen fremden Glauben anzunehmen, ſo muß ich antworten: nein! Kann ich ſchon meiner Väter Glauben nicht mehr feſthalten, wie ſoll ich mich einem fremden verpflichten? Das wird nicht Ihren Beifall haben.“

„Es hat ihn, es hat ihn!“ fährt's mir heraus, ſeine Offenheit hat mir ſo wohlgethan, daß ich meines Amtes einen Augenblick vergaß. Als ob der Herr befürchtete, daß ich mein Urteil zurücknehmen könnte, hat er ſich bei der nächſten Wegzweigung von mir verabſchiedet. Raſch, aber faſt herzlich. Ja, ſollte ihm an der Meinung eines alten katholiſchen Pfarrers denn etwas gelegen ſein?

Eiſenſpath! Und der ſoll neues Unheil bringen? Ich verſtehe es nicht. Schlimmer als das Eiſen, deucht mich, iſt das Gold. — Und nun will ich doch ſehen, wo der Student ſteckt.

Am 30. Auguſt.

Im Volke herrſcht die Sitte, daß ein Werkzeug, durch welches jemand ſchwer verwundet wurde, aufbewahrt wird zum ewigen Gedächtnis, ſei es im Hauſe oder in einer

Gnadenkirche. Also will ich auch dieses Schreiben aufbewahren und hier hinterlegen. Heute habe ich es erhalten.

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Seit unserer Begegnung auf der Straße, wo ich mich sehr schmählich benommen habe, bin ich ganz ruhelos gewesen. Anfangs ging ich so weiter, und wußte nicht wohin. Fort über die Alpen, die sollen schön sein, mir haben sie nicht gefallen. Meine Reisegefährten heißen Zwiespalt und Selbstanklage. Das Unrecht, das ich an meinen Wohlthätern habe begehen müssen, ist nicht zu entschuldigen — und auch nicht zu vermeiden. Seit länger als einem halben Jahre habe ich mit mir gekämpft. Am besten wäre es doch gewesen, wenn ich es Ihnen damals gesagt hätte. Ich habe nicht den Mut gehabt. — Geistlich kann ich nicht werden. Damit, was man mich hat lernen lassen, werde ich schon für mich sorgen. Daß ich kein katholischer Priester sein mag, ich kann nichts dafür. Verliebt bin ich nicht. Ich weiß nicht, was es ist. Meine Eltern habe ich besucht, aber nichts gesagt, der Ottilie habe ich mir gar nicht unter die Augen getraut. Nur Ihnen muß ich's gestehen, Sie werden mir verzeihen, mein Wohlthäter. Ich will Ihnen nicht früher vor das Gesicht kommen, als bis Sie es sehen, daß ich Ihrer Güte und Sorge wert gewesen bin. Verlassen Sie nur meine Eltern nicht.

Luzian Stelzenbacher.

Zürich, am 27. August 1884."

Das arme Mädel hat die ganze Nacht geweint. Seit Jahren betet ſie täglich ein Vaterunſer auf die Meinung, daß wir die Ehrmeſſe ihres Bruders erleben möchten. Und jetzt dieſer Brief!

Verliebt iſt er nicht, natürlich! Ein dummer Junge iſt er und hat ſich einen Floh ins Ohr ſetzen laſſen. Und jetzt vagabundiert der Nichtsnutz in der weiten Welt herum und hat gewiß keinen ganzen Schuh am Fuß und nichts zu eſſen. Nur eine Stunde möchte ich ihn im Pfarrhof haben. Zuerſt ſatt füttern und nachher auf die Bank legen ...

Am 31. Auguſt.

Heute nach dem Gottesdienſte, als der Steinfranzel auf dem Kirchhof am Grabe ſeiner Vorfahren kniet, wie er's gewohnt iſt an Sonntagen, bin ich zu ihm gegangen und habe es ihm ſchonend beigebracht. Er ſchlägt die flachen Hände zuſammen, daß es klatſcht und ſchreit: „Da hat man's!" Dann ſteigt er an der Mauer ſo hin, als ob er die bröckelnden Steine prüfen wollte, und murmelt: „Gedacht hab' ich mir's! Gedacht hab' ich mir's! — Höret, Pfarrer, meinem Weib, dem ſagen wir nichts. Die ſoll ihren jungen Pfarrer haben, ſo lang's geht. Vier Jahr dauern lang, wer weiß, ob wir's eh erlebt hätten. — O du verdangelter Stritzel, jetzt ſpringt er aus!"

Darauf iſt er heiter wie immer in ſeinen Rauhgraben gegangen.

Wenn ich doch wüßte, warum! Wenn er's nur ſelber wüßte! Hat er's denn ſchon gemerkt, daß es mit uns nicht mehr ſo gut beſtellt iſt wie ehedem? Hat er gehört,

daß es mit dieſem Faden zu Ende ginge? Geſagt wird's ja. — Zwanzig Jahre iſt er alt. Knäbel, ich weiß es beſſer, warum du nicht in die Kutte willſt, als du ſelber! Giebſt du dieſen Gründen nach, dann bleiben ſie dein harter Herr, giebſt du ihnen nicht nach, dann ſinken ſie bald zuſammen und ſind endlich gar nicht mehr vorhanden. — Wenn's anders eingerichtet wäre bei uns katholiſchen Prieſtern! — Hatte ich nicht einmal darüber geſchrieben? Und ſie haben mich in den Torwald geſchickt nach Sankt Maria.

Geſtern habe ich des Luzian wegen an den Prälaten berichtet. Der Ausreißer muß aufgeſucht und zurückgebracht werden.

Am 3. September.

Der Prälat ſchreibt: nicht ſuchen, nicht zwingen. Hätte er zwiſchen Haut und Knochen erſt abgewirtſchaftet, dann würde er ſchon ſelber wiederkommen. Mag ſein. Ich glaube es aber nicht.

Am 5. September.

Alſo morgen wird er kommen. Alles thalab und thalauf iſt aus Rand und Band. Ich glaube nicht, daß in den hinteren Gebirgshäuſern zehn Menſchen zurückgeblieben ſind. Schon heute iſt alles da. Jedes Haus iſt heute Wirtshaus, ſelbſt unter den Bäumen wird Bier geſchänkt, und Torwald iſt wie ein großer Jahrmarkt, der von Unter- bis Oberſchuttbach geht. Die Sommerhäuſer beflaggt, das Kurhaus hat Fahnenſtangen ſo hoch wie ein

Kirchturm. Der Gemeindevorstand Zaunstiegel scheint alle roten und blauen Tücher und Weiberröcke, alle weißen Hemden und Plachen in die Lüfte gehißt zu haben, so bunt wimpelt's herüber von seinem Hause. Die Bahnhöfe in Unter- und Oberschuttbach sind eingesponnen in Ranken und Kränze. Sankt Maria selbst hat keinen Bahnhof und den Wunsch des Gemeindevorstandes, den Kirchturm zu beflaggen, habe ich überhört. Für morgen Abend ist ein Jubelfest veranstaltet, aber nicht in der Kirche. Wenn man nur den guten Kornstock aufwecken könnte! Der hätte sich's auch nicht gereimt, welchen Tag seine Musik einmal verherrlichen wird. An allen Häuserecken auf großen Anschlagbogen steht es: „Zur Feier der Eisenbahneröffnung im Kurhause zu Torwald die große Maiensymphonie von Michael Kornstock."

Wie öde sind die Feste im menschlichen Leben ohne Weihe des Ewigen! Der Kultus des Ewigen hebt uns hinaus über den einen schalen Tag, bringt uns in Gemeinschaft mit aller Vergangenheit und Zukunft, bringt uns zur Menschheit und zu Gott, macht uns selig in der Ahnung einer unendlichen Erhabenheit und einer unendlichen Schönheit!

Wie traurig wäre das menschliche Leben ohne Schönheit und Weihe des Ewigen!

Am 6. September.

Auch dieser Tag ist vorbei. Wir sind mit zwei eisernen Strängen angeschmiedet an die große Welt. Die Schienen, diese eisernne Doppelstriche sind das Gleichungszeichen

der Menſchheit, hörte ich einmal ſagen. Am 6. September 1884 iſt der erſte Eiſenbahnzug angekommen im Torwald. Mir ſelbſt, als wir vom Söller des Gralhauſes hinausſchauen, iſt geweſen, als ſähe ich ihn das erſte Mal im Leben; ſo habe ich nur mit den Augen der Pfarrkinder geſchaut, die es jetzt erleben. Denn es iſt nicht bloß ein Sehen, es iſt ein Erleben, es gräbt ſich ins Hirn wie ein Schickſal, es ändert das Blut. Jene, die ſich vorgenommen, ſie wollten der „Narrheit" wegen keinen Schritt vom gewohnten Wege abweichen, ſind viele Stunden weit hergekommen, um der Ankunft des erſten Zuges beizuwohnen. Die Fenſter des Hotels „Viktoria" gegenüber dem Bahnhof ſind vollgeſpickt mit Menſchenköpfen, der Wirt hat Eintrittsgeld verlangt, und der Bauer zahlt es!

Schon ſeit dem Morgen haſtet der krump Chriſtel wegshin und her und ſchreit den Leuten ins Geſicht: „Thut's beten, thut's beten, daß er nit kommt!" Und als unten an der Biegung das ſchwarze Ungetüm ſichtbar wird und dampfend und puſtend näher kommt, da kreiſcht er grell auf: „Der hölliſch Drach', jetzt iſt er da! Thut's beten, ihr lieben Leut', jetzt iſt er da mit aller Gewalt!"

Die Leute wundern ſich, daß der Dampfwagen nicht wackelt, daß er ſo glatt und gewegen daherkommt.

„Aber ſchnaufen macht's ihn hölliſch!" bemerkt einer. „Iſt's ein Wunder? Den ganzen Teufel Häuſer, die er hinterdrein zieht!"

Dann hebt das Geſchrei an. Jedes meiner Pfarrkinder, auch die ſonſtigen Gegner der Eiſenbahn, ſchwenken Hut oder Sacktuch und ſchreien, was aus dem Halſe gehet Hoch Vivat! als die Maſchine mit den acht bekränzten Wagen in den Bahnhof rollt. Eine Menge fremder Leute

ſteigt aus, alles lärmt; ein Mann auf dem Trittbrett hält eine Rede, vor lauter Jauchzen, Muſikſchall und Böllerknall hört man kein Wort. Mir ſelber iſt warm geworden hinter dem Bruſtlatz, ſo was packt allemal. Und dabei die bange Frage: Was jetzt? — Zum Leutverderben kommt der Dampfwagen ja freilich ſchon zu ſpät. — Vor etlichen Jahren, wenn das Lokomotiv ſo gekommen wäre, würde ich wahrſcheinlich ganz evangeliſch geſagt haben: der Wolf fährt in die Schafsherde! —

Neben mir ſitzt der ſiebenundſiebzigjährige Gral und hinter ihm ſeine Mutter. Die Greiſin hatte geſtern den ganzen Tag und heute ſeit frühem Morgen von Weisſagungen erzählt, die einſt, zur Zeit ihrer Jugend, umgegangen waren in dieſen Bergen. „Es wird einmal eine Zeit kommen, da werden ſie den Himmelsblitz auf Stangen hängen und eiſerne Straßen bauen. Und dann werden feuerſpeiende Drachen kommen, ſo groß, daß ſiebenmal ſieben Reiter darauf könnten reiten. Und dann kommt das Ende der Welt.“ Andere wieder hätten geſagt, wenn dieſer Drache erſcheint, dann kriegen die Leute Flügel an den Füßen und die Wände Ohren, und aus den Blumen werden Flammen brechen, und die Flammen werden nicht himmelwärts ſtreben, ſondern der Erden zu.*)

Jemand hatte einen Krug Apfelwein heraufkommen laſſen. Mehrere, die da ſitzen, trinken dem erſchienenen Drachen zu, der von nun an Tag für Tag bis in undenkliche Zeiten hier zu ſehen ſein wird. Auch die uralte

---

*) Die Weisſagung läßt unſer Pfarrer Wieſer ohne Auslegung, er hatte wohl vom Zweirade, vom Telephon und vom elektriſchen Lichte noch nicht viel gehört. Der Herausgeber.

Gralin hebt mit haſtigem Arm den Krug und richtet ihr eingeſchrumpftes Leiblein faſt unheimlich hoch auf. Der Gral zupft ſie am Ärmling: „Mutter, gehen wir! Gehen wir ſchlafen!"

„Jetzt!" ruft die Gralin hell, „dummer Bub', jetzt wird's erſt luſtig!" Wie ſie das geſagt hat, ſinkt ſie zurück an die Wand, und wie wir ſie fragen wollen, was ſie hat — da lebt ſie nicht mehr.

Die alte Gralin iſt geſtorben! Bald wiſſen es alle, viele finden die Mähr noch ſeltſamer, als den Einzug des Dampfroſſes. — Hundert und ſo viele Jahre! Man hat gar nicht mehr gedacht, daß ſie ſterben wird. —

Beim großen Feſteſſen bin ich nicht geweſen, aber das Muſikſtück des ſeligen Kornſtock hat auch mich in den Kurſalon gelockt. Es war mir widerwärtig, hinzugehen, doch als ich zu Hauſe bleiben wollte, begannen mir die Glieder zu zittern, als wäre ich der Kornſtock ſelber geweſen. Der junge Kanarienvogel flattert im Bauer und ſchreit: „Geh hinab! Geh hinab!" — Bin ich alſo hinabgegangen. Der große Saal voller feſtlich geſtimmter Leute, Sommerfriſchler und fremder Ankömmlinge. Die Muſikkapelle hatte Ritter Yark von weit herbeſtellt, an dreißig Mann, auch hieſige dabei, Schüler Kornſtocks, und mehrere Sängerinnen. Hier hat man dergleichen noch nicht gehört. Kein Klang iſt mir entgangen und keine Bewegung der Zuhörer. Abwechſelnd in mir zitterndes Hoffen und heiße Angſt. Die Aufführung war für mich von unbeſchreiblicher Qual. Bei den größten Schönheiten habe ich die größte Angſt gehabt, ob ſie auch verſtanden würden. Zu wenig Beifall gaben ſie mir, und als ſie doch lärmten, war ich entrüſtet, weil dieſe himmliſchen Melodien ſo ſchnöde geſtört wurden. Ich

verſtehe ja nichts von Muſik, ich fühle ſie nur, ob ſie mich peinigt oder mir wohlthut, ich kann's durch Denken nicht wenden und ändern; ich weiß ja nicht, warum mir dieſe Melodien und Harmonien das Herz ſo wonnig gemacht haben. — Als das Stück endlich ausgeklungen, erhob ſich ein beiſpielloſer Beifallsſturm. Der wollte gar nicht enden und da man gehört, der Künſtler ſei einer vom Torwald, wurden ſie nicht müde zu rufen: „Kornſtock! Kornſtock, heraus!“ — In ſolchem Rauſche ſtehe ich von meinem Sitze auf, um mich zu verneigen. Noch im Augenblicke fällt es mir ein, daß ich ja nicht der rechte bin, und um etwas zu ſagen, weil man ſchon Ruhe geboten hatte, ſo ſage ich: „Meine Herren und Frauen. Der Michael Kornſtock iſt ſchon geſtorben.“

Dieſe paar Worte haben eine Wirkung gehabt, an die ich wohl gewiß nicht hatte denken können. Ein wahres Erdbeben ging durch den Saal, ſchier ein Herzensbeben möchte ich's nennen. Man ſcheint aus meinen Worten den Vorwurf gefühlt zu haben: Ihr habet ihn verſäumt, ihr habet ihn zu Grunde gehen laſſen. Jetzt iſt's zu ſpät! — Die Bewegung ſoll lange gewirkt haben. Ich bin in die Nacht hinausgegangen, in die ſternhelle. Und als ich am Schulhauſe vorbeigehe und an der Linde, wo er ſo gerne geſeſſen iſt — ſchaffend, jubelnd, hoffend, verzagend, da habe ich geſagt: Kornſtock, heute bin ich einmal auf deinem Platz geſeſſen. Dort iſt es freilich himmliſch. Aber auch heiß! — Er hat nicht geantwortet, und um die Linde iſt der Friede der Nacht geweſen.

Der Beifall iſt doch echt geweſen, er war nicht bloß mit leeren flachen Händen geſpendet. Nach dem Konzert

ist im Kursalon eine Sammlung veranstaltet worden, um dem Tondichter der Maiensymphonie im Torwald ein Denkmal zu stiften. Ins Konzert ist allerdings das Eine nur darum gegangen, weil das Andere auch ging; zehn von hundert nur, deucht es mich, haben die Schönheit der Musik empfunden, die andern haben diesen nur nachgeschwatzt. Zehn von hundert gaben bei der Sammlung aus innerem Antrieb, die übrigen aus äußerem. Der Ritter hat sich dabei wieder ausgezeichnet, und im nächsten Jahre soll das Mal errichtet werden. Michael, wenn du das noch erlebt hättest! Nein, das wäre unnatürlich. Ein Bild aus Erz kann erst entstehen, wenn das aus Thon zerbrochen ist.

Übrigens könnte so ein moderner Kurort recht wohl eine Anstalt für Geisteskranke heißen. Nicht bloß, daß die meisten Kurgäste von dem Wahne besessen sind, gerade das zu thun, was das Leben flach, schal und langweilig macht, und gerade allem dem ausweichen, was es vertiefen und werten könnte.

Aber auch sonderbare Käuze giebt's, ich höre von ihnen und treffe wohl auch manchmal selber mit dem einen oder andern zusammen. Da ist ein herabgekommener Advokat, der Mystiker, der will schon unzählige Male auf dieser Welt gewesen sein, und noch unzählige Male kommen, die Mittel erlauben's, Stoff und Geist sind unzerstörbar, und die Ewigkeit ist lang. Da kann man alle Tierexistenzen durchmachen und dann wieder von vorne anfangen. — Andere sind da, die wollen sich nach dem Tode auf irgend einem Stern häuslich einrichten. Wieder andere wollen von Unsterblichkeit in welcher Form immer nichts wissen, sondern

für alle Zeiten mauſetot ſein. Das iſt das Verlorenſein einer Seele, der ewige Tod, den die Kirche meint und mit der Verdammnis in gleiche Bedeutung ſtellt. Wieder andere Leute ſind hier, dieſe wollen ſich gerade im gegenwärtigen Leben mit breiten Backen feſtſetzen auf die Scholle und ihre ſpitzen Ellbögen weit ausſpreitzen, um dem Nachbar ſo oft als möglich Seitenſtoß oder Naſenſtieber zu verſetzen. Macht's der Einzelne ſo, wird's noch Egoismus genannt, macht's ein Volk ſo, dann führt es einen ſchöneren Namen. Noch andere ſind überall daheim, wo es ihnen gut geht, erkennen alle Menſchen als Brüder, um von ihnen brüderlich Vortheil zu ziehen. Und die Richtigen erſt ſind jene, denen es weder hier noch dort, weder ſo noch ſo gefällt, die den ganzen Erdball wie eine Bombe in die Luft ſprengen möchten. Weltverneinung. Das ſind einmal Leute, die eine philoſophiſche Theorie praktiſch nehmen und ſie mit Dynamit beweiſen. Das thun ſie ſogar aus Nächſtenliebe, um die Menſchheit zu erlöſen, denn die gründlichſte Erlöſung ſei der Tod. — Ein junger Doktor geht hauſieren mit der Meinung, daß die Menſchenliebe und die Moral die niederträchtigſten und abſcheulichſten der menſchlichen Verirrungen ſeien, daß nur Macht und Herrſchaft Tugend, und daß Rückſicht auf andere, als Mitleid, Liebe, Opferwilligkeit leidige und laſterhafte Schwächen wären, die mitſamt ihrer Wurzel, dem Chriſtentume, ausgerottet werden müßten.

Das ſind die jetzigen Leute im Torwald zur lieblichen Sommerszeit. Der erſte rauhe Herbſtwind weht ſie allemal dahin wie Buchen- und Ahornblätter, die vom Baume gefallen ſind. Und zurück bleibt das kahle, dürre Geäſte. . . .

Am 25. Mai 1885.

Na, endlich hat der Kornſtock ſein Denkmal. Es ſteht im Schulgarten unter der Linde, die ihren Schatten herauslegt auf den freien Platz an der Straße. Dort ſteht es; ſo hoch wie zwei Männer übereinander. Eine viereckige Säule aus Sandſtein, die auf einem würfelförmigen Sockel ſteht und ſich nach oben verjüngt. Auf dem Sockel prangt der Name, auf der Säule eine Lyra, und vergoldet! Das iſt ihre ganze Monumentenphantaſie. Jetzt aber kränke dich nimmer, Michael, daß du ſo kümmerlich, unbeachtet und unverſtanden haſt durchs Leben gehen müſſen — jetzt haſt du dein Denkmal. — Seit der Gründung ſind an mehreren Orten Muſikſtücke von ihm aufgeführt worden. Hier findet zur Enthüllungsfeier ein Feſtkonzert ſtatt, bei welchem ein „komiſches Quartett" mitwirkt, und ſollen ſogar Bauchredekünſte zum Beſten gegeben werden. Wenn ich dir raten darf, alter Freund, wo du auch ruhen magſt — laß dich nicht ſtören.

Ende Mai.

Der Schichtenſchreiber Auguſtini vom Eiſenwerk iſt ein ſehr liebenswürdiger und aufgeklärter Mann, geht viel mit unſerem Schulmeiſter Sandor um. Dieſer Schichtenſchreiber ſoll der Überzeugung ſein, daß das Leben ohne Glaube und Gott weit „poetiſcher" ſei, als mit denſelben. Wiſſe der Menſch nur einmal, daß das, was hier verſäumt wird, nimmer und nirgendwo nachgeholt werden kann, ſo beſtrebe er ſich ſelber Gott zu ſein und die Erde zum Himmel zu machen. Er würde ſein Daſein mit aller Kraft genießen

und, dann ſatt geworden, ſich willig ins ewige Nichts begeben. — So meint der Herr Auguſtini. Man ſieht, ganz ausgeſtorben iſt die Beſcheidenheit noch nicht. Unſereiner iſt auch kein Giermenſch, doch mit einem Leben, das, wenn's hoch geht, auf ſiebzig oder achtzig langt und das, wenn's gut geht, eine Reihe von Leid und Kummer iſt, würde man ſich nicht begnügen. Wenn dieſe Herren ihre Ideale, die ſich auf ein paar Jahre Leiblichkeit erſtrecken, hohe und erhabene nennen, gegenüber den religiöſen, die in die ewigen Himmel emporfliegen, dann kann man ſich's denken, wie enge und niedrig es in ihren Herzen zugehen muß.

Ich fürchte aber für den Lehrer. So hoch der mit ſeinen federigen Beinen auch ſpringen kann — ſeine Seele könnte am Ende doch im engen Gelaſſe ſtecken bleiben, falls es mit Flitter und Flatter putzig ausgeſtattet wird.

Im Sommer.

Meinen Pfarrhof haben ſie mir niederreißen wollen. Dieſes klobige Gemäuer ſtünde nicht mehr in dem Ort. Der Ritter hat's zuerſt geſagt, der nun auch im Gemeinderat ſitzt. Die Unzierde des Kurortes, ſo nennen ſie den Pfarrhof. Mich wundert's nur, daß ſie an einen neuen denken, einen Pfarrhof im Schweizerſtil wollen ſie haben. Dann gehört freilich auch ein neuer Pfarrer hinein, verſteht ſich. Mir iſt es recht. So lange ich aber da bin, will ich in dem alten Hauſe wohnen, das gar nicht baufällig iſt. Es kann noch länger ſtehen, als die windigen Kartenhäuſer im Kurviertel. Ich will noch wenigſtens meine Burg haben in dieſer unheimlichen Zeit. Das habe ich ihnen ſehr höflich geſagt, und hierauf iſt Renovierung beſchloſſen worden.

Ein neues Dach aus Ziegeln und über dem Erker ein Türmlein, wie unten bei den Villen. Heute muß jedes neue Haus seinen Zopf haben.

Des Türmleins wegen habe ich mit Herrn von Yark einen Streit gehabt. Er möchte gern eine blechene Wetterfahne auf der Spitze haben, ich aber den Hahn Petris. Das wollte ich zum Zeichen der Wachsamkeit. Der Ritter hat mir alle Vorzüge einer Wetterfahne dargelegt: Stilgerecht wäre sie auf dem Turm, glänzen thäte sie hübsch und Wind und Wetter zeige sie an, was für Sommerfrischler und Touristen doch höchst zweckmäßig sei. Endlich kam er zu den Anfangsbuchstaben des Namens dessen, der das Türmlein erbauen ließ, es wäre doch nicht übel, dieselben ins Fähnlein einbrechen zu lassen. Ich blieb bei meinem Hahn, da rief er zornig aus, ich sei auch so ein torwaldischer Starrkopf, der überall Opposition mache, wo was Ordentliches zustande kommen sollte. „Mein Gott, ich Opposition! Ich kann ja leider nichts als krähen, wie der Hahn Petris, und Ihr machet doch was Ihr wollt.“ Darauf hat er mir den Hahn bewilligt und ihn auf das neue Pfarrhoftürmlein setzen lassen.

Der Herr von Yark ist jeden Sommer da und unermüdlich bestrebt, Torwald zu heben. Neben dem Kurort auch noch ein Industrieort, „damit die Leute nicht bloß Geld ausgeben, sondern es sich auch erwerben können.“ „Ja,“ soll ihm darauf jemand zur Antwort gegeben haben, „Hunderte arbeiten, und einer erwirbt's!“ In die Älplertracht, die er mit Vorliebe trägt, will mir der Ritter immer noch nicht hineinwachsen. In seiner Bauernjoppe stecken zwei Leute, ein Hofrath und ein Feldwebel. Wenn er mit seinen Arbeitern verkehrt, da steigt der Feldwebel

herfür. Das ſind aber die hieſigen Gewerbsleute nicht gewohnt, und ſo hat ihm neulich der Zimmermann Sepp das Stemmeiſen vor die Füße geworfen: „Wenn Er's beſſer verſteht, ſo ſoll Er's ſelber machen! Wenn ich auch nicht ſo viel Häuſer gebaut hab, als Er niedergeriſſen, von Ihm laß ich mich doch nicht lumpen!“ Sprach's und ging davon. Der Ritter: „Wie heißt der Mann?“ Er ſchrieb ſich den Namen ins Notizbuch, und der Sepp wird ſchwerlich ein Haus mehr bauen im Torwald.

Der junge Herr Joſef kommt manchmal in den Pfarrhof, und er iſt meiner Meinung, daß es in alten Dorfhäuſern oft wohnlicher ſei, als in neuen Schlöſſern. Es iſt gar nicht ſchlecht mit ihm zu plaudern, er iſt auch bewandert in der Schrift und hat einen unvergleichlich weiteren Blick, als ſein Vater. Manchmal ſcheint es, als hätte er eine große Verachtung vor dem Gelde. Jedenfalls hat er davon zu viel, um es zu ſchätzen. — Wenn er fortgeht, grüßt er höflich zur Küchenthür hinein, worüber die Regina ſich nicht wenig zu fein deucht. Grüßt auch über den Zaun in den Garten hinein und erbittet ſich geſtern von der Ottilie ein Sträußlein. Sie pflückt Nelken und Balſamkraut, kommt zu ihm heran und ſagt: „Gar ſchön iſt es nicht, der Herr wirft's ja doch bald wieder weg.“ „So?“ verſetzt er, ſchaut ſie gar abſonderlich an, ſteckt die Blumen auf ſeinen weißen Strohhut und geht davon. — Mir will's nicht gefallen. Was geht dem Herrn Joſef der Pfarrhof an! Sein Geld wird ſie gewiß nicht verlocken. Aber ſein ſchönes Reden! Solche Leute können's. Ich habe dem Kinde das Vertrauen zu den Menſchen beizubringen geſucht, und jetzt ſoll ich am Ende ſagen: Traue ihnen nicht!

Dieſer Rolf iſt doch ein Tropf. Mich deucht, er will ſie haben. Ein Wörtel, ein einziges, und er hat ſie in Ehren. Trotz ſeiner Häreſie. Früher ſind — um einen Spaß zu ſagen — ſolche Leute verbrannt worden, heute muß man ſie verheiraten. Das Weib wird ihn ſchon wieder katholiſch machen. Der Rolf wäre mir für ſie der liebſte. Dann ſeines Vaters Wirtſchaft wieder aufrichten. Aber der Menſch rührt ſich nicht. Er ſagt immer nur, er bleibe oben auf dem Berg bei der Sonne! Und ſteht doch ſeine Hütte in der finſteren Schlucht. Es iſt auch gewiß nicht bei ihm auszuhalten. Von Wurzeln und Kräutern, ſagen ſie ſpottend, nähre er ſich. Jede Nahrung, die das Leben eines Tieres koſtet, verwirft er. Ob ihn die Tierwelt, die kleine wie die große, auf gütiges Zureden in Ruhe laſſen wird? — Er rührt ſich nicht, und er rührt ſich nicht. Am Ende hat er in ſeinem Evangeliumbuch auch ein Sprüchlein gegen die Ehe gefunden. Er verdeutelt ja alles. Um dieſen Burſchen iſt es ewig ſchade.

Da drüben hinter dem Kirchenriegel geſchieht etwas, und das iſt mir ſehr zuwider. Schon im vorigen Herbſte hat die Gemeinde den Kirchenriegel an den Ritter verkauft, unter dem Vorbehalte natürlich, daß die Pfarrkirche, die auf ſeinem Scheitel ſteht, mitſammt dem Friedhofe, dem Meßnerhauſe und den nötigen Zugängen für ewige Zeiten unangetaſtet bleiben muß. Die Gemeinde hat dafür ſo viel Geld bekommen, daß ſie ein Armenhaus bauen kann. Die Krüppel und armen alten Leute, die bisher im Freien herumhumpeln, ſind dem Kurort durchaus nicht zur Zierde. Hinter die Mauern mit ihnen und an die Mauern aus-

wendig ſchöne Geſimſe, Säulchen und Statuen, daß es herſchaut wie ein Palaſt. . . .

Der Kirchenriegel iſt angezapft worden. Von den fünf Ahornen aus hat der Ritter zuerſt hineinbohren laſſen, dann ſind Stollen geſchlagen worden und jetzt rollen auf Eiſenbahnen ſchon die Hunde heraus, gefüllt mit roſtbraunem Erdreich. Ich hoffe, ſie finden nicht viel und ſtellen die Arbeit bald wieder ein. Unterdeſſen ſehe ich, daß ſie drüben Hütten aufſchlagen und Knappenhäuſer zu bauen beginnen. Und bei Oberſchuttbach am Waſſer werden Grundfeſten gegraben für ein neues großes Gebäude. Von den Bergſtollen aus wird dahin ein Schienenweg gemacht. Ich weiß nicht, was das alles bedeuten ſoll. Mir iſt bange. Jetzt ſollen ſie doch einmal aufhören, den Torwald zu verbeſſern!

Das Stift rührt ſich nicht. Es thut ſogar mit, indem es Waldungen an den Ritter verkauft und neuerdings die Jagd an ihn verpachtet hat. Vor einiger Zeit iſt aus einem Salonwagen der Prälat ausgeſtiegen auf dem Bahnhof zu Oberſchuttbach und hat ſein helles Wohlgefallen geäußert über das ſtolze Aufblühen unſerer Ortſchaft. Der Einladung des Ritters, ſein Landhaus anzuſehen, iſt er bereitwilligſt gefolgt, in den Pfarrhof iſt er nicht gekommen. Als ich hinübergehe und vor dem Einfahrtsthor warte, um ihn zu begrüßen, ſchüttelt er mir die Hand und ſagt: „Na, Herr Pfarrer, nun ſingt halt auch bei Euch in Sankt Maria die Nachtigall!“ Den Pfiff des Dampfwagens hat er gemeint.

Und mit meiner Bangnis bleibe ich allein.

Unſer Torwaldthal ändert ſich von Tag zu Tag. Überall wird gegraben, Erde aufgewühlt und in den gelben Tümpeln ſteht das Waſſer. Schwere Steinfuhrwägen ſchneiden tiefe Furchen in die grünen Matten; auf der Hagen hat man eine zweite Ziegelei angelegt. Überall Arbeiter in lehmfahlen Hoſen und buntgeſtreiften, ſchmutzigen Hemden, braungeſichtig, ſchwarzbärtig, roh und rückſichtslos in ihren Gewohnheiten, ſo daß man keinen ſicheren Schritt mehr machen kann im Freien.

Den Kurgäſten behagte es ſchon im vorigen Jahre nicht mehr, in dieſem Jahre iſt ein großer Ausſtand zu verzeichnen. Ich würde an ihrer Stelle auch keine Sommerfriſche wählen, wo man ſtatt Waldesduft Fabriksdunſt, ſtatt Sonne Kohlenrauch und ſtatt Vogelſang Arbeiterlärm hat. Aber der Induſtrieort bringt mehr Gewinn als der Kurort und ſo hat der Ritter im Torwald aus dem Feiertag einen Werktag gemacht.

Lange habe ich mich gewehrt gegen den Gedanken, denn ich wollte hier ſterben. Die Berge waren mir heimlich, die Menſchen lieb geworden. Aber die angeſtammten Pfarrkinder haben ſich verlaufen, überall nur fremde Geſichter, fremde Einrichtungen, fremdes Leben. Wenn Torwald ſchon noch einen Pfarrer braucht, ſo muß derſelbe aus anderem Holze geſchnitzt ſein als ich es bin. Oder noch beſſer ein eiſerner. -- Ich tauge nicht. Ich bitte meinen Biſchof um Verſetzung in einen andern Sprengel.

Am 9. Auguſt.

Einem Dichter würde man es nicht glauben, was ſich in Wirklichkeit wieder ereignet hat.

Schon vor ein paar Tagen hörte ich ſprechen von dem dreiſten Bettelmann, der im Schulgarten unter der Linde ſitze, bei dem Kornſtockdenkmal. Ein graues, ſchäbig gewordenes Stadtgewand und ein Tuchkäppchen mit Lederſchirm hüllt und deckt ihn ein. Der Lehrer Sandor hatte ihm einen Silberzehner ſchenken wollen, den lehnte der Alte ab und erbat ſich dafür einen etwaigen Reſt vom Mittagsmahl. Als er des Abends immer noch dort ſaß und die Vorübergehenden betrachtete, ohne ſie anzubetteln, fragte der Lehrer aus ſeinem Fenſter heraus, auf wen er warte? Auf niemanden, ſoll er geantwortet haben, es ſei nur ſo gut ſitzen auf dem Steinſockel, und wenn er ſich vom Schulhaus eine Gnade ausbitten dürfe, ſo wäre es die, nächtlicherweile im Vorhauſe, unter der Bodenſtiege oder irgendwo dort ſchlafen zu dürfen. Dabei ſei der Bettelmann in beſter Laune, nur ſoll er ſich gegen eine Dame ungebührlich betragen haben, die einen Eichenkranz auf das Denkmal hing. Dieſe Verehrerin des heimgegangenen Komponiſten ſoll er ſtürmiſch umarmt und auf die Wange geküßt haben.

Kommt heute mein Rupert zu mir in die Stube und ſagt: „Ich weiß nicht! Er iſt ja doch geſtorben! Man hört doch, daß er geſtorben iſt!“

„Wer?“

„Der alte Schulmeiſter, der Kornſtock!“

„Lieber Gott,“ antworte ich, „der wird freilich ſchon lange verweſen ſein.“

„Da unten ſitzt er!“ ruft der Knecht heftig, „geh' der Herr Pfarrer nur ſchauen, er iſt es gewiß, bei der Linde ſitzt er! — Nicht bald bin ich ſo erſchrocken! Ein Menſch, der ſchon lange geſtorben iſt!“

So mein Rupert. Da bin ich hinabgelaufen. Schon von der Straße aus ſehe ich ihn kauern, ich ſehe den grauen Bart, der in zwei Fahnen niedergeht zur rechten und zur linken Bruſt. Das Geſicht! Er iſt's! Den Augenſchirm lupft er. Und welch' ein funkelnder Blick! Mit der Hand winkt er und ſchreit hell und grell: „He, he, ſteigt er ja daher, mein guter Herr Pfarrer!“

„Kornſtock! Bin ich ein Narr? Oder lebt Ihr wirklich noch?“

„Oh! Als Geſtorbener hätte ich ja gar nicht das Recht, dazuſitzen,“ antwortet er mit heller Stimme.

„Ihr habt es, Schulmeiſter, Ihr ſeid wahrhaftig vorhanden!“

„Nicht wahr?“ ſagt er und ſpringt auf. „Ich wollt' mich halt ſelber überleben, und ſo bin ich nicht geſtorben.“

„So tauſend Grüß Gott, alter Freund! Freilich ſollt Ihr leben. Wo waret Ihr denn aber die lange Zeit? Ich bitte Euch!“

Darauf gleich ein lebhaftes Geſpräch, und habe ich erfahren, daß er in der Reſidenz eine Muſikſchule gegründet habe, um ſich die Zeit zu vertreiben, bis es den Leuten gefällig ſein werde, ſeine Kompoſitionen zu würdigen. „Erwartet hab' ich's ja!“ ſchmunzelt er mit dem eingebogenen Finger an den Denkſtein klopfend.

„Und darum hat ſich der alte Schelm verborgen gehalten!“

„Verborgen gehalten hab' ich mich nicht!“ ſtößt er

haſtig hervor, „hätte jemand nach mir gefragt, ſo hätte ich mich auch gemeldet. Wie mir ganz im Zufall zu Ohren kommt, daß ich längſt geſtorben bin, und daß ſie mir in der großen Stadt Torwald ein herrlich Denkmal gebaut haben, mache ich mich eilends auf, um zu ſehen, ob's wahr iſt. — Sie kennen mich aber nicht!" ziſchelt er mir zu. „Sitze ſchon zwei Tage da vor meiner ſteinernen Unſterblichkeit, keiner hat mich erkannt. Sie ſollen mich noch kennen lernen, ſehr! Pfarrer! Fünf neue Opern habe ich im Kaſten! Wenn ſie ſchon der Maienſymphonie dieſen ſchönen Stein geſetzt haben, was wird erſt meinem neueſten Werke Oranda geſchehen? Das bekommt ein Denkmal ſo hoch wie der Stefansturm."

Da ich nicht wagen konnte ihn zu fragen, in welchem Hotel er wohl wohne, und wo er zu ſpeiſen pflege im Kurort, ſo habe ich ihn bloß am Arm genommen und in den Pfarrhof geführt. Sein Körper war leicht wie ein vertrocknetes Knochengerüſtlein; haſtig trippelte er neben mir her und ſein Herrengewand, von dem ihm wohl nicht ein einziges Stück an den Leib gemeſſen worden war, ſchlotterte luſtig wie Oſterfahnen an dem Wiedererſtandenen. Meine Frauenzimmer bekreuzten ſich beide, als ich den Kornſtock ſo ins Haus brachte, erſt als er die Schüſſeln und Teller gründlich geleert, nahm die Regina das für einen vollgültigen Beweis ſeiner Exiſtenz.

Dann am Abend der Auflauf. Alles erzählte ſich vom wiedererſtandenen Komponiſten, alles ſtrömte herbei, um ihn zu ſehen. Der Platz vor dem Pfarrhof war voller Leute, und als der Kornſtock ſich am Fenſter zeigte, erhob ſich ein ſchallendes Huldigungsgeſchrei. Mehrere Herren drangen ins Haus, um ihn in den Kurſalon mitzuführen,

wo sofort eine Kornstockfeier veranstaltet worden war. Ich öffnete den Kleiderkasten und blies dem Mann ins Ohr, er müsse nothwendig in Schwarz erscheinen und sein besseres Gewand hab' er nicht bei sich. „Doch, doch!" rief er, „ich habe es ja am Leibe, es ist gut, aber einen Papierhalskragen, wenn ich höflichst bitten dürfte!" Ja so, dergleichen hätte ich als Geistlicher nicht, nur das Kolare. Na, dann sei es auch so gut. — Ich habe die Kornstockfeier bis Mitternacht getreulich mitgefeiert und mich der ehrlichen Wärme gefreut, mit der die gesungenen Lieder des Komponisten aufgenommen wurden. Es war auch zu seltsam, die Anwesenheit eines Mannes zu ehren, dem man vor kurzem als einem Toten das Weihedenkmal gesetzt. Der Kornstock war außer sich vor Glück, er hielt eine Rede um die andere, die eine voller Demut, die andere voller Künstlerstolz, endlich sagte er, sie hätten das Denkmal zu früh gebaut, sie würden es wieder abreißen müssen. Sei er ein Taugenichts, dann verdiene er gar keins, und habe er die Opern geschrieben, die er geschrieben habe, dann müßten sie seinetwegen wohl ein wenig tiefer in die Marmorbrüche von Carrara greifen! Großes Gelächter auf diese launige Rede. Lange stand der Kornstock mit seinem Grundsatz, keinen Wein zu trinken; nach Mitternacht unterlag er und trank Sekt wie Wasser. Er sei ja schon gestorben, und im Elysium paare sich der Geist mit dem Geiste. — Auf seinem Heimweg haben ihn lustige Zechbrüder begleitet. Vor dem Denkmale nahmen sie Aufenthalt, und er hielt mit schon ungelenker Zunge eine überschwängliche Lobrede auf den großen Tonmeister Michael Kornstock. Fortwährend wiederholte er dieselben Worte, bis ein allgemeines Gejohle einfiel und sich ein Knäuel ballte um den zu Boden torkelnden

Alten. Dann haben ſie ihn in den Pfarrhof getragen, nicht auf den Schultern, ſondern wagerecht, denn er ſchlief. Und wie einen Toten haben wir ihn ins Bett gelegt.

Man kennt ſich nicht aus. Es geht doch nicht recht her. Da ſtreicht er in der Gegend herum, getragenen Kopfes wie ein aufgeſchrecktes Reh. Wo geſungen wird, dort ſpitzt er die Ohren, ſchüttelt dann den Kopf, ſchlägt mit den Armen in der Luft herum und läuft weiter. An manchem Tage ſitzt er vom feuchten Morgen bis in den dunklen Abend unten beim Denkmal. Die Schulkinder gehen ſcheu vorüber und machen einen Bogen um ihn. Vom Schulhauſe her könnte er das laute Aufſagen der Kinder hören, er kehrt ſich nicht drum. Als ob er nie in dieſem Hauſe gewaltet hätte. Nur wenn ſie Lieder ſingen, hebt er haſtig den Kopf, läßt ihn aber ſogleich ſinken, denn es ſind nicht die ſeinen. Der Kurgäſte einer bleibt manchmal ſtehen und ſpricht mit ihm — zumeiſt von oben herab, gönnerhaft, oder gar hänſelnd. Er iſt ſtets ernſthaft bei der Sache und ſtoßt die Antworten begeiſtert heraus. Bei Lichte beſehen iſt ſein Gewand nicht ſo, daß ſie bald wieder eine Kornſtockfeier veranſtalten möchten.

So viel man herausbringt, hat der Mann die Jahre her große Not gelitten, ohne daß er ſie übrigens inne geworden zu ſein ſcheint. Mit ſeiner Muſikſchule in der Reſidenz hat es die Bewandtnis, daß er von Haus zu Haus gegangen iſt und den Kindern ärmerer Leute Klavierunterricht erteilt hat. „Jetzt habe ich das Lehramt aufgegeben," ſagt er gerne, „will mir endlich einmal Ruhe

gönnen." Von der Regina hat er ſich einen Beſen ausgebeten, mit dem er täglich den Sandplatz um das Denkmal ſorgfältig fegt. Wenn die Hirten ihre ſchnuppernden Rinder, ihre naſchenden Schafe oder Ziegen vorübertreiben, oder wenn vorwitzige Hunde ſich an den Ecken zu thun machen wollen, oder Hühner ein wenig Eiergruben ſcharren möchten im Sande, da ſpringt der Kornſtock auf, ſchlenkert die Arme auseinander und jagt mit heftigem: Gſcht! die ungeladenen, durchaus unmuſikaliſchen Gäſte von dannen.

Sein Denkmal zu hüten, dieſe Aufgabe ſcheint er ſich geſtellt zu haben für den Reſt ſeines Lebens. Mir wird ganz ungut, wenn ich den verkommenen Menſchen ſitzen ſehe unter dem Stein, und die vornehmen Leute, die voller Begeiſterung dem toten Künſtler das Denkmal geſtiftet, gehen jetzt gleichgültig oder gar ſpottend an dem lebendigen vorüber. Mancher wirft ihm eine kleine Gabe zu; anfangs ließ er ſie liegen im Sande, jetzt hebt er ſie ſchon auf. Er hat die Abſicht, mir Koſtgeld zu zahlen. Unterſtand und Pflege hat er ja im Pfarrhofe, doch wollte ich zwei Bedingungen ſtellen, erſtens ſollte er bei der Meſſe orgeln und zweitens müßte er einen von mir abgelegten Anzug über ſeinen Leib thun. Er antwortet: „Meiſter Kornſtock orgelt nicht mehr! Und Gewand hat er ohnehin ſein beſtes an!" — So ſitzt er vor ſeinem Denkmal und lugt aus, ob nicht jemand wieder mit einem friſchen Kranz käme für den Stein. Denn die alten Kränze ſind ſchon welk und zerriſſen, und er kann, wenn ihm der Stein zu hart wird, auf ſeinen Lorbeern ruhen.

So ſieht's aus, wenn man Künſtlern unvorſichtigerweiſe Denkmäler ſetzt, ehe ſie noch geſtorben ſind.

Am 1. September.

Heute ist im oberen Eisenwerke ein Schwungrad auseinandergeflogen und hat dem Schichtenschreiber Augustini die beiden Beine unter dem Leibe weggerissen. Er soll zu Boden gefallen sein, lautlos wie ein abgehauter Schneemann. Aber er lebt, es ist Hoffnung vorhanden, daß er geheilt werden und als erbarmungswürdiger Krüppel sein Leben lang unter den Füßen der Leute herumkriechen kann. Jetzt hat er Zeit, sich selber zu einem Gott, und die Erde zu einem Himmel zu machen. — Ich möchte ihn besuchen und trösten, fürchte aber, daß er es mißverstehen könnte. So will ich warten, bis er mich rufen läßt.

Er hat mich nicht rufen lassen. Er soll guten Mutes sein, sagen sie, ich kann es aber nicht glauben. Keinen Himmel wissen und die Erde verspielt haben, noch jung und glückdurstig sein und alles lassen müssen für Zeit und Ewigkeit! Wie kann einer da guten Mutes sein? — Und er ist es doch. In einem Wäglein hockt er, ringsum mit Strohkissen bestopft, daß er nicht umfallen kann. So läßt er sich manchmal ein wenig herumführen und schaut in den Sonnenschein hinaus und macht mit den Fingern allerlei drollige Schattenspiele auf die weiße Wand. Auch aus weltlichen Dichtern liest er. Mit einer einängigen jungen Frau lebt er zusammen; die pflegt seiner, spielt ihm auf der Zither vor und singt dazu.

Ist eines Tages der Kornstock am Hause vorübergegangen. Und wie er drin sein Lied: „Ich bin ein großer Herre" singen hört, stürzt er in die Wohnung und mit beiden Armen den Takt schlagend, singt er mit den Zweien:

„Ich gebe mir die Ehre
Und ſing ein Liedel fein,
Ich bin ein großer Herre,
Die ganze Welt iſt mein.

Der Landmann, der mag ſäen
Und ernten Korn und Lein,
Des Feldes Blühn und Wehen
Zur Maienzeit iſt mein.

Wie arm ſind doch die Reichen,
Von allem Frieden fern,
Und Knechte ſondergleichen
Sind dieſe hohen Herr'n.

Sie ſtreiten um der Schätze viel
Mit Rad und Liſt und Speer,
Ich zieh' mit Sang und Saitenſpiel
Erobernd hinterher.

Wie luſtig iſt das Wandern,
Die Sorgen ſind ja klein.
Die ſchwere Welt iſt andern,
Die ſchöne Welt iſt mein."

Wenn Bettler und Krüppel noch Luſt haben, ſolche Lieder zu ſingen, dann iſt der Himmel doch noch nicht zugeſperrt. In dieſen armen Geſellen muß eine beſondere Gnade Gottes ſein, von der andere nichts wiſſen und an die ſie ſelber nicht einmal glauben.

Ich will ſie nicht mehr beklagen. Wer weiß, um wie viel näher ſie dem Herzen Gottes ſtehen, als unſereiner.

Im Winter 1886.

So lange die Fremden hier weilen, merkt man unſere Einfalt, wenn ſie fort ſind, ſieht man unſere Armut. Die

Landhäuser stehen im Winter da, frostig und mit Balken verschlossen. Hie und da in Kellerwohnungen ein böhmischer oder ungarischer Hausinspektor. Des Weiteren Bahn- und Fabriksbeamte und überall welsche Arbeiter. Die etlichen Bauersleute, die nicht leben und nicht sterben können, laufen so drunter hin. In den Wirtshäusern wird Karten gespielt; ein Teil der Leute hat reichlich viel Geld, ein anderer Teil hat Nahrungsmangel. Seit die Eisenbahn geht, könne keine Hungersnot mehr kommen, heißt es. Bisher hat die Eisenbahn nicht einen einzigen Sack Korn hereingebracht für den, der ihn nicht kaufen konnte. Und geteilt, wie zu Zeiten des Kimpelschmiedes, wird auch nicht mehr.

Sonntags giebt es Räusche und Raufhändel zwischen Einheimischen und Fremden, und die Gendarmen, acht Mann sind ihrer jetzt im Torwald, haben an Sonntagen durchaus keinen Ruhetag. Am meisten bekümmert mich, daß die Einheimischen, die in den Berghäusern noch zerstreut sind, nicht mehr so willig und fleißig arbeiten als früher. Sie haben zu viel Müßiggang gesehen. Die auf ihrem angestammten Boden Pächter geworden, haben keine Freude an den Wirtschaften. Früher sind die Leute mit Herz an ihrem Korn, an ihren Rindern und Waldbäumen gehangen, jetzt alles nur Geldwert, Krämerware. Geld ist ihr erstes und ihr letztes. Weil Geld umsonst nicht zu haben, so ist Arbeit ein notwendiges Übel. Weil Geld im Sacke nichts nützt, so wird es ausgegeben. Wer sich spotten und auslachen lassen will, der mag sparen.

Für Gewandung kaufen unsere Bauern beim Krämer billige, fremdländische Stoffe; die alte kostspielige Tracht kann sich nur mehr ein Geldmensch anschaffen und gehen

im Torwald die Städter in Knielederhoſen und die Bäuerlein in Baumwoll-Pantalons umher. — Die Welt ſteht auf dem Kopf, müßte man ſagen, wenn ſie einen hätte.

Der Lehrer Sandor hat das Schlittſchuhlaufen und das Schneerennen eingeführt nach norwegiſchen Muſtern. Auch iſt er muſikaliſch geworden, wie er ſelbſt ſagt. An langen Winterabenden beſchäftige er ſich mit Glasinſtrumenten und ſpiele mit Vorliebe Gluck. Das meint er aber ſo, daß er ſich die Weinflaſche an den Mund ſetze, bis es durch den Kragen gluck — gluck — gluck macht. Der Kornſtock hat vor dieſem Manne, ſeinem Nachfolger, einen unbeſchreiblichen Abſcheu.

Der Kornſtock wohnt noch bei mir in einer Dachkammer, iſt aber den ganzen Tag nicht zu Hauſe. Wenn er nicht unten bei ſeinem Denkmal im Schnee ſitzt und um milde Gaben bettelt, ſo fährt er mit dem Auguſtini herum. Er ſpannt ſich ans Schlittlein, in welchem der Krüppel hockt, und ſo machen die beiden ihre Luſtfahrten von einem Dorfe zum andern. Der Auguſtini hängt an dem ſonderbaren Alten, fahren ſoll er ſich von ihm aber nicht gerne laſſen, denn der Kornſtock hat ihn ein paarmal ſchon an abgelegene Orte gezogen und dem Hilfloſen dort ſeine Opern vorgepfiffen.

Der Steinfranzel will mir auch nicht mehr gefallen. Zum Helden ſeiner Oper könnte ihn der Kornſtock kaum noch brauchen. Hemd wird der Häusler zwar immer noch keins haben, aber jauchzen thut er auch nicht mehr. Sein Weib ſpinnt Leinwand für ein Altartuch, wenn der Luzian Primiz hält. Der Franzel weiß mehr, er weiß, daß wir nichts wiſſen. Seit zwei Jahren nichts mehr. Der Prälat

will vom Ausreißer nichts hören, und durch die Behörden iſt auch nichts zu erfahren. Mit Steckbriefen wollen wir ihn nicht ſuchen laſſen, und er ſelbſt ſcheint es noch nicht an der Zeit zu finden, mir vors Geſicht zu treten mit dem Beweis, „daß er meiner Güte und Fürſorge wert geweſen“. — Seine Schweſter ſagt kein Wort, und ſo grämen wir uns ſtill nebeneinander hin.

Ein Knecht vom Fockhofe, der ſeit ſeiner Militärzeit nicht mehr nach Hauſe gekommen iſt, ſondern als Maurer in der Welt herumregiert, ſoll geſchrieben haben, den Steinfranzelſohn hätte er in Brünn geſehen bei einer Arbeiterverſammlung.

Na, dann iſt er ſchon auf der richtigen Straßen. — O, hätte ich den Jungen nie aus dem Graben herausgelockt!

Im Frühjahr.

Mein Biſchof iſt geſtorben. Daß er meiner ſo ganz vergeſſen hatte! Oder war ſein Vertrauen ſo groß, weil er ſeit neun Jahren nicht ein einziges Mal Kirchenviſitation halten ließ zu Sankt Maria! Aus dem Gedächtniſſe kann ich ihm ja doch nicht ſo ganz gekommen ſein, weil er einmal geſagt haben ſoll: „So, Torwald iſt ein ſchöner Kurort geworden? Na, das wird dem Wolfgang Wieſer recht ſein, dem großen Fortſchrittsmann!“ — Und er weiß nicht, wie verlaſſen und einſam ich hier geworden bin mit meinem alten Chriſtentum. Er weiß nichts von meiner Bangnis. Eine alte ehrwürdige Welt ſehe ich hier untergehen vor meinen Augen. Ich kann nichts und nichts dagegen thun, und es war doch alles in meine Hände gelegt geweſen, und

mich wird der Herr zur Verantwortung ziehen! — und mir, „dem Fortschrittsmann, würde es recht sein!“ —

Jetzt ist der Oberhirt im ewigen Lichte. Jetzt wird er's wohl sehen. Möge er bei Gott für mich bitten, für den Ärmsten der Diözese. So schwank ist kein Schifflein wie das meine, so stürmisch kein Meer, wie das meine.

Am 30. April.

Mein Gesuch um Übersetzung in einen andern Sprengel, das ich vor einem Jahre eingereicht habe, ist bis heute, den 30. April 1886, ohne Bescheid geblieben. Heute aber ist die Antwort da in einer Zuschrift vom Konsistorium. Des Gesuchs wird nicht mit einem Worte erwähnt, hingegen der Wunsch ausgesprochen, daß zu Sankt Maria im Torwald eine Volksmission abgehalten werden möge, um die, wie es heißt, „dem Freimaurertum anheimfallende Bevölkerung wieder in dem Schoße der katholischen Kirche zu befestigen“. — Was die hochwürdigen Herren nur immer mit ihrem Freimaurertume haben! Das Freimaurertum hätte ich mir anders gedacht, als was sich da vollzieht. — Volksmission! Jesuiten! — Diese mögen wohl im ersten Stadium des Verfalls gut sein, aber hier? — Doch will ich das Mittel versuchen.

Habe sogleich mit dem schon anwesenden Kurdirektor darüber gesprochen. „Eine Jesuitenmission!“ lacht er hell auf. „Na, dann machet aber gleich, Herr Pfarrer, daß Ihr bis längstens Juni damit fertig seid. In der Hochsaison können wir keine Jesuiten brauchen.“

Anfang Juni.

Die heilige Miſſion iſt vorüber. Einen hat ſie bekehrt, einen getötet, von den übrigen läßt ſich noch nichts Beſtimmtes ſagen.

Den ſie bekehrt hat, der bin ich. Im Gegenſatz zu dem Eifer dieſer ehrwürdigen Väter erſt habe ich geſehen, wie lau ich bin, wie weich und nachgiebig. Das Himmelreich leidet Gewalt, dieſen Spruch unſeres Herrn hatte ich immer ſo verſtanden, als wäre das Himmelreich mit ſeinen Kindern der leidende, der Gewalt duldende Teil. Das iſt anders, das Himmelreich fordert Gewalt. Nur mit Gewalt über ſich, mit glühendem Eifer und nimmermüdem Ringen kann es erlangt werden. Die Liebe allein thut's nicht, am wenigſten in der Seelſorge, es muß auch Zorn da ſein, wenn es nötig iſt. Die Väter haben mit dem Verdammen, wie es ſcheint, mehr ausgerichtet, als ich mit dem Segnen.

Bis auf das eine Opfer und auf die Bergpredigt in der Holzknechthütte iſt alles recht vor ſich gegangen. Am Samſtage vor Judica ſind ſie gekommen in ihren langen braunen Röcken, und zwar mit dem Eiſenbahnzug, was einige veranlaßt zu ſagen: „Den Antichriſt wollen ſie verjagen und kommen mit dem Drachen!“ Am Sonntage aber mit der Perikope vom guten Hirten hat der erſte Prediger kräftig eingeſetzt und die Zuhörer, wovon der größte Teil aus Neugierde gekommen war, halb gewonnen. Jemand iſt bei dieſer Predigt mit einem Müdling verglichen worden, dem die Schäflein davonlaufen, und es müßte der Herr mit ſeinen Hunden ſelber kommen, um die Wölfe zu verjagen und Gericht zu halten über die Böcke. Schon

der zweite Prediger hat allen, die ſich bekehren laſſen würden, vollkommenen Ablaß verſprochen, der durch die Verdienſte Jeſu Chriſti alle Sünden liſcht. Das hat ihnen bald gefallen. Dann Tag für Tag drei Predigten mit Beichthören und Bußübungen. Die Kirche war zumeiſt überfüllt, die anderthalbſtündigen Predigten waren den Leuten noch zu kurz, die Herren thäten dabei allerhand ſchöne Geſchichten erzählen. Alſo zur Unterhaltung muß der Gottesdienſt werden, dann wird die Gemeinde wachſen, und mit dem Salze des Witzes lockt der kluge Hirte die Schäflein zuſammen. Nur bei dem guten alten Dominikus iſt die Kirche gewöhnlich halb leer geblieben, was dem Pater kein geringes Herzleid verurſachte. Er vermeinte außer der Gnade zu ſein, weil auf ſeinen Ruf die Schäflein nicht kommen wollten, und er betete vor der Predigt in einem Winkel der Kirche allemal innig um die Erleuchtung und den Beiſtand des heiligen Geiſtes. Mich aber deucht, nicht ſo ſehr die Gnade, als vielmehr die Stimme fehlt dem frommen Pater. Wetterleuchten iſt nicht genug, auch Donnern gehört dazu, wenn der Regen des Wortes Gottes die Herzen befruchten ſoll. Die beiden anderen Brüder haben beneidenswerte Stimmen und eine unbeſchreibliche Art, zu ſprechen. Hätte ich anſtatt zu ſchreiben ſprechen gelernt! Die teufliſchen Verführungskünſte, die Abſcheulichkeit der Sünde, die Gewiſſenspein in der Sterbeſtunde, die ewigen Höllenſtrafen, das alles in glühendſten Farben, und reichlich mit erzählenden Gleichniſſen und Beiſpielen durchſetzt. Die Kennzeichen des Antichriſt, „kein Haus im ſchönen Thale vom Torwald, an deſſen Thor er nicht ſein Merkmal geſchrieben. Und in der Nacht kommt der blaſſe Engel zu

dieſen Häuſern der Hoffart, der Völlerei, der Unzucht, der Geldgier, des Unglaubens, und führt die verlorenen Seelen in die ewigen Abgründe, die der Fluch Gottes hat aufgemacht.“ Hienieden iſt alles nichts. Not thut Eins: Beten, Faſten, Caſteiung, daß im ſündigen Leibe die Seele nicht ſterbe, daß ſie lebendig hinübergerettet werde in eine beſſere Welt.

Dann haben ſie das hohe Miſſionskreuz aufgerichtet auf dem Platz vor der Kirchthür, haben in der Kirche die Myſterien entfaltet in ihrem heiligen Schauer, das wilde Anrufen der Hoſtie zur mitternächtigen Stunde, das gellende Hinabſchreien in die Gräber: Wachet auf, der Tag des Gerichts iſt nahe! — Und dazwiſchen im Thale das Raſſeln und Pfeifen der Dampfmaſchinen — man wußte nicht, wie einem geſchah. Als die Patres auf dem Kirchhofe das Requiëm ſangen zum Troſte derer, die in dem Herrn ſchlafen, damit auch längſt heimgegangene Geſchlechter des Segens der Miſſion teilhaftig werden ſollten, da fiel es mir ein: Und unterhalb dieſer friedlichen Gräber in des Berges Tiefen wühlen geldgierige Pückel nach Erz. . . .

Eines Abends ſpät, als die Andächtigen ſich verzogen haben, und die Weiheglocke ihren ſchwermütigen Ton hinausklingen läßt in die dunkle Nacht, ſtehe ich mit dem Pater Chryſoſtomus an der Kirchhofsmauer. Im Kirchenfenſter flackert der Schein des ewigen Lichtes; unten im Thale ſteigen aus den Eſſen des Eiſenwerkes Funkengarben in die Luft; von der Hohen Rauh herab, aus weiter Ferne glüht die Bergſpitze, genannt das Lichtel. Da ſage ich in Betrachtung zum Pater: „Drei Lichter ſehen wir da leuchten, das des Glaubens, das der Arbeit und das der Natur. Welches wird am längſten brennen?“

Der Pater ſchaut wie traumverſunken hinaus und murmelt: „Das hölliſche Feuer wird am längſten brennen.“ Dann zuckt er wie erwachend auf und fragt: „Haben Sie etwas geſagt, Herr Pfarrer?“

„Es iſt eine unheimliche Zeit,“ ſage ich.

„So lange wir Eiſen haben, iſt Rußland nicht zu fürchten,“ ſpricht mein Pater im politiſchen Plaudertone. „Und es ſoll ganz vorzügliches Erz ſein, das Ritter von Yark hier gewinnt.“

Da ich ſtumm wie ein Fiſch geweſen ſein mag, ſo fährt er fort: „Mit dem Erze, Gott ſei Dank, ſind und bleiben wir den Engländern über. Haben Sie geleſen? Um fünfundzwanzig Prozent führen wir mehr Eiſen aus als England!“

Und das — das war derſelbe ehrwürdige Pater, der eine Stunde vorher ſo zornlodernd gegen die neuzeitliche Gewinnſucht gewettert hatte? — Ganz verwirrt bin ich an demſelben Abende auf meine Stube gegangen und habe mich gewundert darüber, wie einfältig ein Menſch werden kann, wenn er eilf Jahre Pfarrer iſt zu Sankt Maria im Torwald.

Abends in unſerer kleinen Geſellſchaft ſind ſie heiter, ſchnupfen viel, und bei Tiſche loben ſie Gott in ſeinen Gaben. Mir iſt die Eßluſt vergangen, des Chriſtian wegen. — Bei den erſten Predigten funkelten dem Alten noch die Augen, als er merkte, wie viele Scheiter da in die Hölle flogen. Von Morgen bis znm Abend blieb der krumme Chriſtl in der Kirche, faſtete, betete, horchte, ſtreifte an den Wänden herum, die Heiligenbilder zu küſſen und zu ſtreicheln. Jeden Tag ging er zur Beichte und Kommunion, und wenn er dann in der Abenddämmerung vom

Kirchenriegel herabſiſſelte, war er aufgeregt, predigte laut den Hunden und rief Sätze aus, wie er ſie von der Kanzel gehört. In Allem war er verworren. In der zweiten Woche hielt Pater Chryſoſtomus die Predigt vom Phariſäer und Zöllner. Gegen die Heuchler und Scheinheiligen ging es her, viel ärger als über andere Sünder. „Der Scheinheilige iſt ein falſches Licht, des Teufels Licht, welches andere betrügt und den Träger blendet, alſo, daß er das wahre Licht niemals ſuchen und finden kann, weil er ja glaubt, er habe es ſchon, und weil der gerechte Gott keinen, und wäre es der größte Verbrecher, ſo ganz und gar verläßt, als den und den allein, der ihn belügt.“ — Am Abende nach dieſer Predigt ſoll der Chriſtel nicht mehr an den Beichtſtuhl getreten ſein. In der darauffolgenden Nacht iſt er nicht in ſeine Kammer gekommen, die er ſeit der Fehde mit dem Meßner im Jochrupphäuſel inne gehabt. Am nächſten Tage fällt es einigen Leuten auf, daß der Krumme nicht in der Kirche iſt, und daß ſeit frühem Morgen oben im Raßwald die Hunde bellen. Und dann haben ſie ihn gefunden. — Mit ſeinem eigenen Hoſenbande ....

Die Patres waren nicht dafür, daß der Selbſtmörder auf dem Kirchhof begraben werde. Ich habe es geſtattet. Am Tage des Gerichts wird ſie der Herr ſchon auseinanderſuchen laſſen.

Bevor ſie abreiſten, habe ich den Herren auch mein Anliegen wegen des Karl Groß und des Rolf vertraut. Dem Karl, der auch während der Miſſion keine Miene verzogen hat, haben ſie faſt das Wort geredet. Wenn er

ſchon nicht glaube, ſo ſei es doppelt anzuerkennen, daß er ſeinen Dienſt am Altare pflichtgetreu erfüllt, ins Herz ſehen könne man ja niemand, man müſſe zufrieden ſein, wenn einer die Gebote der Kirche befolge. Anders ſtünde es mit dem Rolf, das wäre nach meiner Darſtellung ein ungewöhnlicher Fall und Pater Chryſoſtomus erbot ſich, hinaufzugehen in die Bergwälder, um das entlaufene Schäflein zu ſuchen. Ich habe ihn begleitet.

Der Rolf ſaß gerade bei ſeinem Mittagsmahle, als wir in die dunkle Hütte traten. Er holte Gabeln hervor, wiſchte ſie mit einem Tuche ſorgfältig ab und lud uns höflich ein, mit ihm Schmalznocken zu eſſen.

„Wir ſind nicht um Schmalznocken gekommen, ſondern um eine arme Seele," hub der Pater an. Da antwortete der Burſche raſch: „Ich kann mir's denken und ich will Euch was ſagen, Herr, laſſet mir meine arme Seele, und behaltet die Eure. Ich bin freilich ſündig, aber das ſeid Ihr auch."

„Wir beſtreiten es ja nicht, guter Bruder in Chriſto," entgegnete der Pater, „wir ſprechen es ſogar bei unſeren Predigten aus, daß wir, die Prieſter, ſelbſt arme Sünder ſind."

„Ihr ſprechet es aus, aber Ihr wollet nicht, daß man es Euch glaube. Hieltet Ihr Euch wirklich für Sünder, ſo würdet Ihr andere nicht ſo verdammen. — Eſſet doch Schmalznocken."

Der Pater blieb in erſtaunlicher Demut und ſagte: „Wir verdammen, was Chriſtus verdammt hat."

Stach der Burſche eine Nocke an und ſagte lachend, ſo wie er überhaupt das Geſpräch mit dem Tone großer Gemütlichkeit führte: „Wenn Chriſtus in die Kirche treten

thäte zu Eurer Miſſion, da möcht' ich nicht gern dabei ſein. Das wollt' nicht gar brüderlich hergehen. Erſtens würde er Euch hinausjagen, und zweitens würdet Ihr ihn ans Kreuz nageln."

„Jetzt iſt's aber genug, Rolf!" rief ich drein. „Höre doch erſt ihren Predigten zu, bevor du urteileſt!"

„Ich habe ſie gehört," antwortete der Holzknecht, „ich kann den Brüdern in Chriſto jedes Wort zurückgeben. Was ſie ſagen, habe ich ſchon lange gewußt, und wenn ich jetzt dem hochwürdigen Pater zurückpredige, ſo wird's auch nicht viel helfen, wir bleiben alle miteinander verſtockt, ich in meinem alten Glauben und die in ihrer Hartherzigkeit. — Nocken eſſen, iſt geſcheiter."

Er aß ruhig fort, und mein Pater Chryſoſtomus ſprach leiſe zu mir: „Ich glaube, dahier haben wir weiter nichts mehr zu thun."

Der Rolf hörte das und ſtand auf. Er ſchaute uns verlegen an und ſagte: „Am Ende — hab' ich gar wen beleidigt. Das iſt nicht mein Willen geweſen. Ich habe nur geſagt, wie ich mir's denke. Wer das nicht gern hört, der möcht' mich halt in Ruh' laſſen, dann bin ich auch ſtill und iſt kein Verdruß."

So ſind wir von dieſem Waldmenſchen heimgepredigt worden. Unterwegs ſagte der Pater zu mir: „Pfarrer, das iſt kein Schäflein, das iſt ein Böcklein." — Ein paar Holzknechte waren uns nachgegangen, die das Geſpräch gehört hatten. „Unſer Herr Pfarrer kennt ihn eh," ſagte einer derſelben vertraulich. „Am liebſten iſt es ihm halt, wenn er nackend auf dem Stöckelſtein liegen kann in der Sonne. Sonſt ein ganz braver Menſch." — „Ja, ja, ja, das glaube ich," redete ihnen der Pater entgegen, und

dann zu mir: „Das ist ja eben das Gefährliche. Wenn Diebe und Ehebrecher so reden, da weiß das Volk, was es davon zu halten hat. Sogenannten braven Leuten glaubt man alles. Wie es übrigens mit seiner Sittlichkeit bestellt ist, das, Pfarrer, müsset Ihr wissen."

Ich habe darauf geschwiegen. Hätte ich gesagt, der Rolf wäre nichts nutz, so müßte wohl der größte Waldbaum auf mein Haupt gefallen sein und mich erschlagen haben. Und hätte ich gesprochen, wie mir ums Herz war, nämlich wie die Holzknechte, so möchte der ehrwürdige Bruder gedacht haben, ich stecke mit diesen Leuten unter einem Hütel.

Als wir herabgekommmen sind ins Thal, laufen die Leute zusammen und knieen nieder am Wege, daß der fromme Priester ihnen die Hand aufs Haupt lege. Um meinen Segen zu erhaschen hat bisher nicht einer sein Kartoffelfeld verlassen. Freilich, ich schicke ihn den Leuten ja täglich ins Haus. Nur scheint er wenig Wirkung zu haben, weil sie nichts merken.

Auf der Straße begegnet uns der Wagen des Ritters von Yark. Der läßt sofort halten und steigt aus, um den Missionär ehrerbietig zu begrüßen. Er ist erst aus Pest angekommen und bedauert, die Mission versäumt zu haben. Dann empfiehlt er sich dem frommen Andenken der ehrwürdigen Väter und rollt in seinem Wagen gegen die Fabriken hinaus.

In der Kirchendämmerung hat sich die Bußfertigkeit der Gemeinde bewährt, ob sie auch anhält in der freien Luft, die nach Rauch riecht, das müssen wir erst sehen.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte ſind die ehrwürdigen Väter und Brüder heute abgereiſt. Ich wollte die Glocken läuten laſſen, ſie haben ſich's verbeten. Milde und demütig haben ſie nach allen Seiten hin gegrüßt. Die Weiber haben geweint, etliche der Männer haben hinterrücks gelacht. Ein Frechling, der bei ſeiner Miſſionsbeichte wahrſcheinlich nicht abſolviert worden iſt, ſoll ſich geäußert haben: „Siebenfach hat er mir die Himmelsthür vernagelt. Auch gut, ſo ſteige ich jetzt beim Fenſter ein — zum Madel.“

Im Eiſenbahnzug iſt den Prieſtern ein Gelaß erſter Klaſſe aufgemacht worden; dieſe Aufmerkſamkeit hat ihnen der Ritter zugedacht und die würdigen Väter haben ſie gerne angenommen. Der letzte Gruß kam ihnen aus einem Fenſter des Hotels. Aus demſelben rief jemand mit lauter Stimme: „Per pedes apos'olorum!“

Einer der Miſſionäre hatte bei ſeiner Predigt über die Sterbeſtunde folgendes Geſchichtlein erzählt: Zur Nacht wird ein Prieſter von ſeinem Meßner geweckt, er möchte ſogleich zu einem Waldbauern kommen, um ihm die Sterbeſakramente zu reichen. Der Prieſter geht in die Kirche um das Allerheiligſte und folgt dann dem Meßner, der mit der Laterne vor ihm herleuchtet, ſtundenlang, bis ſie in den Wald kommen, wo in einer Hütte der Sterbende liegt. Dieſer war plötzlich ſchwer erkrankt und in Verzweiflung wegen ſeiner großen Sünden, mit denen er fort müſſe zum jüngſten Gericht. Denn er war ganz allein, hatte keinen Boten, um nach dem Geiſtlichen zu ſchicken und iſt nun über die Maßen überraſcht und glücklich, als der Prieſter eintritt. „Du mußt eine Gnade haben?“ fragt der

Prieſter. „Ja," ſagt der Kranke, „das thut die heilige Barbara, denn ich habe mein Lebtag zur heiligen Barbara gebetet um die Gnade, in der Sterbſtunde meine Sünden beichten zu können." Er verrichtet hernach ſeine Beichte und iſt in wenigen Stunden darauf ſelig verſchieden. Als der Prieſter nach Hauſe will, iſt der Meßner verſchwunden, und er muß den Weg zurück allein machen. Am nächſten Tage ſtellt er ſeinen Meßner darüber zur Rede; der weiß von nichts. Er beſchwört es, daß er in der Nacht weder den Geiſtlichen geweckt, noch ihn zu einem Kranken geführt, noch ihm dann davongelaufen ſei. Und hat es ſich, ſetzt der Prediger dazu, gewieſen, daß durch die Fürbitte der heiligen Barbara ein Engel in Geſtalt des Meßners den Prieſter zum Sterbenden geführt hat.

Dieſes Geſchichtlein ſoll dem Holz-Hoiſel beſonders wohl gefallen haben. Ja, gut iſt es ſchon, wenn man ſich auf einen Heiligen verlaſſen kann, der ſchließlich, wenn man dem Arm der irdiſchen Gerechtigkeit entrückt iſt, die Abſolution beſorgt. — So ſchöne Geſchichten kann halt ich nicht erzählen.

Meine Regina hatte im Winter eine Grippe zu beſtehen und hat ſich ſeither noch nicht ganz erholt. Einige Male iſt ſie während der Miſſion in der Kirche geweſen. Bis ins Herz hinein, ſagt die Regina, hätten ihr die hochwürdigen Herren erbarmt, daß ſie ſo ſchreien müßten und richteten doch nichts aus. Wenn die Leute jetzt auch noch Stierköpfe blieben, ſo wiſſe man wenigſtens, daß der Pfarrer nicht ſchuld iſt, und das ſei auch was wert. Der Rupert hat auszuſetzen, daß ſie des lieben Viehes vergaßen. Wenn man einmal zuſchaue, wie bei den Stein-

fuhrwerken die Rösser geschunden werden, da wisse man doch gleich, welcher der kürzeste Weg in die Hölle ist. Darüber hätten sie predigen sollen.

Mit der Ottilie ist auch etwas nicht in Ordnung. Steht sie gestern an der Zimmerthür, bürstet meinen Hut aus und sagt wie so nebenhin: „Jetzt weiß ich schon, warum es mit meinem Bruder Luzian so hat kommen müssen."

Auf meine Frage, wie sie das meine, giebt sie zuerst keine Antwort, dann hebt sie an zu schluchzen.

Ich eile hin: „Was ist dir, Kind?"

Nach einer Weile gesteht sie's, ihrer Sünden wegen habe er die Gnade nicht haben können.

„Deiner Sünden wegen?" frage ich auf. „Möcht' ich doch wissen, Mädel, was du für große Sünden hast."

„Wohl große Sünden, Herr Pfarrer!" weint sie und verbirgt das Gesicht in meine Rockfalten, als ob sie Zuflucht suchte. Ich denke, sie hat ein besonderes Anliegen.

„Ottilie! — Am Ende — —!" der Atem bleibt mir in der Brust stecken, wie ich sie jetzt anschaue.

„Nein, Herr Pfarrer, das nicht!" lacht sie mit nassen Augen.

Dann ist es gut. Die Mission hat sie aufgeregt. So ist es immer, die Schuldlosen bangen. Die Schuldigen lachen.

Am 6. Juni.

Heute morgens hat mir der Korustock wieder einmal eine Hand voll Kupfermünzen vorgehalten, um das Tagesfrühstück zu zahlen.

„Nein, Alter," ſage ich, „fürs Frühſtück nehme ich nichts, es ſoll Euch munden Tag für Tag, aber geſchenkt bekommt Ihr's auch nicht. Ihr müſſet mir doch noch an die Orgel."

Als ich dabei meinen Talar anziehe, ſchreit er mir luſtig zu: „Ihr Pfarrer habt es gut. Die Kutte darüber und der ganze Menſch iſt zugedeckt."

Daraus habe ich gemerkt, daß er doch ſeinen Anzug nicht mehr für den beſten hält.

„Kornſtock," ſage ich, „in meinem Kaſten hängen noch zwei oder drei alte Kutten. Wenn Ihr einmal einem Hauſierer begegnet, ſo ſagt, er ſoll kommen und ſie abholen."

„Will's ſchon ausrichten," antwortet er.

„Allerdings," ſage ich, „iſt es ſchade um die prieſterliche Weihe, daß ſie der Jud' bekommt. Aber wenn's kein Chriſtenmenſch tragen mag, ſo ein altes Gewand, was will man machen? Über den Knien abgeſchnitten, und der ſchönſte Gehrock wäre fertig, kein Kavalier hat einen ſchöneren. Aber eben, wenn niemand will!"

Der Kornſtock dreht ſich etliche Male in der Stube hin und her, plötzlich ſpringt er mich an und ſagt: „Ich werde doch wieder orgeln, Pfarrer." Und fügt nach einem Weilchen bei: „Ich habe mir etwas ausgedacht. Höret zu. Auf dem Dreiſpitzberg, ganz oben auf dem Gipfel, wird eine neue Orgel gebaut. Die kleinſte Pfeife dran wird ſo groß ſein wie die alten Lärchen, die da oben beim Joſef ſtehen. Die größeren ſind ſo groß, wie dem Ritter ſein neuer Fabriksſchlot und die größten wie der Stefel in Wien. Für den Blaſebalg brauchen wir dreihundert Stierhäute, der Sturmwind beſorgt das Weitere. Dann ſetze

ich mich in den Kaſten und ſpiele die Orgel, daß im ganzen Torwaldthal die Erde bebt vor dem Donnerklang. Dann müſſen ſie meine Kompoſitionen hören, dann müſſen ſie!"

Gar heftig hat er das herausgeſagt. Darauf ſpreche ich ſpaßeshalber: „Und wer wird ſie denn bauen, dieſe Orgel?"

„Der Ritter von Yark, wer denn ſonſt? Der kann die Thaler ſcheffelweiſe ausgeben im Tage. Mit Vergnügen baut er die Orgel. Sie wird eine Zierde ſein für Torwald."

„Und dann erſt wollet Ihr wieder orgeln?"

„Dann werde ich wieder orgeln, und dann will ich auch um eine Kutte gebeten haben."

Später haben wir eine herausgeſucht, und zwar die fürnehmſte, noch von der Stadtpfarrkaplanzeit her. Den „Abbé-Rock", wie ihn die Regina immer genannt. „So über dem Knie," ſage ich, und will's anmerken für die Schere. Die Regina jedoch iſt der Meinung, daß man auch vom Beinkleid ſo viel als möglich unter das bergende Tuch bringen ſolle. Sie wird wohl recht haben, und ſo iſt der Talar weiter unten bei den Waden gekürzt worden. — Jetzt ſitzt der Kavalier ſchon wieder beim Denkmal.

Am 7. Juni.

Geſtern iſt das Weib des Steinfranzels bei mir geweſen. Sie that, als hätte ſie etwas mit mir zu ſprechen und wußte nichts rechtes. Eier müſſe man mir einmal bringen, ſagte ſie endlich, die Hühner wollten heuer gar nicht aufhören zu legen. Ihre Buben möchten gerne zur Eiſenbahn gehen, wo man ſich jetzt viel Geld verdienen

könne, aber der Vater ſagt immer, ſie ſollten nur im Rauhgraben drinnen bleiben, dann brauchten ſie kein Geld. Und wie es mit der Ottilie wäre? — Dann zog ſie noch ſo herum und meinte endlich, der Luzian, der müſſe es jetzt wohl gewiß recht ſtrenge haben in der Studie, weil er ganz ſtill geworden wäre. Sie habe ja immer gehört, das Geiſtlichſtudieren ſei ſo viel hart, und daß ſich einer von ſeinen Eltern und allem losſagen müſſe, wenn er geiſtlich Weihe annimmt ....

Dann horchte ſie ſo auf mich her und ich nichts als: „Ja ja, freilich iſt's ſo."

„Wenn wir nur ſeinen Ehrentag mögen erleben!" hat ſie aufgeſeufzt.

Armes Weib! — Soll ich ſie vorbereiten? Soll ich ſie in ihrem Wahne noch ein Weilchen glücklich ſein laſſen? — Es iſt doch eine traurige Welt, wo das Glück nur im Wahne liegt! Es iſt im Kleinen ſo und es iſt im Großen ſo. — Manches habe ich der guten Perſon geſagt, was ich nicht weiß, und das, was ich weiß, verſchweige ich.

Den Franzel habe ich am vorigen Sonntag angeſprochen, wie es ihm gehe.

Alleweil gut! ſagt er, und ob kein Erdbeben wahrgenommen worden wäre zu Sankt Maria? Drinnen im Graben hätten ſie Samſtags eins verſpürt, nachmittag, wie der Stoiſſen auf drei gezeigt. Der „Stoiſſen", das iſt nämlich ein dürrer, entäſteter Fichtenſtamm, der hinter dem Steinhäufel mitten auf der Wieſe ſteht und wie eine Art Sonnenuhr ſeinen Schatten auf die weißen Steine legt, die ringsum Uhrziffern bedeuten. Alſo auf drei

hätte der Stoiſſen gezeigt, erzählt der Franzel, da wäre ein Schüttern geweſen und da wäre vom Berg ein großer Stein herabgekommen und habe ihnen die Ziege erſchlagen, die einzige Milchziege. So hätten ſie jetzt ſtatt Milch Fleiſch, aber ſie hätten zu niemandem was ſagen wollen; gerade ein Holzknecht ſei dahergegangen und habe es geſehen, wie er, der Franzel, die verſtorbene Milchmariandel ausgeweidet. „Und darauf in der Früh ums Hahnenkrähen, da hat im Stall gach eine Geiß gemäckert, daß meine Alte aufſpringt und meint, 's thät ihr Geiſt ſein. Iſt's aber eine leibhaftige fleckige Ziege, lebendig über und über und ein größeres Milchſackel (Euter) hat ſie, als die andere hat gehabt. Der Bub' hat ſie gleich gemolken und wir wiſſen all' miteinander nicht, wie das hergeht und wem die Gais gehört und jetzt, Pfarrer, was iſt da zu machen?"

Ich ſage darauf: „Wenn Ihr nicht wiſſet, wie ſie in Euren Stall gekommen iſt, Franzel, ſo behaltet ſie ſo lange drinnen, füttert und melket ſie, bis ſich der Eigentümer meldet. Vielleicht hat unſer Herrgott ein Wunder gewirkt . . . ."

Der Alte lugt mich argwöhniſch an. — Ich bin unſchuldig.

Daß doch jeder Menſch ſeinen Dämon haben muß!

Meine Haushälterin hört manchmal in den Nächten die Ottilie ſchluchzen. So habe ich das Mädel heute ins Gebet genommen. Da geſteht ſie mir dreiſt, ſie ſei eine ſchlechte Perſon, ſie zanke mit ihrem Vater und ſchlage die Mutter. „Wo kommſt du denn mit ihnen zuſammen?" „Ja, bei der Nacht," ſagt ſie, „im Traum, da ſei ſie ſo

grob gegen ihre guten armen Eltern. „So mußt du doch manchmal arge Gedanken gegen sie haben!“ rufe ich sie an. „Nein!“ sagt sie, „wie soll ich arge Gedanken haben, gegen Vater und Mutter! Der böse Feind verführt mich dazu im Traum!“ — Dann habe ich ihr den Rat gegeben, jedesmal vor dem Einschlafen ein recht liebreiches Vaterunser für ihre Eltern zu beten, dann werde die Anfechtung nicht mehr kommen.

Was man im Traum alles erleben kann, das weiß auch ich. Noch nicht drei Wochen, seit ich, der alte Pfarrer Wolfgang, ein neapolitanischer Soldat gewesen bin, mit weiten blauen Hosen und blutrotem Lendengurt, in welchem Dolch und Pistolen stecken. Die rote Mütze mit den langen Federn schwinge ich, mein Schnurrbärtlein steife ich mit Harz und raßle mit dem Säbel. Auf ein schwefelgelbes Tuch springe ich hin und mit Kameraden würfle ich fluchend um ein braunes Mädel und dabei singe ich was aus der Kehle geht: Puli pap pap, puli bum! Im Böhmerland geht's um! — Das Merkwürdige kam erst beim Aufwachen. Ganz unglücklich war ich darüber, nicht wirklich der neapolitanische Krieger zu sein, um die rote Mütze that's mir leid, um das Bubenbärtel, um das braune Mädel, lauter Dinge, nach denen ich sonst mein Lebtag kein Verlangen getragen. So leid that es mir, daß ich durchaus rasch wieder einschlafen wollte, um mein flottes Soldatenleben weiter zu führen. Als ich aber nicht mehr einschlafen konnte, sondern der alte Pfarrer bleiben mußte, da habe ich zu mir gesagt: Wolfgang, so stecken in dir halt doch auch andere Leute. Und vielleicht schlimme Gesellen, an denen du Gefallen finden könnteſt! — Sollte am Ende gar in jedem einzelnen die ganze Menschheit

eingeſchachtelt ſein mit allen ihren Laſtern und Lächerlichkeiten auch...?

Immer hübſch demütig ſein, Herr Pfarrer! Puli pap pap, puli bum! Im Böhmerland geht's um!

Am 10. Juni.

Ich hatte einen Weg in die Schattleiten hinüber. Wo von den Fabriken der Kanal in die Eiſing mündet, begegne ich dem Hies im Grund, dem vor Jahren bei dem Laudamuslochereigniſſe das Gehöfte zu Grunde gegangen iſt. Er ſcheint ſeither ganz herabgekommen zu ſein; ſein Weib arbeitet in der Papierfabrik, er ſelber kriecht in den Kanälen herum. „Ja, mein Herr Pfarrer, ſo kann's einen verfolgen," ſagt er, „da muß ich jetzt hineinkrauchen wie ein Krottwurm." Und er deutete in ein Loch, aus welchem Jauche hervorſickerte. Täglich einen Gulden, da muß ſich der Menſch halt einen Seelentröſter beilegen." Hat aber nicht mich gemeint, ſondern eine Branntweinflaſche, die er jetzt an den Mund ſtülpt. — „Da drinnen im Kanal," fährt er fort, „iſt's mir alleweil noch lieber, wie in den Schlotſchläuchen. Dort," er deutet gegen den großen Schornſtein des Eiſenwerkes und flüſtert mir geheimnisvoll zu, „dort haben ſie in voriger Woche einen gebraten! Ja, gewiß auch noch! Einen Kaminfeger. Aber es iſt Geheimnis. Darf nit laut werden. Den Schlot hat er auszuputzen gehabt. Derweil der Befehl: Einheizen. Und des Fegers vergeſſen. Nach ein paar Tagen erſt wahrgenommen. Ganz verkohlt. In einem Hut hätte man das Häuflein Kaminfeger auf den Kirchhof tragen können. Aber nit verraten, Herr Pfarrer, der Ritter hat

der Witwe gleich auf der Stell' zwei nagelneue Hunderter auf die Hand gelegt."

Wie ich nachher am Neubau des Armenhauſes vorübergehe, ſteht dort der Ritter. Er ſchreit herriſch mit den Leuten um und ärgert ſich über ſeinen Sohn, der alles Krumme gerade ſein laſſe und das Geſindel ſozuſagen wie Menſchen behandle. Gebe man erſt in Wenigem nach, ſo würden ſie noch frecher und verlangten Alles. „Human ſein! Recht ſchön, und aufgefreſſen werden! Man thut ohnehin weit mehr als Pflicht iſt!" In ſolchem Selbſtgeſpräch unterbricht er ſich, weil er einen Burſchen anruft, der in ſeiner Kränze zu wenig Ziegeln aufgeladen hat. „Faulthiere! Schreien immer nach einem Verſorgungshaus, und wollen dabei nicht arbeiten. Oder will ich mich auch da mit Eurem Schweiße bereichern, wie?"

„Schwitzen thun wir freilich, Euer Gnaden, aber es wird doch nur ein Armenhaus."

Dieſe Antwort des Ziegelträgers iſt genug, er muß ſofort abtreten und bekommt ſeinen Lohn ausbezahlt.

Als der Herr mich erblickt, iſt er ein anderer. Raſch geht er auf mich zu und drückt mit ſeinen ſchwerberingten Fingern mir die Hand, daß es wehe thut. „Eine Neuigkeit, Herr Pfarrer!" Er zieht ein Zeitungsblatt aus der Taſche. „Mein Sohn hat mir erzählt, daß Sie ſich für einen Luzian Stelzenbacher intereſſieren?"

„Gott, freilich, das iſt ja der —"

„Theologe!" unterbricht er mich. „Na, leſen Sie."

Und ſteht im Blatte zu leſen, daß bei dem Arbeiterausſtand in Wien ein gewiſſer Luzian Stelzenbacher eine Brandrede gegen das Kapital gehalten habe, und daß dieſes Hetzers wegen die Verſammlung aufgelöſt worden ſei.

„Ach, Herr," sage ich, „das ist ein anderer. Der Luzian wird sozialdemokratische Brandreden halten!"

„Bitte nur weiter zu lesen!" hierauf der Ritter.

„— Stelzenbacher, ein blutjunger Mensch, soll einem Priesterseminar entlaufen sein und sich in anarchistischen Kreisen des Auslandes, besonders in der Schweiz, herumgetrieben haben. Da er ein gewisses agitatorisches Talent zu haben scheint, so wäre es doppelt zu wünschen, wenn die Polizei dem Treiben dieses famosen Früchtels ehemöglichst ein Ziel setzen würde."

„Sie können sich das Blatt behalten," sagt der Herr von Yark. In diesem Augenblicke bin ich aus Ärger bösartig geworden.

„Wenn Sie mir gütigst den Weg in Ihre Kanzlei ersparen wollten," spreche ich. „Muß mich erkundigen, wann der Kaminfeger bestattet wird."

Meine Absicht, ihn ein wenig zu verblüffen, ist mißlungen. Ganz ruhig antwortet er: „Ist Ihnen die Anzeige noch nicht gemacht worden? Einer Bestattung sind wir in diesem Falle enthoben, Hochwürden. Er ist zu Ruß verbrannt. Die Unvorsichtigkeit der Heizer. Sie haben keinen Begriff, wie einfältig diese Leute sind!"

„Sollen ja Befehl gehabt haben!"

„Ei wo, Befehl! Handeln sie sonst immer nach Befehl? Kurz und gut, um ihnen gerichtliche Unannehmlichkeiten zu ersparen, ist es am klügsten, kein Aufsehen zu machen. Eine Witwe ist da, die bekommt Pension."

„Wie soll es aber mit dem Totenschein gehalten werden?"

„Tragen Sie ihn ganz ruhig in die Liste der Verstorbenen ein. Der Mann ist gründlich tot. Und den

Stelzenbacher lassen Sie sich nicht zu Herzen gehen, Pfarrer. Wenn er noch so jung ist, kann er vielleicht gerettet werden. Was an mir ist —. Mein Sohn Josef ist beauftragt, Ihnen die Mittel in Halbjahrsraten auszufolgen, falls der junge Mensch seine geistlichen Studien vollenden will. Meine Ergebenheit, Herr Pfarrer!"

Mit diesem Troste bin ich heimgekommen. Ich hatte noch gehofft, daß mich die Regina auslachen würde, einem solchen Papierwisch was zu glauben. Jeden Tag muß er voll werden, und wenn die Wahrheiten nicht ausreichen, müssen Lügen hinein. — Das wäre sonst ihre Tonart in solchen Sachen. Diesmal hat sie die Neuigkeit aufs Wort geglaubt. „Hab' mir's wohl gedacht!" ruft sie aus. „Nichts lernen, nichts arbeiten, nichts beten! — Die armen Steinfranzelleut'! Das wird eine Primiz werden! Wie dem Peter Heissel seine!"

So hart hatte ich sie noch nie gesehen. Mir stieg die Vermutung auf, die Ottilie hätte vielleicht einen Porzellanteller entzwei geschlagen oder sonst etwas angestellt aus Ungeschicklichkeit. Da brach die gute Hauswirtin auch schon in laute Wut aus. Die Fäuste ballte sie gegen das Fenster: „Weil schon überall der räudige Satan dabei sein muß, heutzutag! Das dumme Mädel wird sich auch wieder kränken. Sie weiß ja doch schon alles, man merkt ihr's an, ein Fratz ist sie! Die soll mich noch kennen lernen. Arbeiten muß sie mir Tag und Nacht, daß ihr die Rippen krachen. Soll sich nur kränken des Buben wegen, wenn sie Zeit hat dazu! Jetzt will ich einmal beißen! Hartherzig werden, sonst ist kein Aushalten auf der Welt!"

Wie ihre Hartherzigkeit beschaffen ist, das habe ich noch an diesem Abend erfahren. „An dir kunnt eins eine

Freud' haben!" fährt ſie die Ottilie an. „Sieht's, daß bei uns die Sachen nicht aufgegeſſen werden, und liegt im Neſt, bis ihr die Sonn' in den Magen ſcheint! Morgen ſtehſt mir ums Tagwerden auf, hörſt! Packeſt einen Laib Milchbrot ein, und den Kalbsſchwarten. Den Zuckerhut und das Packel Kaffee will ich dir ſchon heut' in den Korb legen. Und tragſt es in den Rauhgraben hinauf. Oder ſoll deine Mutter, die arme Haut, bei Erdäpfeln und Tannenzapfen wieder zu Kraft kommen? Den Wein wirſt eh vergeſſen! Du Madel, wenn du mir den Wein vergißt! Sogleich laufſt jetzt hinab zum Wirt mit der Flaſche! Was ſtehſt denn noch da? Wart', dir will ich weiterhelfen, marſch!"

Das erſchrockene Mädel wußte nicht, wie ihm geſchah. Der Ton war ſo beiſpiellos hart, wie man ihn an der Regina noch nicht erlebt hat. Und es war eine ſo große und eine ſo herbe Liebe, und der guten Ottilie ſtanden die leuchtenden Augen voller Waſſer.

Ja, wenn das ſo weiter geht, wird ſie freilich nicht gar viel Zeit haben, dem Grame nachzuhängen.

Wie ſie mir nur vorkommt, die Regina! Sie hat ihr Gleichgewicht nicht, es iſt etwas Überſchwängliches an ihr. Manchmal ertappe ich ſie in einer drückenden Betrübnis, dann wieder eine große Zornmütigkeit, oder eine unbändige Luſtigkeit. Wie glücklich bin ich, wenn die Leute um mich luſtig ſind — aber dieſe Luſtigkeit will mir nicht gefallen. Ja, wenn ſie noch ihre roten Wangen hätte!

Am 11. Juni.

Der grüne Anger drüben bei den Ahornen — man findet ihn nicht mehr. Wo die Bäume geſtanden, da ragt jetzt der rote Schutthaufen. Ich mag nimmer hinſchauen.

Doch, wenn ich vorüber muß, wie heute! Der Boden überall durchwühlt, von Fuhrwerken, Erzhunden und Bergknappen wimmelt's. An ſechs oder ſieben Seiten iſt der Kirchenriegel abgegraben, überall die Löcher hinein in kreuz und krumm. Der ganze Erlplan iſt voll von haushohen Erdwuchten, lägen ſie übereinander, einen zweiten Kirchenriegel gäbe es. Und das alles iſt im Berg drin geweſen! Spateiſenſtein! Der ganze Kirchenriegel ſoll daraus beſtehen. Die Waggons gehen hinaus nach den Hochöfen mit Erz und wieder zurück mit Roheiſen. Es ſollen auch hier Hochöfen gebaut werden.

Wie ich wohl ſo daſtehe und die Verwüſtung betrachte, klopft mir etwas auf die Achſel, der goldene Stockknauf des Ritters. „Na, Herr Pfarrer!“ ruft der Gutsherr heiter aus, „Ihr wundert Euch, wie? Das macht ſich, nicht wahr?“ Er deutet auf den vollen Betrieb der Erzgewinnung.

Weiß ſelbſt nicht, wie es mir gäh herausgerollt iſt: „Ich bitte Euch, Herr — Gefahr iſt doch wohl keine?“

„Gefahr? Wieſo? Der Eiſenbedarf ſteigert ſich Jahr für Jahr. Eben geſtern habe ich mit dem Staate einen zehnjährigen Vertrag abgeſchloſſen.“

„Gefahr für — für die Pfarrkirche,“ ſage ich beklommen.

„Ei wo!“ lacht er auf. „Für die Kirche Gefahr!

An der Kirche geſchieht ja nichts, die ſteht doch oben auf dem Berge!"

„Der Berg muß wohl ſchon recht ausgehöhlt ſein. Oft ſtundenlang kann ich nicht ſchlafen in der Nacht."

„Ihr meint, daß die Kirche den Berg eindrücken könnte!" lacht der Ritter. „Lieber Herr, dieſer eiſerne Berg wird wohl ein bischen mehr tragen können, als ein Ei! Selbſt wenn er zu drei Vierteilen unterminiert wäre, was er nicht iſt und nie wird, ſo wollte ich noch den Mailänder Dom hinaufſtellen und die eiſerne Weltausſtellungsrotunde zu Wien als Sturz darüber. Nicht einen Zoll ſetzt er ſich."

Ja ja, es iſt ſchon recht, aber .... können ſie ſich nicht irren? Sie haben kein Menſchenauge mehr, ſie ſehen alles nur durch die Goldbrille.

Auf dieſem Wege habe ich auch geſehen, daß an den Thoren der Sommerhäuſer noch erſchreckend viele Mietzettel kleben. Es iſt nicht mehr zu leugnen, daß der Kurort niedergeht. Die ſchönen Häuſer ſind mit einem roten Staub bedeckt. Und es pocht, ſchnarrt, ſchrillt, pfeift und dröhnt ohne Unterlaß. Wie ſagt ein Dichter? „Der ſauſende Webſtuhl der Zeit!"

Aber was da gewoben wird, das weiß kein Weber.

Am 15. Juni.

Heute haben ſie unten in der Au beim Eiſingfluß die Johanna Schindlacher gefunden. Zuerſt hielt man ſie für tot, in einer ſo ſchweren Ohnmacht lag ſie. Man weiß nicht, was ihr widerfahren iſt, ſchläft ſie nicht, ſo weint ſie und ſagt nichts. Es iſt eine Vermutung, daß ſie ins Waſſer gehen wollte; das wäre doch nicht zu glauben.

Sonst ein so frommes Mädel. Eine Stammlertochter zu Oberschuttbach, immer lustig gewesen und hätte im vorigen Winter heiraten sollen auf ein gutes Haus in Sankt Johann. Seit einem halben Jahr, sagen die Leute, wäre sie anders geworden, schwermütig, verloren, leutscheu, blasses Aussehen, fröstelnd, so daß sie selbst an warmen Tagen ihren ganzen Vorrat an Kleidern an sich gehangen hat. Ob die Eising einen Toten immer weiter trage, soll sie jemanden gefragt haben, oder wo sie ihn etwa auswerfe? Wer weiß das. Die Eising hat noch Keinen aufgenommen.

Ich bin zu ihr hinaufgegangen. Da sagt sie mir starr ins Gesicht: „Was die Gebote Gottes verlangen, werde ich thun!"

„Das weiß ich ja, Kind!" ist mein Entgegnen. Dann hat sie wieder geweint. — Ich ahne, es ist wegen der Mission!

Am 29. Juni.

Meine Seligkeit hätte ich für sie verpfändet! Heute ist sie eingeführt worden. Wegen der Mission ist es nicht. — Einen Büchsenschuß unterhalb, wo sie gelegen am Wasser, hat man das Kind gefunden. Die Eising hat es gleichsam zurückgeworfen auf die Erde. — Der Schuldige ist längst davon. Aber sie hat gerufen: Er kommt wieder! Er kommt gewiß! Er wird mich nehmen, er hat's versprochen! — Er soll als Kurgast dagewesen sein im vorigen Sommer. Seinen Namen sagt sie nicht, oder weiß ihn gar nicht. — Ihm geschieht ja doch nichts, du armes Ding.

Mit großer Entrüstung haben ihr die Leute nachgeschaut, als sie vor dem Gendarm dahingeht mit hastigen Schritten. Ein etwa zwanzigjähriges Mädel höre ich zu ihrer Genossin sagen: „Die ist aber dumm, die schämt sich. Zahlen muß doch der, den sie angiebt, du weißt."

Einen hilfesuchenden Blick hat sie gethan gegen ihre Heimatsgenossen hin, ich glaube nicht, daß sie mehr als ein mitleidiges Gesicht gesehen hat. Wenn ich thun hätte dürfen, wie mir zu Mute war!

Und als ich in den Pfarrhof zurückkehre, hat mir angefangen, das Herz weh zu thun, weil ich sie nicht habe trösten können. Und habe ich mir vorgenommen, zum Kreisgericht hinauszugehen, um dem unglücklichen Wesen beizustehen.

Am 30. Juni.

Die Reise nach der Kreisstadt unterbleibt. Gott hat schon gerichtet.

In der Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Die Schindlacher wird vor das Gericht geführt. Als der junge Staatsanwalt das Mädel sieht, wird er totenblaß, die Akten sinken ihm aus der Hand, er steht auf und ruft, daß es hallt und schallt: „Richter und Geschworene! Lasset die Angeklagte frei und stellet mich an ihren Platz. Ich habe sie gesehen auf der grünen Weide, ich bin der Schuldige!" — Darauf bin ich wach geworden.

Zur selben Stunde war sie schon tot. Gestern abends ist sie unten auf der Eisingbrücke aus dem Zug gesprungen. Auf den Brückenbalken ist sie liegen geblieben.

— — Wie viel prieſterlicher Segen auch ins Grab auf ihren toten Leib! Ein einziges menſchenwarmes Wort zu rechter Zeit wäre mehr geweſen.

Im Juli.

Geſtern bin ich hinaufgegangen in den Dreibrunnwald, man muß ſchon bald ſagen: Dreibrunnſchlag. Die Holzleute werden bald ihre Zelte abbrechen müſſen. Sonſt iſt es freilich ſchön da oben auf der Höhe in der reinen Sommerluft! Wenn man ſo hinabſchaut auf den ſchmutzigen Rauchdunſt im Thale, und darüber hinaus ſieht man klar und licht die Bergwelt ſtehen! Und jeder Atemzug iſt friſches Leben. Der Rolf wohnt noch in der großen Hütte an der Hochſchlucht, nur hat er ſich jetzt unter dem Dache eine Kammer für ſich eingerichtet. Der ſoll's heute von mir hören, umſonſt ſteige ich nicht hinauf, das habe ich mir vorgenommen.

„Mit dem iſt nit gut ſtreiten, hochwürdiger Herr Pfarrer!" ſagt mir vorher einer ſeiner Arbeitsgenoſſen. „Ich weiß es, mein Lieber!" Über die ſonſtige Aufführung des Rolf befragt, hat mir der Mann lauter Gutes erzählt. Fleißig, anſchickſam, kameradſchaftlich, verträglich, immer bereit, für andere eine Arbeit zu thun. Und alles verſchenken, ſo daß er ſelber ſchon nichts mehr habe, als das Gewand am Leib. Und manchmal brauche er auch das nicht, da habe er gar nichts an wie den Sonnenſchein. Da habe der Rolf eine ſcheckige Ziege gehabt, wie die Holzer ſie wegen der Milch halten, die habe er vor etlichen Wochen verthan. Über Nacht. Nicht vertrunken und nicht verſpielt. In der Früh ſei ſie nimmer dageweſen, und der

Rolf ſage kein Wort, wohin ſie gekommen. Am liebſten ſei er allein, leſen und ſpintiſieren. Wer ihn anlaſſe, zu dem plaudere er gerne über den Glauben, er habe extra einen, ganz für ſich allein. Aber nicht aufdringlich damit. Und man könne dem Rolf wohl nicht feind ſein. Wehren thue er ſich nur im Reden, ſonſt wehre er ſich gegen niemanden, als gegen den Wolf. Das wilde Tier ſei zwar auch Geſchöpf Gottes, habe aber nicht ſo viel Recht auf der Welt, wie der Menſch, weil es nicht arbeite, nur freſſe. Gegen den Wolf habe er ſogar einen Kugelſtutzen und immer das lange Meſſer im Sack. Aber beim Raufen mit den Holzknechten der anderen Hütten wäre er kein guter Kamerad, da gehe er ſeithin wie die Weiber und ſage: Selig ſind die Friedfertigen! Grob' Sünd', ſage er, ſei das Raufen. „Lieber Gott!" ſchloß mein Gewährsmann, „wenn der Menſch alles wollt' ſein laſſen, was Sünd' iſt, da möcht' er unſerem Herrgott bald langweilig werden. Und der Herr Pfarrer will auch leben, gelt? — Nichts für ungut, wir ſind halt grobe Holzleut', wir."

So ſprechen über ihn ſeine Kameraden. Und dabei hat der Rolf runde Backen und ſieht aus wie das Leben. Will er in ſeiner Kammer aufrecht ſtehen, ſo ſchiebt er vom Dach ein paar Bretter zur Seite, und ſteht zwiſchen den grünen Wipfeln unter freiem Himmel. Heute iſt er, wie ich komme, am Brunnen und ſcheuert einen Milchzuber.

„Nun, Rolf, du treibſt es ſchön!" fahre ich ihn gleich an. „Wir haben in der Pfarrkirche die Gnadenzeit gehabt, es ſind die Pfingſten geweſen, alles kommt hervor aus Wald und Graben, nur mein Rolf bleibt verkrochen, wie einer, der ſich aus ſchlechtem Gewiſſen nicht unter die

Leute getraut. Iſt das nicht eine Schande? Was möchte dein Vater dazu ſagen? Da hätte dich Gott auch als Waldhaſen erſchaffen können und nicht als ſein Ebenbild, wenn er nicht wollte, daß du ſeine Gebote befolgeſt. Dir wird es noch gehen, wie dem Herodes, den in der Wildnis gottloſe Gedanken und Ungeziefer verzehrt haben. Das aber dulde ich nicht, denn ich bin dein Seelſorger. Sogleich nimmſt Rock und Hut und gehſt mit mir hinab! Denn wie lange biſt du wohl ſchon bei keinem Beichtſtuhl gekniet! Willſt du mit allem Vorſatz ſchlechter ſein als die Ketzer und Heiden? Sogar die kommen bisweilen in die Kirche. Und wenn dich die ehrwürdigen Väter liebreich aufſuchen, daß ſie deine Seele retten wollen, ſo hebſt du mit ihnen ein flegelhaftes Streiten an und beſchimpfeſt ſie! — Ich habe unter meinen Pfarrkindern leider nicht mehr viel Gutes aufzuweiſen, aber du, mein lieber Rolf, macheſt mir die größten Sorgen und die größte Schande! — Unchriſt du! Marſch, pack' zuſammen!"

So habe ich meinen ganzen Feuerbrand auf ihn geworfen und bei mir gedacht: Endlich findeſt du zu dieſer Hacke den rechten Stiel.

Der Rolf läßt mich ausreden, ſtülpt den Zuber an den Brunnentrog und hebt dann ſehr gelaſſen an zu ſprechen:

„Meine Eltern ſind ſchon geſtorben. Ich mache ihnen keine Schand', auch meinem Pfarrer nicht, weil ich redlich bin und niemandem Böſes thue. In der Einſamkeit bleibe ich, weil man da nicht ſo leicht Unrecht thun und Unrecht erfahren kann. Die erſten Chriſten haben auch in der Einſamkeit gelebt, was Ihr doch ſelbſt einmal gutgeheißen habet. Die erſten Chriſten ſind auch ohne Miſſionen und Beichten

ſelig geworden, in Euren Büchern ſteht es ja zu leſen. Die gottloſen Gedanken verzehren mich nicht, weil ich trachte, Gott bei mir zu haben, und was die Reinlichkeit angeht, kann es jeder ſehen, daß ich ſorge. Mein Gewiſſen iſt nicht ſo ſchlecht, daß ich mich verſtecken müßte, thue mich auch nicht fürchten, und wenn es mich nach der Beichte verlangt, ſo werde ich ſchon hinabkommen. Daß Gott mich nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen hat, getraue ich mir gar nicht zu denken, ich ſelber muß mich erſt zu ſeinem Ebenbilde machen."

„Wie willſt du das anfangen, du armer, ſündiger Menſch, ohne Gnade? Und die Gnadenmittel verachteſt du!"

„Ich verachte ſie nicht, ich kriege ſie aus erſter Hand," ſagt er lächelnd. „Und beſchimpft habe ich den ehrwürdigen Vater auch nicht, der zu mir heraufgekommen iſt. Ihr ſeid ja ſelber dabei geweſen und habt es gehört, was geſprochen worden iſt."

„Du haſt zum Miſſionär geſagt: wenn heute Chriſtus in ihre Kirche käme, ſo thäte er ſie fürs erſte hinausjagen, und fürs zweite würden ſie ihn kreuzigen!"

„Soll der geiſtliche Herr das für einen Schimpf gehalten haben?" fragt er nicht ohne Betroffenheit. „Ich habe es ja nicht ſo gemeint, als ob ihn das perſönlich anginge. Ein Prieſter kann der beſte Menſch ſein und muß doch oft Sachen lehren, die zum Evangelium nicht paſſen, und mit welchen er vielleicht ſelbſt nicht einverſtanden iſt. Der ehrwürdige Vater hat nichts darauf geſagt, obſchon ſie ſonſt feurige Zungen haben. — Wenn er es aber doch für eine Beleidigung ſollte genommen haben, ſo hätte ich keine Ruhe und müßte ihn um Verzeihung bitten gehen."

„Da könnteſt du weit gehen, mein lieber Rolf, die Herren ſind jetzt in Tirol. Es wird auch nicht nötig ſein. Wenn du's einſiehſt und wieder in die Kirche kommſt, ſo iſt dir verziehen."

„Das iſt ſo, Herr Pfarrer," ſagt er hernach, „daß ſie ihn kreuzigen thäten, das mag ſchon ſein, aber ſie thäten's vielleicht aus gutem Willen, und gegen ihre Perſon will ich nichts geſagt haben. Und mit Gewalt laſſe ich mich nicht hinabtreiben aus meinem Sonnenlicht. Wenn ich ſchon gehe, ſo geſchieht's wem zu lieb."

Mit ſeinen ſanften Augen ſchaut er mich an, ohne alle Bitterkeit hat er geſprochen.

„Du haſt ja recht, Rolf," rede ich, „es wird manches harte Wort geſagt, das nicht ſo gemeint iſt. Mich bekümmerſt du nur, weil du ſo, wie du jetzt lebſt, leicht Schaden leiden kannſt an deiner Seele. Vielleicht auch am Leibe. Der verkommt in der Wildnis. Der Menſch braucht ein Haus, eine Familie ...."

Darauf er: „Darf einer heutzutage noch dran denken? Wäre es nicht beſſer, das Menſchengeſchlecht thäte Feierabend machen?"

„Darüber wollen wir noch ſprechen, Rolf. Komm nur bald hinab und melde dich an."

Einen ſchweren Zorn habe ich hinaufgetragen, und ein beſänftigtes Herz habe ich heimgebracht. — Es iſt ein unbegreiflicher Menſch.

Wolfgang, denke einmal nach. Du haſt einſt den erſten Chriſten zugeſtrebt in Wort und Schrift, haſt in denſelben das echte Chriſtentum geſehen. Die dich darob

in Verbannung geſchickt, ſind Zeugen davon. Jetzt ſteht er vor dir, dein Muſterchriſt. Warum iſt er dir nicht recht? Freue dich doch. Du lieſeſt es von der Kanzel herab: „Wenn du beteſt, ſo bleibe in deinem einſamen Kämmerlein!“ Und „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ Wenn ihm der Wald genug iſt, ſo preiſe ihn glücklich. Der letzte Chriſt wird wie der erſte ſein.

Und das weiß ich jetzt auch, Steinfranzel, durch wen der Herrgott das Wunder gewirkt hat in deinem Ziegenſtall!

Im Auguſt.

Bei ſeiner Sonne will er oben bleiben. Ein Kleid von Sonnenſchein hat er an, ſprechen ſie. Und das habe ich nicht verſtehen können. — Steht die Holzerhütte doch in der ſchattigen Bergſchlucht! Aber jetzt bin ich aufgeklärt. Hoch über der Schlucht und über den Wipfeln des Waldes erhebt ſich ein turmartiger Fels, deſſen Scheitel eine faſt ebene Fläche hat, ſo groß wie der Tanzboden beim Neuwirt. Der Holzknecht, der mir's erzählt, weiß kein anſchaulicheres Flächenmaß, als den Tanzboden beim Neuwirt. Der Fels heißt der Stöckelſtein, und man kann, ſo ſteil er auch iſt, unſchwer hinaufkommen, wer das Klettern gut verſteht. Nun, der Rolf verſteht es gut, und im Sommer an Feiertagen, da klettert er hinauf, zieht oben ſein Gewand aus und legt ſich, wie ihn Gott erſchaffen hat, auf die warme Steinplatte. Wer ihn bei dieſem Sonnenbade ſtören wollte, den möchte er mit Steinwürfen zurückſcheuchen, da verſteht er keinen Spaß. Er thut's nicht wegen der Geſundheit, auch nicht

der braunen Haut wegen, auf die sich Waldleute sonst was einbilden. Er thut's, „weil die heiße Sonne so gut striegeln kann".

Von diesem Sonnenjüngling haben auch die Sommergäste etwas gehört, und da sind zwei lustige Fräulein eifersüchtig geworden auf die Frau Sonne. Sie gingen hinauf in den Dreibrunnwald und bestachen einen Holzknecht, dem Rolf, während er auf der Steinplatte lag, das Gewand zu stehlen. Da ist er oben liegen geblieben auf seinem hohen Tische, bis der Abend kam und es dunkel ward. Dann stieg er herab in seine Hütte, und die Fräulein haben den Sonnenbräutigam nicht gesehen.

Mir hat der Schelm kein Wort gesagt, daß er solche Sachen treibt. Ja freilich, da glaube ich's, daß er rote Wangen hat.

Oder sollte er zu solchen gehören, die sich an ihrem eigenen Leibe erfreuen?

Einst an einem heißen Julitage war es gewesen, kurz vor meiner Priesterweihe, daß ich in den Büschen die Hüllen von mir warf, mich hinlegte auf das Moos und meinen Leib betrachtete. Süß war es zu wohnen in diesen jungen, wohlgebauten rosigen Gliedern und anzuschauen waren sie wie ein Werk der Schönheit. Zu jener Stunde habe ich von meinem Leibe Abschied genommen ....

Im Frühjahr 1887.

Vielleicht sollte ich mich mehr mit Schreiben zerstreuen, wie in früheren Jahren. Es hat mich oft erleichtert. Aber es ist so, je schwerer ein Stein, desto weniger hebt man ihn.

Die Regina hat uns verlaſſen. Seit einem Jahre kränkelnd, iſt ſie gerade am heiligen Charſamſtag ſchlafen gegangen. Zwei Stunden vor ihrem Tode noch hat ſie der Ottilie kernhaft ans Herz gelegt, wie die Wirtſchaft weiterzuführen ſei, und welche Kleider man ihr anlegen ſolle auf die letzte Reiſe. Bei der Kommunion ſchaut ſie mich lange an und ſagt: „Pfarrer, wie wird's mit uns zweien ſein in der andern Welt?“ — Als ob ſie mich hätte einladen wollen. Dann iſt ſie traumhaft geworden und nicht mehr zu ſich gekommen. — Bei ihrem Begräbniſſe hat der Kornſtock Orgel geſpielt. Alle Regiſter offen, in vollen Tonſtrömen. Es war kein Lied, es war ein Brauſen. „Das iſt mein Vergeltsgott geweſen für den ſüßen Kaffee!“ ſagt er nachher zu mir. Und als wir beide aus dem Kirchhof gehen, ſchreit er mir plötzlich ins Geſicht: „Wenn ich nicht in Paris ſterbe oder ſonſt wo, wenn ich im Torwald ſterbe, und Ihr überlebt mich — die Pfarrer werden ja alt — das ſage ich Euch heute, auf dem Kirchhof da will ich nicht beigeſetzt werden.“

Mir geht das Wort durch Mark und Bein. Hat auch er die Angſt vor — vor den Bergknappen? — Der Kornſtock hat aber beigeſetzt: „Sonſt will man das Denkmal beim Grab; ich will mein Grab beim Denkmal haben.“

Das gute Mädel will mir die Regina erſetzen. So oft ſie mich anſchaut, fragen ihre großen Augen, ob mir nicht was fehle. Kind, was ſoll denn mir fehlen! — Gerne ſitze ich oben, wo ſie ringsum alle ſchlafen. So bin ich einſt im Hauſe meiner Eltern geſeſſen, ſpät abends. Die Meinen um mich herum haben auch geſchlafen; ich

habe noch gewacht bei der Lampe. Jetzt ist's wieder so, das rote Flämmlein in der Kirche ist das einzige lebendige Wesen im stillen Gotteshause.

Ergötzlich ist der Karl mit seiner Behauptung. Er sagt, ich thäte mit der Ampel laute Gespräche führen und sie anreden mit Namen von Verstorbenen.

Was der Schneider nicht alles weiß!

Am 1. August.

Mein Pfarrbuch stirbt aus, wandert aus. Und doch giebt es mehr Leute im Thale als je zuvor. In den beiden Holzsägen sind sechzehn Mann beschäftigt, in der Holzwollefabrik fünf, in der Papiermühle achtunddreißig, in der Glashütte einundzwanzig Teichgräbersleute sind auch einundzwanzig da, Bergknappen gegenwärtig hundertundvier. Beim neuen Hochofen sind im ganzen zehn Personen angestellt und im Eisenwerke gegen vierhundert. Holzknechte und Fuhrleute etwa neunzig, Eisenbahner (bis hinab zum Keilerstein gerechnet) sechsundzwanzig. Weiber und Kinder, soferne sie nicht in Arbeit stehen, ungerechnet. Diese Angaben habe ich vom jungen Ritter, damit man die Anzahl der Pfarrbewohner weiß. Sommerfrischler und Kurgäste zählt der neueste Ausweis kaum hundert. Touristen ungezählt. Welcher Konfession sie angehören, danach darf man die meisten gar nicht fragen, ohne tötlich zu beleidigen; ebensowenig, ob sie verheiratet sind oder nicht. Gegen den „Pfaffen" haben sie eine schleichende Wut, halten ihn für den heimlichen Verbündeten des Ritters.

Unter den Arbeitern herrscht Not. Die wenigen Bauern vermögen ihre Armen nicht mehr zu versorgen. Das neue

Armenhaus iſt ſehr ſtattlich und ſchmuck — von außen. Alſo ſoll demnächſt im Kurhauſe ein großes Wohlthätigkeitsfeſt ſtattfinden. Das hat der Ritter angeregt. Die Feſtbeſucher werden ſich für ihr chriſtliches Almoſen recht ergötzen. Komödie, Muſik, Tanz, Menagerie. Einen ganzen Tag lang wird man wohlthätig ſein.

Auf der Brückelwieſe werden ſchon lange Stangen in den Boden gerammt. Maſte für Kletterer, Fahnen, Zelte. Auch zu mir ſind ſie gekommen in Frack und taubengrauen Handſchuhen, mit der höflichen Einladung, mich wohlthätig zu unterhalten.

Den 8. Auguſt.

Mir ſchwindelt noch vor dieſem Volksfeſte, und die Geſchichte wird aufgeſchrieben.

Schon am Vorabende kein anderes Geſpräch, als von „türkiſcher Muſik“, von neuen Polkatänzen, von Stangenklettern und Speerwerfen, von ruſſiſchen Bärentreibern und arabiſchen Feuerfreſſern. Alles für die Armen! Die Burſchen üben ſich im Klettern, Ringen und Springen, und der Lehrer Sandor habe, heißt es, heimlich ſeine Muskeln mit Kornbranntwein eingerieben.

Tags darauf ſehe ich zu meiner Freude auch den Rolf in der Kirche. Dann kommt er in den Pfarrhof und giebt ſich Mühe, ſehr artig zu ſein. Er erzählt, daß ſie in die Sonne geſetzt ſeien. Der große Dreibrunnwald niedergeſchlagen bis auf den letzten Baum. Und der letzte Baum auch. Die Hütte wird abgebrochen, mein Waldhaſe hat keinen Unterſchlupf. Was der Stöckelſtein mache? frage ich ihn ganz plötzlich, da wird er ein wenig rot im Geſicht.

Dann bedenkt er sich und sucht durch zarte Kreuzfragen zu erfahren, ob ich zum großen Feste ginge, ob allein oder mit jemandem zusammen. „Mit der Ottilie!“ sage ich und blicke ihn fest an. Da rückt er ganz sachte hervor, tanzen möchte er gerne mit der Ottilie, wenn's erlaubt wäre! — Knabe, denke ich, mich deucht, du bist endlich reif geworden oben in der Sonne.

Und am Nachmittage sind wir zu dreien hinabgegangen. Zuerst geht er vor mir und der Ottilie, dann hinten nach, endlich neben uns. Ein neues Gewand hat er an, ein nelkenrotes Halstuch, aus purer Seide. Sogar die Ecken läßt er flattern. In der linken Hosentasche steckt die große Lederscheide für Messer und Feile, wie solches Werkzeug der Torwalder Holzknecht stets bei sich zu tragen pflegt. Das gefällt mir, es giebt ihm etwas Mannbares. Wenn er mit mir spricht, macht sich das ganz vernünftig; so oft er an das Mädel ein Wort richtet, wird er ungeschickt, fast dumm. Sie nimmt's aber nicht übel, so viel ich merke, trippelt wohlgemut neben ihm her, alle Wonnen noch haushälterisch in sich verschließend. Ein jung' Dirndel, das zum Tanz geht!

Die Brückelwiese über und über volksfestlich geschmückt. Ein buntes Wogen von heiteren Menschen. Eben schlagen sie Jubel an. Hoch am Kletterbaum klebt ein Mensch, rüttelt an der in Flittergold glitzernden Krone, zaust die Fähnlein, die Bänder, die Kränze herab und läßt die Fetzen niederflattern auf die Menge. Endlich reißt er einen funkelnden Gegenstand los, schwingt ihn, hängt ihn sich um den Hals, jauchzt und läßt sich sachte an dem glatten Stamme herab. Aus dem Eljenschreien und Ausrufen des Namens Sandor Ulaky merken wir, es ist der

Schullehrer, der sich den Preisbecher geholt hat von der luftigen Riesengerte. Ganz zu Boden kommt er nicht, denn sie fangen ihn auf und tragen ihn gegen das Kurhaus, wo er mit Musik und Siegesgeschrei empfangen wird. Dann Wein in den Becher, und Becher an die Lippen: Hoch Meisteraffe Uilaky! — mag sich jemand gedacht haben.

Vom Konzert ist nur zu melden, daß das junge Volk dessen Ende kaum erwarten konnte. Gründlicher kann klassische Musik nicht ruiniert sein, als wenn darauf Tanz in Aussicht steht. Als der junge Ritter Josef an seinen Platz geht, bleibt er bei uns ein wenig stehen und flüstert der Ottilie zu: „Ein armer Reisender bittet nachher um eine Quadrille!" Man schaut auf das Mädel, dieses wird blutrot und zittert. Und frägt mich nach einer Weile ins Ohr: „Um was bittet er?"

Während nach dem Konzert der Saal rasch zu einem Tanzboden verwandelt wird, sehe ich mich nach dem Rolf um. Der steht hinter einem Thürflügel, hält die Hände auf den Rücken und betrachtet das Treiben. Nebenbei schämt er sich ein bissel, daß er auf der Welt ist, wie man hier zu Lande sagt. Ich winke ihm, er kommt heran und stellt sich neben der Ottilie auf. Da hätte ich sie nebeneinander stehen, und weil sie sich beharrlich anschweigen, so mache ich ihnen ein wenig den Hof. „Jetzt wird bald der Tanz angehen, mein Kind," sage ich zu ihr. „Wie du heute schmuck beisammen bist! Dir wird's nicht fehlen. Da mag sich ein Tänzer beizeiten bei dir einschmeicheln! Der Rolf hat sich sicherlich schon siebenfach bei dir vorgemerkt, der Schlingel! Na, machet euch nur bereit, wird bald losgehen." Der Bursche wendet so ein bischen seinen Kopf gegen das Mädel, sie schauen einander ganz treu-

herzig ins Geſicht, und dann er wieder gerade aus und thut den Mund nicht auf. Jetzt jauchzt die Muſik auf, die Paare finden ſich und heben an zu kreiſen. Dem Rolf, deucht mich, zuckt's ſchon in den Beinen, er dreht den Kopf, ſchiebt ihn wieder zurück, blinzelt und bleibt ſtehen wie ein Baumſtrunk im Walde. Ich hinter ihm, zupfe ihn am Rockſchößling, da legt er mählich den Arm um ihren Nacken, guckt ihr in die Augen und ſagt: „Probieren wir's, Dirndel?" In dieſem Augenblick ſchießt der Lehrer herbei, ſein Geſicht brennt, ſeine Augen ſprühen eitel Siegesluſt. „Die Schönſte gehört mein!" ruft er, packt die Ottilie um die Lenden und wirbelt mit ihr durch den Saal. Der Rolf glotzt verblüfft drein, dann ſtellt er ſich gelaſſen hinter die Wand. Die Hände hält er in den Rocktaſchen — zwei krampfige Fäuſte, wenn er einen warmen Blutstropfen in ſich hat.

„Rolf!" ſchreit ihm ein Holzknecht zu, „du mußt dich wehren!" Kaum bemerkbar ſchüttelt er den Kopf. Die Ottilie tanzt vorüber, da trifft ihn ihr Blick. Es iſt ein Blick aufrichtiger Verachtung. In einer Ecke hört man das Liedel vom „Traumichnit" ſingen. Wenn er um Tänzerinnen wirbt, pflegt ſonſt ſo ein Waldjüngling die chriſtliche Sanftmut hübſch zu Hauſe zu laſſen. Nun, wer ſie bei ſich hat, der wird wenigſtens nicht geprügelt. Derlei Betrachtungen werden gehört. Der Rolf iſt dann davongegangen. — Nicht gar lange ſteht's an, kommt die Ottilie zu mir, und ſie möchte nach Hauſe gehen. Sollte ihr der Löwe vom Kletterbaum in ſeiner Siegesluſt zu ſcharf getanzt haben? —

Das war der geſtrige Tag. Und der heutige? Am Vormittag ſtapft ein Trommelraßler durch die Gaſſen und

ſchreit kunſtfertige Affen, plaudernde Papageien, ein ſingendes Dromedar und einen tanzenden Bären aus. Im Zwinger neben dem Rieſenzelt auf der Wieſe blöken und kreiſchen und brüllen die Tiere, und ein ewiger Leierkaſten wimmert mit drein. Da läuft alles hinab, alt und jung, und ſo habe auch ich mein Mädel heute entſchädigen wollen für das Geſtern. Die Plätze ſind ſchon alle faſt beſetzt, wir finden noch zwei im hinterſten Ring, hoch oben. Man ſieht gut hinab auf den eingegitterten runden Platz. Zwei halbnackte Reiter auf ſchnaubenden, nach einwärts geneigten Röſſern ſprengen im Kreiſe herum und machen auf dem Rücken der Tiere allerlei Kunſtſtücke zum lärmenden Staunen der Zuſchauer. Dann kommen bunte Luſtigmacher mit den Affen und treiben ihr drolliges Weſen. Ich ſchaue alles durch die Kindesaugen meiner Ottilie und ergötze mich auch.

Nachdem die Spieler der erſten Abteilung abgetreten und hinausgezogen ſind in ihre Baracke, ſteigert ſich die Spannung der Leute, denn nun kommt der Bär. Hinter dem Verſchlage hört man das Knattern einer Peitſche. Bald darauf tritt ein großer rotbärtiger Mann hervor und führt an einem Doppelſtrick die Künſtlerin. Die Bärin, ein plumpes zottiges Tier, trottet täppiſch daher bis in die Mitte des Raumes. Der Führer tritt einige Schritte zurück, der Leierkaſten fängt ſchrill eine ruſſiſche Tanzmuſik an, der Führer knallt mit der Peitſche und kommandiert. Da hebt das Ungetüm ſeinen Vorderleib, legt die klobigen Bratzen ſäuberlich über die Bruſt, als ob es nach einem Tänzer ſchmachte. Dann neigt es den Klotz ſeines Hauptes ein wenig auf die Seite und beginnt mit den Hinterbeinen auf dem Sand ſachte zu tanzen. Großer Beifall. Aber die Bärin

macht sich nichts draus, blinzelt mit ihren Schweinsaugen gegen die buntgekleideten Zuschauer hinauf, wie kokette Komödianten zu thun pflegen. Dann macht sie die Augen fast zu vor Behaglichkeit und dreht sich immer schwerfällig und träge um sich selbst. — Endlich hört die Musik auf, und die Tänzerin steht still, aufrecht, und als das Klatschen einfällt, verneigt sie sich zur ungeheueren Erheiterung vor dem Publikum.

Und nun beginnt das Ereignis. Hört man auf einmal irgendwo rufen: „Bravo, Uilaky!“ Denn der Schullehrer hat sich geäußert, er wolle mit Mademoiselle Karschinkoff — so heißt die Bestie — einen Walzer tanzen! — Sofort wird mit dem Wärter unterhandelt. „Seien Sie überzeugt, dieser Herr ist ihm gewachsen!“ „Ist auch keine Gefahr dabei,“ sagt der Bändiger, „die Dame ist Witwe und verdirbt keinen Spaß.“ „Es ist zu wagen.“ „Warum denn nicht?“ „Es ist bedenklich!“ „Es ist lächerlich, von einem Kinde läßt sie sich gängeln. Für Herrn Uilaky ist eigentlich zu wenig Ehre dabei.“ So rufen die Leute durcheinander, dieweilen steht der Lehrer schon unten. Der Wärter giebt dem kühnen Bewerber Verhaltungsmaßregeln, aber auch die Knute in die Hand. Darauf tätschelt er das Tier und tritt sachte hinter den Verschlag. Der Lehrer wirft Rock und Knute weg, streift die Hemdärmeln auf, was er, denke ich, wohl nur seinen strammen Muskeln zu Ehren thut, und stemmt seine Beine schräg in den Boden. Ein fermer Athlet. Die Bärin steht aufrecht wie ein Mensch, schaut ihr Gegenüber an und wartet auf seine Galanterien. Da hat man keinen Atemzug gehört im ganzen Raume. Der Lehrer macht einen leichten Schritt nach vorne, verneigt sich wie vor einer Dame, biegt den

rechten Arm aus und ſagt: „Darf ich bitten, meine Gnädige!“

„Das iſt ein Frevel, das heißt Gott verſuchen!“ rufe ich hinab. Man ziſcht, daß ich zu ſchweigen hätte. Der Lehrer legt ſeinen Arm zärtlich um den Nacken des Tieres, er vermag ihn kaum zu umfangen. Die Bärin legt träge ihre Pfoten um den Leib des Mannes. Der Spielmann leiert einen Walzer, das Paar dreht ſich langſam um ſich ſelbſt. Das Tier hopſt ein wenig, hebt den Lehrer ſachte vom Boden empor, ſtellt ihn wieder nieder, hebt ihn nochmals auf, etwas höher, und legt ſich mit ihm langſam auf den Sand. Faſt meint man, er laſſe ſich's ruhig gefallen, doch hört man ihn ſchnaufen. Die Bärin gröhlt und ſchmiegt ihr wuchtiges Haupt wie koſend auf das Geſicht des ſtöhnenden Mannes. Jetzt kreiſchen die Weiber und die Männer rufen nach dem Bärenführer. Dieſer erſcheint, bleibt aber betroffen am Ausgange ſtehen, denn das Tier beginnt laut zu brüllen und Schaumflocken hängen an ſeinem Maul.

„Das Meſſer in den Leib!“ ſchreit jemand unter den vor Aufregung wogenden Zuſchauern. Der Bärenführer jammert um ſein „Kapital“ und ſtürzt fort, etwa um eine Waffe zu holen. Er kommt nicht zurück. Mehrere Männer machen Miene, über die Brüſtung hinabzuſpringen, um zu retten, bei jedem giebt es Hinderniſſe, keiner ſpringt hinab. Der Lehrer liegt bewegungslos wie eine Puppe in der Umarmung der ſchnaubenden Bärin. „Er iſt erdroſſelt!“ gellt es in der Menſchenmenge, und alles will hinaus, daß überall die Planken krachen. Jetzt ſpringt ein Menſch über die Sitze vor, über die Brüſtung hinab. Die Beſtie fährt wild gröhlend auf und ihm entgegen, er ſtößt ihr das

Meſſer in den Leib. Mit grauſem Gebrülle macht das Tier einen hohen Sprung, purzelt dann ſeitlings in den Sand, und es raucht das braune Blut. Den Lehrer reißt der Mann vom Boden empor, er blüht nicht mehr, iſt aſchenblaß; aber er hebt noch die Arme, den Kopf; ſeine Beine zittern, doch er bricht nicht zuſammen, geführt von ſeinem Retter wankt er dem Ausgange zu, der freien Luft. — Das Meſſer ſteckt im verendenden Bären, der Mann iſt davon. Sie haben ihn gerufen, haben ſeinen Namen gerufen — er iſt nicht mehr gekommen.

„Haſt du ihn erkannt?“ frage ich die Ottilie.

Sie antwortet tonlos: „Der Rolf iſt's geweſen.“ —

So hat dieſes Volksfeſt geendet. Die Leute haben ſich zerſtreut, und jeder hoffte, dem heldenmütigen Burſchen zu begegnen. Heute ſprechen ſie ein wenig anders über ihn, als geſtern.

Der Lehrer liegt im Fieber, Madame Karſchinkoff wird morgen begraben.

Am Abend ſage ich zu meinem Mädel: „Hätteſt du dir vom Rolf ſo etwas träumen laſſen?“

Da macht ſie eine abwehrende Bewegung, eine faſt zornige, gleichſam: Von dem wolle ſie nichts hören.

Sind ſie wirklich ſo? Hätte er den Nebenbuhler getötet, ſtatt den Bären, abgöttiſch würde ſie ihn lieben. Er hat ſich die Tänzerin wegnehmen laſſen .... Solches verzeiht das Weib nimmer. Ja, ſagt man, ſo ſind ſie.

Spätherbſt.

Wenn dieſe Aufzeichnungen unter die Leute kämen, was Gott verhüte, ſo müßte man glauben, der alte Wolf-

gang hätte in seiner Pfarre lauter Sonderlinge. Etliche habe ich ihrer freilich, und sie geben mir am meisten zu schaffen.

Seit dem Frauentage ist der Kornstock wieder fort. Ich habe an demselben Abend mit der Suppe auf ihn gewartet, der arme Augustini hatte den ganzen Tag mit seinem Bettelwäglein auf ihn gewartet. Er kam dort nicht und kam hier nicht, und am Denkmal ist er auch nicht gesessen. Mehrmals hatte er mir die Absicht mitgeteilt, nach Paris zu gehen, denn nur dort sei für seine Tondichtungen der rechte Platz, und nur von dort aus würden sie ihren Flug machen über die ganze Welt.

Der Denkstein unter der Linde hat Sprünge bekommen, neigt sich nach vorne, und zu seinen Füßen tanzen die gelben Blätter.

In der Fastenzeit 1888.

Schon während der Messe fällt es mir heute auf, daß der Karl wider seine Art in einer gewissen Zerstreutheit und Aufregung ist. Zuerst zündet er bei dem Hochamte die Kerzen der stillen Messe an. Dann späht sein Auge auf die Ampel, auf die Fenster, auf die wenigen anwesenden Beter. In der Sakristei, während er mir die Alba abnimmt, da sagt er's: Diebe hätten wir in der Kirche! Das Öl in der Ampel verschwinde, schon seit Wochen falle es ihm auf. Sonst lange eine Füllung reichlich fünf Tage aus, und jetzt sei allemal schon am zweiten Tage die Ampel leer. „Wo mir seit dreißig Jahren das Licht nicht ein einzigmal ausgelöschen! Und jetzt soll's verhungern und verdursten? Herr Pfarrer, sie stehlen uns das Öl!"

„Die Ampel wird ſchadhaft ſein, Karl!“

„Ei Narr, das müßte man doch ſehen. Das Geſindel thut's. Das Arbeitergeſindel. Wie ſie es nur anſtellen! Wo ich allemal mit der größten Sorgfalt abſperre! — Jetzt will ich mir aber hinter dem Altar meinen Arbeitstiſch aufſtellen und beim Schneidern aufpaſſen Tag und Nacht, iſt mir alles eins. Den Lumpen muß ich erwiſchen!“

So muſterhaft eifrig, — und der ſoll keinen Glauben haben? — Ich werde ihm Unrecht thun. Gott, mir fehlt die Gabe, den Menſchen ins Herz zu ſehen, mir fehlt ſie ganz und gar.

Im April.

Der Öldieb iſt entdeckt. Der Schneider hatte mein Dispens erhalten, hinter dem Altare ein paar Tage handwerkern zu dürfen, denn er kann keine Zeit verlieren, wenn er Arbeit hat. Nur die armen Leute laſſen bei ihm arbeiten, wer Geld hat, kauft ſich das fertige Gewand beim Kaufmann. Mir macht er's recht. — Schon am erſten Tage alſo hat er den Dieb ertappt — kaum die Leute aus der Kirche waren. Iſt der Kirchenräuber nicht oben am Gewölbe aus dem Emporium durch das Strickloch geſchlüpft und am Strick behutſam niederwärts bis zum fetten Töpfchen? Und hat getrunken. Der Karl, natürlich raſch hervor, hat aber nicht fangen mögen, hat die arme Kirchenmaus wieder entſchlüpfen laſſen — haſtig hinan unters dunkle Dach.

Dann hat er Vorrichtung getroffen oben beim Loche, daß dem Tierchen, das nicht getauft iſt, auch die übrigen Gnadenmittel der Kirche vorenthalten bleiben. — Harter Karl!

Mäuslein, wenn du gar zu hungrig biſt, ſo komm nur, komm, labe auch du dich am ewigen Lichte!

In unſerem Vaterlande giebt es manchen Ort, an welchem nach alter Sage ein Heidentempel geſtanden ſein ſoll. Und der Tempel iſt verſunken. Denn die Menſche haben gefrevelt, da hat ſich der Boden aufgethan. Unweit meines Geburtsortes Hohenmauth iſt ein ſolcher Hügel, dort ſoll auch ein Tempel verſunken ſein. Alte Leute wollen in ihrer Jugend noch das Turmkreuz haben aus der Erde ragen ſehen. Turmkreuz? So können auch chriſtliche Kirchen verſinken? ....

Am Kreuzerhöhungstage.

In der heutigen Nacht hatte ich folgenden Traum. Der Ewige ſaß auf dem Richterſtuhle und ließ die Großen der Menſchheit an ſich vorüberſchreiten.

Der Richter ſagte zu Moſes: „Was haſt du deinem Volke gegeben?"

„Das Geſetz."

„Was hat es daraus gemacht?"

„Die Sünde."

Dann fragte er Karl den Großen: „Was haſt du deinem Volke gegeben?"

„Den Altar."

„Was hat es daraus gemacht?"

„Den Scheiterſtoß."

Dann fragte er Napoleon Bonaparte: „Was haſt du deinem Volke gegeben?"

„Den Ruhm.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Schmach.“

So fragte er viele und jeder führte Klage darüber, daß seine Gabe vom Volke entwürdigt worden sei.

Endlich fragte der Ewige auch seinen Eingeborenen: „Mein lieber Sohn, was hast du den Menschen gegeben?“

„Den Frieden.“

„Was haben sie daraus gemacht?“

Christus antwortete nicht. Mit durchstochenen Händen verhüllte er sein Gesicht und weinte.

Im November.

Die neueste Geschichte von Sankt Maria im Torwald soll ein anderer schreiben. Mir stockt's. Giebt es denn noch einen Torwald. „Auch in diesen entlegenen Gegenden ist es endlich helle geworden!“ hörte ich im vorigen Sommer bei Eröffnung des neuen Schulhauses einen Redner sagen. Wahr ist es. Die Baumschatten sind weg, die Hänge sind kahl, die Wälder gelichtet. Aber es ist auch wieder dunkel geworden. Nicht „mit Kutten ist die Sonne verhängt,“ sondern mit Fabriksrauch.

Die Kurgesellschaft hat abgewirtschaftet, der Kursalon ist ein Magazin für Glas und Bretter. Eines der großen Hotels wird jetzt als Kohlenschuppen benützt, das andere, zu Oberschuttbach, ist noch zum Teile bewirtschaftet. — Alles ist unlustig geworden. Sonst hat die Arbeit den Menschen klug und froh gemacht, heute macht sie ihn dumm und unzufrieden. Denn er braucht dabei kaum mehr zu denken, kann nichts schlecht machen und

nichts gut, kann persönlich nichts verfertigen, hat keine Leistung aufzuweisen, denn alles macht die Maschine, und er ist ihr Knecht. So ist bei der Arbeit keine Freude, kein Herzensmut, kein Segen für den Arbeiter. Der Geist des Menschen ist gleichsam auf die Maschine übergegangen, und ihre Knechte verwildern, und weil sie persönlich nichts mehr schaffen können, so erwacht in ihnen die Lust, persönlich zu zerstören.

Im Torwald giebt es jetzt nahezu neunhundert Arbeiter, das heißt neunhundert Unzufriedene. Weniger Arbeit wollen sie und mehr Geld. Sie sehen den Abstand zwischen der Not ihrer zumeist großen Familie und dem Luxus der Herrschaft. Ein Bergknappe sagte vor kurzem bei einer Versammlung: „Nicht, daß wir arm sind, empört uns so arg, als vielmehr, daß jene reich sind, und daß sie durch uns reich geworden sind, und daß sie uns behandeln wie Hunde. Dann erwacht vielleicht plötzlich ihr Gewissen, und sie werden wohlthätig mit unserem Gelde. Wir wollen kein Almosen, wir wollen das, was uns gebührt. Wir wollen eben nur nicht besser gestellt sein, denn die Armut ist unsere stärkste Kampfgenossin! Die schreckt vor nichts zurück. Genossen, versteht ihr mich?“ So hat er gesprochen, und alles hat ihm zugejubelt, als hätte er das Heil der Welt verkündet. — Ja, was wollen sie denn? Wenn man nur wüßte, was sie wollen! Einen Blechschmied habe ich danach gefragt, der antwortet lachend: „Na ja, wir schreien halt mit, was wir wollen, das wissen wir selber nicht.“ — „Wir wissen es, du Schaf!“ ruft der Hies — der einstige Bauer vom Grund — drein: „Teilen wollen wir mit den Herrschaften! Das wollen wir! Jeder Mensch hat an den Händen zehn Finger zum gleichviel angreifen und halten. Teilen

wollen wir! Ja wohl, Herr Pfarrer!“ — „Mir könnte es recht sein, mein lieber Hies.“

Im vorigen Herbst, als die großen Bestellungen für die Armee kamen, haben die Eisenarbeiter alle zugleich den Dienst aufgesagt und „ohne Lohnerhöhung von fünfundzwanzig pro hundert griffen sie nicht mehr an“. Der Ritter hat große Verzögerungsgebühr gezahlt, den Arbeitern aber nicht nachgegeben, bis sie durch Not gedrängt sich selber wieder erboten. Der Werksherr hat sie aufgenommen, den Lohn aber nicht erhöht, sondern erniedrigt. Damals sah ich, wie einer mit rußiger Faust den Hammer schwang: „Wenn die Zeit kommt! Die Stärkeren sind wir!“

Seitdem grollt es im Thale. Allerlei versiegelte Schriften und unheimliche Kistlein kommen herein. In ein paar Heftchen hatte ich Gelegenheit, Einsicht zu nehmen. Ich hätte es doch nicht geglaubt. Ich hätte es nicht geglaubt! Da gilt kein Gesetz mehr, sei es vom Kaiser oder vom Papst oder vom Herrgott. Kein einziges. Alle Vergangenheit, alle Geschichte, alle Sitten ausgestrichen, zerrissen. Neue Menschen! Neue Eigenschaften! Neue Natur! Was Tugend war, ist Schwäche, was Laster war, ist Tugend. — So lange haben die gelehrten Herren gespielt mit ihren Thesen und haben sie verbreitet. Nun sehen sie es mit Schrecken, ihr Wort ist Faust geworden!

Dem Pfarrhofe gegenüber ist ein Loch aufgesprengt worden, und da wühlen sie einen Berg von Schutt und rotem Stein hervor, und der Zaun meines Gärtleins wird schon niedergedrückt. Durch den Kirchenriegel haben sie sich gefressen zu mir herüber, und die Ingenieure schauen manchmal mit heißen Augen auf meine Ottilie.

Sie iſt immer einmal unruhig. Gott, wenn ſie mir dieſes Kind verdürben!

Herr der Heerſcharen, ſchicke deine heiligen Engel, daß ſie uns behüten! — Gott, wenn ſie mir dieſes Mädel erwürgten!

Frühjahr 1889.

Die Schwammelſuppe würde mir noch beſſer munden, wenn ſie beim Kochen wieder ſingen und lachen wollte. Sie iſt ſtumm, und ſie arbeitet. Arbeitet und ſorgt für mich, wie eine Mutter. Und verthut ihre Jugend damit, einen alten kummervollen Mann zu pflegen. Wenn ich auf der Holzbank ruhe, da ſitzt ſie neben mir und näht oder ſtrickt und lugt mich manchmal verſtohlen an. Und ſchweigen beide, verſtehen uns ſchweigend. — Hart erbarmen thut ſie mir. Sehe ich irgendwo auf meinen Wegen ein Menſchenweſen weinen, da denke ich: Wenn ſie ſo weinte! Und da überkommt mich das Heimweh, ich eile zurück in den Pfarrhof, zu ſehen, daß ihr nichts iſt. Immer wollte ich ſie um etwas fragen, und wagte es nicht. Daß ſie nicht etwa glaubt, ſie müſſe in dieſem traurigen Hauſe bleiben, wenn ihr Herz anders ſpreche. Nun iſt ſie mir zuvorgekommen.

Einen Kummer hätte ſie, ſagt die Ottilie, da ſie wieder einmal neben mir ſitzt. Und ſie paſſe nicht daher, ſie könne mir nichts ſein. Einfältig ſei ſie und ganz ungeſchickt, und darum fürchte ſie alle Tage, ich könnte ſie fortſchicken.

„Mädel!“ schrei ich sie an, „bist du denn verrückt? Dich fortschicken! Oder — rede aufrichtig, Kind. Willst etwan selber fort?“

Sie bittet in aller Treuherzigkeit, Geduld mit ihr zu haben, da reiße ich ihr Köpflein an meine Brust: „Lieb hab' ich dich, dummes Mädel!“ Und müssen, die Augen voll Wasser, all' beide lachen.

Daß oben am Kirchensteige das Bild des heiligen Josef immer frisch geschmückt ist! Schon seit dem Winter her. Ist's kein Blumenstrauß, so ist's ein grüner Fichtenzweig. Jetzt habe ich die andächtige Seele ertappt. Hinter den Hecken hat sie aus Weißtannenreisern und Balsamkraut einen Kranz gebunden, und dann noch weiße Röslein dazu. Ich merke natürlich nichts und gehe vorüber. Am nächsten Morgen sehe ich den Kranz um den Josef gewunden. — Ein Herzweh hat sie, und mir klagt sie's nicht. Dem heiligen Josef klagt sie's.

Unser Lehrer ist um einen zweiten Gehilfen eingeschritten. Die Umarmung der Madame Karschinkoff ist ihm doch teurer zu stehen gekommen, als anfangs anzunehmen war. Und kein Mensch hat je so viel für ihn gethan, als die russische Dame im Pelz. Ihre zärtliche Umarmung hat ihm zu verstehen gegeben, wie viel er sich auf seine athletischen Talente einbilden darf. Er bildet sich nichts mehr darauf ein. Kein Stück Brot wird er sich mehr abschneiden können, sein Lebtag lang, sein linker Arm ist gelähmt. Müßte es bei einem Lehrer nicht im Kopf sitzen, er könnte unter dem Denkmal hocken, wie damals der Kornstock. Mir ist der Sandor jetzt lieber, seit er weiß, daß

der Menſch nicht bloß einen Leib, ſondern auch eine Seele hat. In freien Stunden befaßt er ſich mit Leſen und Studieren pädagogiſcher und ſocialwiſſenſchaftlicher Werke. Gern geht er auch mit den Kindern umher und erklärt ihnen Thiere, Pflanzen und Steine. Den Bauernkindern macht das ein großes Vergnügen, die Arbeiterkinder möchten das Vogelneſt freilich gleich plündern und den Stein ſchleudern nach etwas Lebendigem. Mit ſolchen könnte der Lehrer gelegentlich wohl einmal ein Experiment aus der Botanik machen, z. B. wozu man die Birkenzweige und die Haſelſtöcke braucht. Aber dazu, armer Sandor Uilaky, braucht's zweier geſunder Arme.

Geht er dann in die Arbeiterwohnungen, um den Leuten ein wenig Kinderzucht zu lehren. Da iſt er ein paarmal ſchon recht froh geweſen, mit heiler Haut aus der Höhle zu kommen, und der Mann, der es einſt mit Stieren und Bären gewagt, weiß, daß jetzt einem erzürnten Arbeiterweib gegenüber zwei flinke Beine das beſte ſind.

Ins Gebirge iſt er eines Tages hinaufgegangen, damit er ſeinem Lebensretter danke und ihn um Verzeihung bitte. Der Rolf hatte ſich vor ihm geflüchtet auf den Stöckelſtein, aber der Lehrer iſt ihm nachgeſtiegen.

„Ich verdanke dir mein Leben, Rudolf!"

„Lebſt du denn ſo gern? Da unten? — Lehrer, wenn du wiſſen willſt, was Leben iſt, ſo mußt du heroben bleiben im Gebirg."

Er iſt nicht mehr bei den Holzern, weil dieſe ſich zerſtreut haben. Er iſt Hirtner geworden und lebt in einem Blockhauſe auf der Grießelalm.

„So mutterſeelenallein möchte ich nicht ſein," ſagt ihm der Lehrer.

„Ich allein?“ lacht der Rolf, „siehst du denn nicht, daß alles da ist?“ Und deutet um sich, gleichsam auf den Kreis der Natur, der ihn umgiebt.

„Was mich wundert,“ sagt der Lehrer, „daß nicht alle Weiber vom Torwald längst eine Treibjagd veranstaltet haben nach dir!“

„Schulmeister, laß den Adam sein. Das Unglück dauert schon lang' genug.“

So sollen sie gesprochen haben miteinander. Der Lehrer hat mir's erzählt, der Rolf kommt ja gar nicht mehr herab.

„Laß den Adam sein!“ Schon recht, wenn es dir nur gelingt!

Spreche ich da in der Schule bei Gelegenheit des Evangeliums von Gott, dem gerechten Richter. Hält der Knabe eines Friaulischen Bergarbeiters die Hand empor, er wisse auch etwas. — Nun, heraus damit! — Sagt der Junge: „Gott ist keiner nicht, hat mein Vater gesagt.“

Und ein anderes Arbeiterkind setzt rasch bei: „Aber ein Teufel ist, und das ist der Werksherr!“

Sitzt im Wirtshause ein Agent und ruft lautes Entzücken über den Fortschritt. Vor zwanzig Jahren hätten die Torwaldleute sicher noch alles selber erzeugen müssen, was sie gebraucht. Wie armselig das zugegangen sein mag. Und in der Gegenwart! Alle Länder der Erde sind Diener des Torwaldes. Ungarn liefert das Korn, Indien den Reis, Arabien den Kaffee, Brasilien die Bann-

wolle, Ohio das Lichtöl. Sachsen liefert der Hüttenverwalterin die Handschuhe und ihrem Manne die Lederpantoffeln, Thüringen schickt ihren Kindern die Spielpuppen. Westfalen giebt den Leuten zur Arbeit Beil und Bohrer, zum Essen Messer und Gabel. Der Herr von York allein hat in seinem Hause die Produkte aller Weltteile zusammen, um nur zu nennen die persischen Teppiche, das kalifornische Gold, das afrikanische Elfenbein und so weiter.

Gewiß und so weiter, mein Herr Agent, stundenlang könnte man aufzählen, was die gute weite Welt uns hereinschickt. Und davon kommt's. Davon kommt's, daß wir so glücklich sind!

„Die Welt teilt ihre Schätze nur mit den Herren," meint der Hies, der teilbegierige Mann ohne Grund, „nur schade, daß sie nicht auch mit unsereinem teilt!"

„Wird schon kommen, wird schon kommen!" sagt sein Genosse, der Teichgräber.

Schon seit einiger Zeit ist mir nahegelegt worden, in der hiesigen Arbeiterschaft einen christlich-sozialen Verein zu gründen. Mein Gott, an das habe ich selber schon gedacht, wenn ich nur auch das Zeug dazu hätte. Ich versuche es also mit allem Eifer. Die Herrschaften sind sehr damit einverstanden, und so wird eines Sonntags zum Nachmittage die Arbeiterschaft eingeladen in den dafür leergeräumten Kurhaussaal. Zu meiner freudigen Überraschung erscheint sie fast vollzählig, aber bei Bierkrügen. Anders geht's nicht mehr. Ich flehe in meinem Herzen den heiligen Geist um Erleuchtung an und beginne hernach mit dem Heiland. Jesus sei auch Sozialdemokrat gewesen, er habe es

mit den Geringen und Armen gehalten, aber nicht so, als wollte er sie reich und irdisch mächtig machen, vielmehr Seelenruhe und Zufriedenheit habe er ihnen bringen wollen. — Weiter kam ich nicht in meiner Rede, denn sie lachten schon. Sie haben mich so kalt und herzzerreißend ausgelacht, daß mir die weiteren Worte in der beengten Brust stecken geblieben sind. Sie haben ihre Bierkrüge genommen und sind lachend und spottend hinausgepoltert bei allen Thoren. Nur etliche ältere Männer wollten sitzen bleiben, da haben andere gesagt: „Oho, ihr kommt nur auch mit, sonst giebt es Haue!" und haben sie an den Armen hinausgeführt.

Bin ich allein dagesessen mit meiner christlichen Weisheit, die wohl noch für einen alten Gebirgspfarrer taugen mag, nicht aber für diese Gesellen, die mit dem Hammer die Weltkugel in Stücke schlagen wollen, um dann die Trümmer unter sich zu teilen. Als ich rückwärts durch den Garten traurig heimschlich, kam mir ein alter Bergarbeiter nachgeholpert und sagte: „Das ist ein Elend, mein Herr Pfarrer! Wie hat's mir wohl gethan, wieder einmal ein Christenwort zu hören, aber man darf nicht. Man muß mithalten, sonst schlagen sie einen tot. Wenn wir Arbeiter ein Hundeleben führen, so ist's, weil wir es uns selber so machen. Nicht die Arbeitgeber sind unsere Feinde, aber die Arbeiterführer sind unsere Tyrannen, und die Partei . . . ."

Ich glaube, er wollte noch mehr sagen, da rief es von der Gasse her: „Hempler!" Erschrocken wich der Alte von mir zurück und eilte dienstfertig dem Rufer zu.

Wolfgang, du schaueſt ihm traurig nach. Und du sollst ein Soldat der streitenden Kirche sein!

Mit dem jungen Ritter habe ich über die hiesigen Arbeiterverhältnisse gesprochen. Er meint, das Unglück sei, daß die Leute nicht haushielten. Am Sonntag Überfluß, in der Woche Mangel. Die Unzufriedenheit sei durch Hetzer künstlich erzeugt. —

„Die Herren Arbeitgeber sprechen wohl alle so," darauf meine zögernde Bemerkung. „Ich fürchte ein Unglück. — Dieses schöne stille, fleißige Torwald, was ist daraus geworden!"

„Mein Vater hat es satt," sagt der Herr Josef. „Wenn er diese Besitzungen nicht etwa an eine Aktiengesellschaft verkauft, so will er sie mir übergeben."

„Und Ihr möchtet Euch dieses Unheil auflasten?" rufe ich ganz erschrocken aus. „Wolltet Ihr denn nicht lieber diese ganze Wirtschaft, an der kein Segen ist, nur Fluch und Elend, abkommen lassen und in Gegenden ziehen, wo es weit schöner ist?"

„Lieber Herr Pfarrer," sagt er freundlich, „ich begreife, daß Sie uns forthaben möchten, so weit als der Himmel blau ist. Aber ich bleibe da. Vielleicht begreifen Sie es einmal, warum."

An dieser Stelle findet sich in den Schriften des Pfarrers folgende Briefeinlage:

„Du mußt Dir das nicht so zu Herzen gehen lassen, Wieser. Wie in Deinem Sprengel, so geht es heutzutage an gar vielen Orten zu. Was können wir dagegen machen? Wir erfüllen die vorgeschriebenen Amtspflichten, im übrigen mag es wohl gehen, wie es Gott gefällt. Du beklagst Deine Thatlosigkeit,

lieber Amtsbruder. Ja, sollst Du denn die Eisenbahn zerstören, das Kurhaus niederreißen, die Fabriken vernichten? Sollst Du die Leute aufwiegeln gegen eine Entwickelung, die wohl eine natürliche und notwendige sein muß, eben weil sie sich vollzieht? Selbst wenn wir so weit Macht und Einfluß hätten, wir dürften es nicht. Wenn Du Deinen täglichen Gottesdienst verrichtest, am Sonntage die Predigt hältst, die Kinder in der katholischen Religion unterweisest, die Sakramente erteilst, solchen, die danach verlangen, wenn Du zu den Kranken gehst, die Toten einsegnest, und die Pfarrmatrikel führst, so bist Du thätig genug. Kein Mensch wird von Dir mehr verlangen, der Bischof am wenigsten. Unsere Vorgesetzten wissen selbst am besten, wie es jetzt steht mit der Welt. Mit Diplomatie richtet man in solchen Zeitläufen mehr aus, als mit dem sogenannten heiligen Eifer. Und wenn die fremden, vermögenden Herrschaften, mit denen Dein Sprengel so reich gesegnet ist, wie ich wollte, daß es der meine wäre, wenn sie sich Dir nicht nahen wollen, so nahe Du Dich ihnen, lobe ihren Kurs, gieb ihnen frei, was sie nicht lassen können, und Du wirst ein sehr beliebter Priester sein, wirst Einfluß zum Vorteil unserer Sache gewinnen, mehr als Du denkst. Auch Klugheit ist eine christliche Tugend, mein lieber Alter, vor Mutlosigkeit hingegen möchte ich, mit Vergunst, Dich in aller Freundschaft gewarnt haben.

Dein wohlmeinender
Anton Gamsinger.
Vikar zu St. Nikolai i. B."

Am 27. April 1889.

Christi Himmelfahrt.

Ich glaube, er war schon lange. Ich glaube sicher, ihn schon vor Jahren gesehen zu haben. Das kommt bei Mauerwerken oft vor und sie stehen noch Jahrhunderte lang.

Hat heute nach der Vesper der Karl meine Hand genommen und mich zum Altar des heiligen Joachim geführt. Rechts deutet er an die Wand hin. — Nun, was da zu sehen wäre? — Zeigt er mir ein schwarzes scharfes Schrecklein, das vom Fenster gegen den Boden herabgeht, ein ganz dünner, feiner Sprung.

„Geh' mir weg!" rufe ich aus, „solche giebt's in jedem Mauerwerk, im Pfarrhof und überall."

„Wollt's auch nur zeigen," meint der Karl.

Dann bin ich in allen Winkeln des Pfarrhofs herumgekrochen, überall Sprünge. Ich gehe zum Neuwirt, dort auch. Und hübsch große. Er sehe sie schon seit seiner Kindheit, sagt der Wirt. Und diese Häuser stehen gar nicht einmal auf dem Kirchenriegel.

In der Nacht habe ich ruhig geschlafen.

Einen Tag später.

Heute habe ich mir den Sprung in der Kirche noch einmal besehen. Es giebt ihrer auch neben dem Taufbecken und am Turme. Es ist Staub in den Rissen, es nisten Käferlein drinnen. Das ist nicht von heute und nicht von gestern. Es hat keine Gefahr. — Wenn ich nur wüßte, welche Ursache solche Sprünge haben!

Habe ich mich ein wenig in den Schatten geſetzt am heiligen Joſef, ſeitwärts hinter den Fichten, auf dem Holzſtock. Dort will ich mein Brevier beten. Das Denken und Grübeln über Gott und alles Unendliche habe ich mir längſt abgewöhnt. Der Frieden kommt nur im Beten.

Diesmal iſt's aber nicht ſo geweſen, durchaus nicht. — Wie ich ſo ſitze, kommt mein Mädel geſchlichen mit Blumen, ſteigt auf das Kniepult und ſchmückt den Joſef. Und ſteht weiter hinten der junge Ritter und ſchaut ihr zu bei der zärtlichen Arbeit. Wie ſie zurück will, tritt er ihr entgegen und ſagt Worte, die ich nicht verſtehe, es müſſen ſcherzhafte geweſen ſein, denn ſie lacht. Ich, in meinem Verſteck, ſpitze die Ohren aufs äußerſte.

„Mein Namensbruder iſt zu beneiden," ſagt der junge Herr. „Wenn unſereiner einmal ſo glücklich wäre!"

„Der Heilige iſt angenagelt," ſagt die Schalkin, „der kann nicht umhergehen, ſich Blumen zu pflücken."

„Aber ich, meinſt du, könnte ſo umhergehen und mir Blumen pflücken!"

„Wenn der Herr Blumen haben will, ſo wird's ſchier am beſten ſein ...."

„.... er pflückt ſie ſelbſt? Willſt du nicht ſo ſagen?"

Sie will ſich abwenden. Da legt er ihr eine Hand aufs Haar, ſchaut ihr in die Augen und ſpricht faſt feierlich: „Du biſt wie eine Blume ....!"

Sie iſt davongelaufen. Aber bevor ſie davongelaufen iſt, hat er ſie feſt bei der Hand genommen, hat ſie an ſich gezogen, ganz bis an die Bruſt und hat ſie faſt ſchon geküßt. — Geſchehen hätte ſie's laſſen, da habe ich gehuſtet.

Er bleibt ſtehen, blickt ihr nach und iſt betroffen, als ich vortrete.

„Herr!“ ſage ich, „das iſt mir nicht lieb! Das iſt mir nicht lieb!“ Sonſt kann ich nichts hervorbringen. „Das Mädel iſt noch unſchuldig.“

„Ja, lieber Herr Pfarrer, eben deswegen!“ ſpricht er ſchier zärtlich. Da iſt mir aber warm geworden und habe ihm meine Meinung geſagt. Die Stimme, glaube ich, hat mir nur ſo kurz herausgezittert, und kein rechter Bruſtton, weil mir der Atem immer ſtockt, wenn ich erregt bin. Er hört gelaſſen zu; hübſch lange muß er zuhören und wie ich ſchließlich fertig bin und fort will, hält er mich faſt gewaltſam am Arm und ſagt: „Ich begreife Ihren Zorn vollkommen, Herr Pfarrer. Allein, wenn es ſo wäre, wie Sie anzunehmen ſcheinen, dann wäre dieſer Zorn noch viel zu geringe, dann müßten alle Wetter herniederfahren über dieſes Haupt und der Blitz zerſchmelzen mein armes Herz, das doch endlich einmal glücklich ſein möchte.“ — Ich weiß gar eine Weile nicht, wie das gemeint iſt. Er fährt fort, und ſeine Stimme iſt herb: „Halten Sie denn auch mich für ſo einen? Oh gewiß, Hochwürden, auch ich werde Ihnen Sünden zu beichten haben. Wenn es aber iſt, daß ich die Unſchuld habe verführt, dann mögen Sie den Fluch aller Patriarchen und Propheten über mich ausſchütten! —“

„Ihr habet dem Mädel einen Kuß gegeben!“

Wie ich dieſes Wort ſage, hebt ſich ſeine Bruſt, und er ſpricht leiſe und langſam: „Ich habe mein künftiges Weib geküßt.“

„Laſſet mich!“ rufe ich aus. „Haltet mich nicht ſo feſt. Ich will Euch nicht mehr vor Augen haben!“

„An dem Tage, wenn Sie Ihr Heiland geſegnet hat, wenn Sie mit frommer Liebe gedenken Ihrer Eltern, da werde ich zu Ihnen hintreten und das Mädchen mir zum Weibe begehren."

„Es kann keine Rede ſein!" rufe ich aus und eile hinab gegen die Häuſer.

In meiner Stube bin ich ſtill geſtanden, wie in den Boden gebohrt und habe geſagt: „Alſo das iſt es!" —

Am nächſten Tag nach der Meſſe, wie das Mädel mir das Frühſtück auftiſcht und dann wieder hinausgehen will, ſage ich: „Bleib' ein wenig da, Ottilie. — Ich will dir was ſagen. Du mußt jetzt wieder heim zu deinen Eltern in den Rauhgraben."

Sie antwortet nicht und geht hinaus. Wie ich nachher wahrnehme, daß ſie bei ihrem Kaſten umthut und anfängt ihre Sachen zuſammenzupacken, ſteigt mir ein bitterer Groll auf darüber, daß ſie mich verlaſſen will. Wie ein Wahnſinniger ſtürze ich auf ſie zu: „Und du bringſt es übers Herz? Und kannſt mich verlaſſen dieſes ſchlechten Buben wegen?!"

Sie hat juſt ein paar Kleidungsſtücke in der Hand, die hängt ſie jetzt über die Lehne eines Stuhles, ſtellt ſich vor mich hin, ganz gerade auf und ſagt das Folgende: „Es wird wohl des Herrn von Yark wegen ſein, daß ich fort muß. Den Kopf möchte ich mir herabreißen, daß ich's nicht gleich geſagt habe, und der Herr Pfarrer jetzt meint, ich hätte Heimlichkeiten. Ich weiß es ja, daß es nicht recht iſt, aber wenn er mich nimmt .... Wenn wir heiraten ...."

„Dummes Zeug. Der reiche Herr dich! Der Weltmann, der Fremde! Dieſer fremde Menſch dich! Wo es

kein Verſtehen giebt und geben kann, kein Zuſammenleben und kein Verſtehen! Hat er dich denn ſchon ganz betört?“

Sie hebt ihr blaues Schürzlein vors Geſicht und weint. Ich weiß meines Leides kein Ende.

„Kind, Kind!“ ſage ich und habe ſie dabei geſtreichelt an der Wange, daß ich ihr die Tropfen hätte mögen trocknen: „Der lieb' Herrgott dürfte mir dein Glück nicht feilen, ich gäbe zu viel dafür, ich gäbe meine arme Seele! Aber ich ſage dir, wenn alles ſonſt gut wäre, kein Ständeunterſchied wäre, kein Bildungsunterſchied, kein weltliches Vorurteil. Ganz umſonſt! Keine Seele und keine Seligkeit kann's machen. Das Geſetz, das Kirchengebot ſteht dagegen!“

Darauf läßt ſie das Tuch ſinken und ſagt zu meinem Staunen: „Der Herr Pfarrer thut gerade, als ob wir nahe Blutsverwandte wären.“

„Es iſt noch unmöglicher!“ rufe ich aus, „es iſt noch viel unmöglicher, als ob ihr Bruder und Schweſter wäret! Du weißt es, du mußt es wiſſen, daß es zwiſchen der chriſtlichen und der moſaiſchen Religion kein Ehebündnis giebt.“

„Er iſt ja doch kein Jude!“ lacht ſie auf. —

Jetzt habe ich aber doch die Hände zuſammengeſchlagen. — Und habe es ihr geſagt. „Du ſiehſt alſo, meine Ottilie, daß nicht der Gedanke ſein kann an eine ſolche Verbindung, und daß da kein Menſch helfen kann, ja ich möchte faſt ſagen, nicht einmal Gott. Der Herr kann nur dein Herz erleuchten, daß du den Unrechten überwindeſt und den Richtigen erlangeſt. Ich will recht für dich beten.“

Während der Rede habe ich empfunden, wie wohlfeil

ſolche Worte ſind, und daß ſie weder den erleichtern, der ſie ſpricht, noch den, der ſie hört. Das Mädel iſt dann langſam hinausgegangen, hat leiſe die Thür hinter ſich zugezogen.

Später hat ſie ihren Kaſten wieder eingeräumt, hat ihre Arbeiten verrichtet wie immer und hat nichts geſagt. Aber die Blüten ſind von ihren Wangen gefallen an dieſem Tage ....

Den Schmiedehammer höre ich die ganze Nacht. Er iſt ja doch geſtorben, der Simon Eſchgartner. Oder iſt er wieder zurückgekommen? Kommen denn alle wieder zurück?

Die Ottilie ſagt's auch, daß er geſtorben iſt. Nach der Meſſe gehe ich ſelber hinab. Die Schmiede iſt zugeſperrt. Auf dem Schornſtein wächſt der Hollunder.

Ich will ſtark ſein. Ich habe mein Amt, ich habe meinen Gott. Darf mich nicht verwirren laſſen von krankhaften Träumen. Liſch nicht aus, mein zitterndes Lichtlein im Gehirn! Verlaß mich nicht, o heiliger Geiſt!

Im Juni.

Vor einigen Tagen hat die Arbeiterſchaft an den Werksherrn eine Abordnung geſandt, um ihm ihre Wünſche vorzutragen. Der Ritter hat die Abordnung nicht vorgelaſſen und iſt noch an demſelben Tage nach Peſt abgereiſt. Sie ſagen, er ſolle nur fahren, der Apfel ſei reif und würde in wenigen Tagen vom Baum fallen.

Bei den Arbeitern geht schon lange die Rede um von einem „Weißen", der nach Torwald kommen soll. Der „Weiße", das sei ein Arbeiterpfaffe, sagt der Hüttenverwalter, so nennt er die sozialdemokratischen Agitatoren. Warum er aber der Weiße heißt und nicht der Rote? Rot sind sie ja alle. Die Arbeiter scheinen große Stücke auf ihn zu halten und treffen Anstalten zu seinem Empfange.

Vor einiger Zeit erhielt das hiesige Gemeindeamt ein Schreiben aus Wien mit der Frage nach einem gewissen Mathias Glockner, genannt Hies im Grund. Vor zwei Tagen nun ist eine große Sendung an den Genannten eingelangt, die ihm zu übergeben ich ersucht worden bin. So habe ich den Hies rufen lassen, und er möchte auch zwei Zeugen mitbringen. Anfangs hat sich der Mann geweigert in der Meinung, es werde etwas Gerichtliches sein. Endlich ist er doch mit zwei anderen Arbeitern in den Pfarrhof gekommen. Nicht ohne Behagen habe ich seinen fadenscheinigen Rock angesehen, es ist sein bester, hoffentlich wird er bald sein schlechtester sein.

„Setzet euch nieder," sage ich, „du, Hies, mußt dich in den weichen Sessel setzen, du wirst es jetzt fürnehm geben wollen. Du bekommst heute einen großen Brief von mir. Es geschieht dir schon recht. Kannst du lesen? Nicht, na, dann werde ich dir die Dinge verständlich machen. Brauchst nicht zu erschrecken. Siehst du, was der Brief für Augen macht!" Er ist nämlich mit fünf roten Siegeln zugemacht gewesen.

Und der Brief lautet:

„An den hochwürdigen Herrn Pfarrer Wolfgang Wieſer zu Sankt Maria im Torwald.

Ehrwürdiger Herr! Im Jahre 1880 ſind in der ſogenannten Laudamushöhle der Hohen Rauh ſieben junge Leute tagelang in großer Lebensgefahr geweſen und endlich durch wackere Landleute gerettet worden. Ein Bauer, namens Mathias Glockner, vulgo Hies im Grund, mußte bei dieſer Begebenheit leider ſeinen Beſitz einbüßen. Einer der Geretteten wurde mittlerweile mit Glücksgütern geſegnet und erlaubt ſich derſelbe, dankbar der wunderbaren Rettung gedenkend, genanntem Manne ſeinen Schaden zu erſetzen, ſoweit es etwa noch möglich iſt. Er bittet Euer Hochwürden, dem Mathias Glockner den beiliegenden Betrag von dreitauſend Gulden übergeben und den bezeugten Empfangsſchein an nachſtehende Firma zurückgehen laſſen zu wollen.

Aillingen & Comp.

Wien, den 8. Juni 1889."

Nun aber habe ich mir einmal meinen Hies angeſehen.

„Geht, Pfarrer, wer will mich denn foppen?" ruft er.

„Der Kleine, damals, kannſt du dich erinnern, Hies? Ein Kommis glaube ich, war es. Von dem wird's kommen."

Der Hies ſtarrt drein und dabei iſt ſein Geſicht ſo rot wie nach einem Schrecken. Als ich ihm das Geld — drei nagelneue Tauſender — auf den Tiſch lege, ſo hübſch einen neben den andern, da zucken ſeine Arme, da zittern ſeine Hände, da ſpringt er auf und ſchöpft nach Luft.

„Bevor du das Märchenwunder in die Hand nimmſt," ſage ich, „mußt du hier deinen Namen zeichnen, und die zwei Zeugen ſind auch dazu gebeten."

Dieſe zwei Zeugen, ein paar ruppige Geſellen, gröhlen auf, und der eine ſagt: „Keinen Beſſeren hätte ſich das Glück nicht ausſuchen können, als unſeren Hies. Der iſt ja Sozialdemokrat, der teilt mit uns!"

„Wenn's mein gehört, ſo gehört's mein!" ruft der Hies, taſtet nach den Noten, nimmt ſie fäuſtlings und ſteckt ſie in den Hoſenſack.

Das empört die beiden anderen, ſie wollen nicht unterſchreiben und ſuchen ihm das Geld aus der Fauſt zu winden. Ich habe große Mühe, eine Gewaltthätigkeit zu verhindern, und der Hies flüchtet durch die Hinterthür.

Bis zu dieſem Augenblicke ſoll er ſich noch nicht gezeigt haben im Eiſenwerke. Die Arbeiter fahnden nach ihm, um ihn zur Liebe zu zwingen. War es doch immer der Hies, der von den Kapitaliſten Teilung des Beſitzes verlangt hatte. Jetzt iſt er ſelbſt Kapitaliſt. — Und jetzt iſt der Herr Mathias Glockner wahrſcheinlich ins Holland gereiſt.

Der Verwalter hat ein ſchnelles Telegramm nach Peſt geſchickt, daß die Anweſenheit der Herrſchaft im Torwald dringend notwendig ſei. Auch der junge Herr iſt gegenwärtig abweſend, und die Beamten verlieren den Kopf. In das Kurhaus, wo Geräte, Glas und viel geſägtes Zirmholz aufbewahrt ſind, iſt heute früh durch das Fenſter eine Bombe geworfen worden. Ein Teil der Glashüttenwaren iſt zerſtört, in die Wand iſt ein Loch geriſſen worden, daß man mit einem Heuwagen durchfahren könnte. Ein

Teil der Arbeiter ist ausständig und rottet sich zusammen. Die Gendarmerie ist noch nicht ausgerückt. Das danke ich Gott. Der erste Schuß ist unser Unglück.

Mit Viergespann hat sich der Ritter vom Bahnhofe abholen lassen. Er will seine Würde zeigen. Die Arbeiter waren in großen Mengen auf dem Bahnhof. Als die Herrschaft ausgestiegen, haben sie sich murrend verhalten, einen jüngeren Mann, der mit demselben Zuge ankam, haben sie mit großem Geschrei empfangen. Es soll der „Weiße" sein, den sie schon seit Wochen erwarteten. Die Arbeiter tragen rote Fahnen und rote Halsbinden; so ziehen sie johlend durch die Gassen, und manch ein Ausruf ist zu hören, der einem das Blut könnte erstarren machen in den Adern.

Der alte Herr hat dem Verwalter heftige Vorwürfe gemacht, daß er ihn herbeigerufen in einer so kritischen Lage. Und er ist mit seinem Viergespann durch eine Seitengasse ins Haus gefahren. Eine Gruppe von Arbeiterweibern soll unter sich gesagt haben: „Der wäre sicherlich im Ungarland geblieben, wenn er einen Schutzengel hätte!"

Und als man schrieb das Jahr 1889 nach der Geburt Jesu Christi, da ist ein großer Wahnsinn gekommen über die Menschen im Torwald. Sie haben nicht mehr arbeiten wollen, haben ihre gewaltthätige Hand ausgestreckt nach des Nächsten Gut. Und es war kein Gesetz.

Künftige Geschlechter, die diese Chronik lesen, werden es nicht glauben, und es ist doch geschehen.

In der Zeit hat mich der Werksherr eingeladen, den Abend in seinem Hause zuzubringen. Er hat auch den Gemeindevorstand geladen, und wie ich anfangs nicht recht wollte, so ging ich zuletzt doch, weil ich glaubte, es wären Beratungen zu halten wegen der drohenden Unruhen.

Es ist ein regenschwerer Abend, der Wind rauscht in den Bäumen. Der Rauch der Fabriken schlägt nieder auf die rostbraunen Wege. Unterwegs sehe ich, wie sie schon anfangen, thalseits den Kirchenwald zu fällen, es ist der letzte Schachen zu Sankt Maria, es ist — wollte ich gerne sagen — der grüne Mantel unserer lieben Frau. — Aber heute haben die Holzarbeiter Feierabend gemacht vor der bestimmten Stunde. — Im Wagen des Gutsherrn komme ich angefahren, der junge Herr Josef begrüßt mich an der Thür, als wie wenn nichts gewesen wäre zwischen uns. Er begleitet mich hinauf über die Teppiche der Treppe. Oben in den schönen Räumen empfängt mich der alte Herr mit großer Artigkeit und so heiter, daß ich mir denke, der kann doch kein schlechtes Gewissen haben. Der Zaunstiegelhofer ist auch schon da in seiner Zwittertracht, halb Herr und halb Bauer. Er ist Großfuhrmann geworden und man muß Herr Achenberger zu ihm sagen. Mit mir hat er seine Not im Gespräche, denn ich weiß alles so unrichtig. Was die Herren sagen, damit ist der Vorstand einverstanden. Heute bemerkt er, daß das Land eine spottschlechte Volksvertretung habe, und er gedenkt sich in den Landtag wählen zu lassen. — Dieweilen sie um das Volkswohl besorgt sind, betrachte ich die Zimmer. Eine wahre Pracht! Eine Flucht von Gemächern mit den kostbarsten Kästen und Schränken. Teppiche liegen und hängen herum, die Wände getäfelt, mit Meisterbildern aus der Tier-

und Jägerwelt geſchmückt, goldene Kronleuchter, kunſtvoll geſchnitzte Seſſel. Die Fenſterläden ſind verſchloſſen, ſo daß der düſtere Abend draußen unſere lichten Räume nicht letzen kann. Der Tiſch, an dem wir eſſen, iſt voller Lichter, Blumen und Silber; eine faſt nackte Frauensperſon aus Gold ſchwingt ein Füllhorn, aus welchem duftende Roſen quellen. Der Gärtner und der Jägerburſche ſind heute in ſchwarzem Frack und weißen Handſchuhen. Sie bedienen uns Tafelnde ſchweigend, die Herren erzählen drollige Anekdoten. Der alte Herr weiß ihrer allerhand und iſt zu meiner Verwunderung voller Luſtigkeit, und von den Arbeitern kein Wort.

Das Eſſen wird ausgezeichnet geweſen ſein, ich verſtehe davon nicht viel. Ich eſſe mein Stück Braten, trinke mein Glas Wein und denke: dann kannſt du gehen. — Beugt ſich auf einmal einer der Aufwärter zum Herrn Joſef und flüſtert ihm etwas ins Ohr. Dieſer ſteht auf und geht hinaus, der alte Herr folgt ihm ſogleich. Der Vorſtand und ich, wir ſchauen uns an, da hören wir ein hohles Getöſe von außen. Kommt ſchon der junge Ritter zurück: „Meine Herren, die Arbeiter ſcheinen uns einen Fackelzug bringen zu wollen.“ Wir öffnen einen Laden, da ſchlägt uns rotes Licht entgegen. Ein dröhnendes Wogen von dunklen Weſen über den ganzen Platz vor dem Hauſe und unzählige Pechfackeln, deren Flammen der Wind in Fetzen davonreißt, während die roſtbraunen Wuchten des Rauches über die Dächer fliegen.

Der alte Herr ſtürzt herein, jetzt hat er ein anderes Geſicht wie früher. „Die Lichter auslöſchen!“ ruft er. „Franz! Anton! Die Thüren ſchließen, alle Thüren! Das Geſindel iſt da!“ Der Jägerburſche ſagt etwas von

Schußgewehren. Der Alte krallt die Hände zuſammen: „Nur das nicht, Franz! Nur ſie nicht noch reizen! Die Lichter aus!“

Die Lichter aus, aber es wird nicht dunkel. Die Scheiben, die Balken fliegen ſchmetternd in Scherben, mit einem Walgbaum rennen ſie die Fenſter ein, und jetzt zucken die roten Tafeln der draußen ſich kreuzenden Fackeln an den vergoldeten Wänden der Zimmer und der Rauch bricht herein in die Pracht des Hauſes. Der alte Herr kniet nieder vor mir, faßt mein Gewand und beſchwört mich, die Gefahr abzuwenden: „Halten Sie ihnen das Wort Gottes vor, hochwürdiger Herr!“ — Jetzt ſtellt ſich der junge Ritter ans Fenſter und ruft mit aller Macht ſeiner Stimme hinaus: „Arbeiter! was wollt ihr von uns?“

Entgegnet von unten einer: „Wir wollen, daß uns das Thor aufgethan werde. Wir haben der Herrſchaft eine geziemende Einladung zu machen. Wir Arbeiter begehen heute ein großes Feſt, und da ſollen unſere Arbeitgeber auch dabei ſein.“

Wendet ſich der Joſef zum alten Herrn: „Hörſt du, Papa! Es iſt ja nichts. Sie wünſchen, daß wir der Volksverſammlung beiwohnen!“

„Nicht um alles, mein Sohn! Nicht um alles!“ wimmert der Herr. „Verbirg mich im Keller, wo das Feuer nicht hin kann, verbirg mich! — Reden Sie doch, Pfarrer! Glauben ſie denn nicht an Gott, dieſe Beſtien? Daß ſie plündern und morden gehen unſchuldige Leute, gute Leute, die ſo viel gethan haben für dieſe Gegend. Sprechen Sie doch, Pfarrer!“

Da kommen ſchwere Schritte die Treppe herauf, das Thor iſt erbrochen. Vier oder fünf Männer ſtehen da in

Arbeiterkitteln; in der einen Hand halten sie den abgezogenen Hut, in der andern den Revolver. Ein großer, rotbärtiger Geselle tritt vor zu dem in den Lehnsessel niedergebrochenen Werksherrn und spricht: „Wenn uns freiwillig aufgemacht worden wäre, so hätten wir die Unhöflichkeit nicht begangen. Wir sind anständige Leute, und dieses vornehme Haus, das wir gebaut haben, wollen wir auch beschützen, wenn die Herrschaft uns Freund ist. Wir wünschen, daß der gnädige Herr jetzt mit uns in die Versammlung gehe, dort werden wir sagen, was wir wollen, und es soll kein Wort den Herrn beleidigen.“ Als der Mensch so gesprochen, fassen zwei Männer den alten Herrn an, einer am rechten und einer am linken Arm. Aber an der Thür steht der Josef mit der Waffe in der Hand. „Arbeiter!“ sagt er mit heiserer Stimme, „ihr wisset, was ihr euerem Stande schuldig seid. Euer Ehrenwort, daß ihr diesem alten Manne kein Haar krümmt!“

„Unser Ehrenwort!“ rufen sie alle. Einer erblickt den Eiszuber mit den Sektflaschen, er faßt ein paar der Flaschen an, dann steckt er eine zu sich. Und hernach haben sie den Ritter, den armen zitternden Mann, hinausgeführt aus seinem Palaste. Der junge Herr und ich, wir sind ihnen gefolgt.

Als wir ins Freie treten, hängen sie ihrem Gefangenen einen alten Mantel um, stülpen ihm einen Hut auf, und so werden wir unter brüllenden Fackeln und knatternden Fahnen wie im Siegeszuge hinabgeführt gegen die Werke. Es ist ein fast feierlicher Zug, er wendet sich der großen Eisenhütte zu, wo sonst an dreihundert Schmiede arbeiten. Aus dem weitoffenen Thor leuchtet trübrother Feuerschein, es lohen alle Essen, und bei solchem

Scheine stehen die wuchtigen Amboße und Hämmer und Walzen und Maschinen schier gespenstig da. Schwarz ist der unebene Erdboden, schwarz sind die Öfen und Wände, finster ist das hohe Dachgebälke, blutig rot aber ragen und liegen und hängen die eisernen Zangen, Hacken, Hämmer und anderes Werkzeug im Scheine der Essen. Es ist, als ob man alles durch ein trübrotes Glas sähe, auch die Gesichter. Die Leute, Männer und Weiber, setzen sich lärmend auf die Feuerherde, Amboße, auf die Hammerbäume und überall hin, wo Platz ist, andere machen sich hoch im Gebälke bequem, so daß allerwärts alles lebendig ist und man doch keine klaren Umrisse sieht. Sie bringen Bier, Brot, Branntwein, Tabak herein, das findet raschen Absatz, und es ist ein derbes Hinundherschreien und Lachen, und man hört Böhmisch, Italienisch und Deutsch durcheinander. — Für den Werkherrn ist in der Nähe eines riesigen Amboßes ein Lehnstuhl bereitet, er wird eingeladen, darauf Platz zu nehmen, und sie entschuldigen sich, daß sie keinen schöneren Festsaal hätten. Jetzt kommt der mit der Sektflasche und stellt sie von hinten unter den Sessel hin. Weil auch der junge Herr und ich mitgekommen sind, so werden bald noch zwei Stühle herbeigebracht, auf die wir uns niederlassen müssen.

Was wird jetzt werden? denke ich, und als ob ein alter Arbeiter, der neben mir steht, den Gedanken errateu hätte, sagt er: „Jetzt wird der Weiße kommen, und der wird sprechen. Und der wird es den Herrschaften sagen.“ Daher erwarte ich nun einen wilden Recken mit pechschwarzem Haar und totenblassem Gesichte. — So hat er nicht ausgesehen. Ein fast schmuckes, bartloses Bürschlein, das einen schneeweißen Hemdkragen trägt und eine rote

Schleife dran, das graue Röcklein ist an den Ärmeln etwas zu kurz, mit langen Beinen und im Auge Zorn, so tritt er rasch hinter einem großen Schwungrade hervor, springt auf den Riesenblock und vor sich den Amboß wie einen Tisch, so steht er vor uns. Und wer ist das? Das ist der Luzian.

Der Luzian Stelzenbacher, davongelaufener Theologe, jetzt sozialdemokratischer Agent. Und da hätten wir ihn.

Anfangs habe ich ein ganzes Firmament von tanzenden Sternen gesehen vor meinen Augen, so bin ich erschrocken, so hat's gehämmert in meinen Schläfen. Ich will hinausgehen, bleibe aber sitzen wie angeschmiedet. Er schaut keck in den roten düsteren Raum, er sieht mich nicht. — Ein Ruf geht ihm voraus, zwei große Arbeiterparteien sollen sich um ihn gespalten haben. — Nun, so soll ich ihn jetzt predigen hören, ihn, der einst oben im Rauhgraben die Ziegen gehütet und den Schafen gepredigt hat. — Den Beifallslärm, der sich bei seinem Erscheinen erhoben hat, winkt er kurz ab, den einen Ellbogen stützt er auf den Amboß, die andere Hand hat er in der Hosentasche, den Kopf vorgestreckt, so beginnt er zu sprechen. Seine Stimme ist hochtönig und rasch, nachdem, wie es manchmal leidenschaftlich hervorsprudelt, merkt man, daß vieles aus den Tiefen kommt. Aber nicht alles, es ist auch Studiertes dabei. Und formlos, fast zusammenhanglos und kraus hingeworfen.

Was er gesagt, das mag ungefähr so gewesen sein: „Die Menschheit ist eine Kompagnie von armen Teufeln. Aufs Rad geflochten, wie ein Verbrecher im Mittelalter. Wildnis und Kultur, Arbeit und Erschöpfung kommt im Kreise an die Reihe, und wer heute hier ist, wird morgen dort sein. Hier das

rote Elend und dort das schwarze. Genossen! Unsere Väter waren Bauern, unsere Söhne sollen Bürger sein. Aber der Bürger wird Kapitalist, und der Kapitalist wird Lump. Und unser Enkel wird gerichtet werden, wie heute wir den Geldmann richten."

Ei, wie philosophisch! denke ich, sie werden ihn gleich auspfeifen. Er aber fährt fort: „Sind wir Feinde der Gesellschaft, weil wir Feinde der Müßiggänger sind? Wir sind Feinde der Ungerechtigkeit. Unsere Besitzlosigkeit macht uns nicht arm, wir brauchen ja nichts als Arbeit und Nahrung für Leib und Seele. Aber ihr Reichtum macht uns arm, ihr unverdienter. Ihr Bevorzugtsein, ihr Schlemmen verdrießt uns, weil es auf unsere Kosten geschieht. Wie der Reichtum die Nichtbesitzenden arm macht, so macht er die Besitzenden schlecht. Uns entsittlicht er, sie entmarkt er."

Jetzt jubeln sie ihm zu. Weil der alte Herr ganz erbarmungswürdig dasitzt in seinem Sessel, eingeknickt und angstvoll, so langt ein rußiger Geselle nach der Sektflasche, schlägt ihr mit einem Hammer den Kopf ab und hält sie dem Werksherrn hin, daß er sich labe. Der junge Herr sieht den Hohn, entreißt dem Arbeiter die Flasche und schleudert sie zu Boden.

Der Redner fährt fort: „Wolthätig sind sie, aber mit den Mitteln, die wir geschaffen haben. Wohlthätig sein, heißt wohlthun, nicht wohlgeben. Geben ist leicht, wenn man's hat. Persönliche Opfer bringen, um das Leben des Arbeiters zu verbessern, zu verschönern und zu veredeln, das verlangen wir. Die Besitzenden sind hart. Und sie sind selbst betrogen. Ihr Reichtum, der ihre Seele verdirbt, ist ein falscher. Er ist ein falscher, weil er nicht

wahr ist, weil er oft nur Schein ist. Er ist Schein und besteht in Scheinen. Das Wertpapier! Es stiehlt unsere Leistung und trägt sie in alle Welt und feilscht sie aus und wendet Lohn und Gewinn unserer Arbeit dem zu, der die Coupons abschneidet. Das sind falsche Schuldscheine und nichts anderes!"

Von einem ungeheueren Beifallssturm wird er unterbrochen. Die Werkzeuge klirren, der große Hammer, auf dessen Gründelbaum Leute sitzen, selbst scheint sich bewegen zu wollen, um auf dem Amboß seinen ehernen Beifall zu klatschen. Der alte Herr knickt immer tiefer ein, der junge Herr wird immer unruhiger, und ich denke bei mir, nun kommt der Tag des Gerichtes.

Der unbeschreiblich dreiste Luzian fährt fort: „Aber gebt acht, Genossen! Das Wertpapier in seiner gegenwärtigen Wesenheit ist ein Phantom. So lange man den Teufel glaubt, so lange ist er. Wenn die Leute das Papiergeld nicht mehr glauben, dann ist es nicht. Das Wertpapier ist nur dann wert, wenn es das Verdienst dem lohnt, der es hat. — Genossen im Torwald! Ihr wollt Erhöhung des Lohnes und Verminderung der Arbeitszeit. Das nützt euch nichts. Freie Zeit kostet Geld. Kostet mehr Geld, als was der erhöhte Lohn ausmacht. Verlangt etwas besseres, Genossen! Werdet Aktionäre euerer eigenen Leistungen. Arbeitet auf Gewinnanteil! Arbeitet für mäßigen Lohn und einen Anteilschein für die Person. Die Arbeitgeber mögen für ihre geistigen Leistungen, für Gründung, Leitung, Vertrieb und Gefahr den entsprechenden Anteil haben am Gewinn —"

Weiter konnte er nicht sprechen, denn es erhoben sich schallende Stimmen: das sei wieder die alte Kappe! Und

wie einfältig! Anteilſcheine! Als ob ſich der Fabriksherr von einem Arbeiter je in die Geſchäftsbücher gucken laſſen würde. Vertrauen? Wo? Wann? Wie? Die alte Kappe ſei es.

Und der Luzian: „Die alte Kappe iſt's freilich, weil ohne Arbeit kein Verdienſt und kein Gewinnſt ſein kann. Wenn ſie ſagen: genießen ſollen alle, ſo ſage ich: verdienen ſollen alle! Ich mache keine ſchönen Worte, ich ſage nur, was euch rettet, Genoſſen, was euch ſtark und frei macht, was euch zum Sieger machen wird über euere jetzigen Herren. Das iſt die Bildung und die Arbeit und die Sparſamkeit."

„Das iſt Verrat!" So wird er unterbrochen. „Für ſolche Phraſen bezieht er Sold! Das iſt ein Skandal!"

„Ausreden laſſen!" verlangen einige.

„Jagt ihn vom Amboß, den grünen Jungen!"

Die Gährung nimmt zu, ein kleiner, affenbehendiger Kerl ſpringt auf den Feuerherd, von Funken der brüllenden Eſſe umſprüht, ſchreit er grell in den Hüttenraum hinein: „Anteilſcheine! Sparen! Das iſt ein bezahlter Schurke, der ſo ſpricht. Daß wir ſelber mitgeſchädigt wären, wenn die Fabriken niederbrennen und die Paläſte in die Luft fliegen! — Die Anteilſcheine, die wir verlangen, ſollen anders ausſehen. Genoſſen! Auf, ins Herrenhaus!"

Und jetzt iſt die Beſtie ledig. Ein Wirbel erhebt ſich in der ganzen Hütte, die Leute ſpringen herab von ihren Maſchinen, Balken und Wänden, die Werkzeuge, die Räder und Hämmer werden lebendig, ein unerhörtes Schrillen und Pochen, ein Schreien und Pfeifen wüthet. Hundert Arme, Fäuſte heben ſich gegen den „Weißen", aber der

Luzian ist weg von seinem Amboß. Nach dem „Yark“ schreien sie, nicht mehr Herr, nicht mehr Ritter, nicht mehr Werksherr! Doch gottlob, die beiden Herren sind verschwunden, dem Josef scheint es gelungen zu sein, in der Verwirrung mit dem Vater zu entkommen. Zwar rufen mehrere Arbeiter in die tobende Menge, dem Yark wäre bei Ehrenwort persönliche Sicherheit versprochen worden! Dagegen lärmen andere, der Yark hätte auch sein Wort gebrochen, und die Weiber — das sind noch die allerwildesten — zetern dazwischen: „Ins Herrenhaus! Einmal ist er schon gehabert worden, heute habern wir ihn wieder!“ — Ich bin zu Boden getreten worden, berge mein Haupt unter einer Wasserrinne, während die wilde Jagd über mich wegstürmt hinaus in die Nacht. —

Wie ich zu meinem Pfarrhof heraufgekommen bin, ich weiß es selber nicht. Die Ottilie schläft in ihrer süßen Ruhe, ich lasse sie schlummern. Zu uns kommen sie wohl kaum. Uns können sie nichts nehmen und nichts geben. Nehmen sie uns das zeitliche Leben, so geben sie uns dafür das ewige, auf das wir hoffen. — Vom Fenster aus höre ich noch den Lärm, doch möchte ich den Verlauf dieser Nacht weiter mit Augen verfolgen. Da fällt mir das neue Türmchen ein auf dem Pfarrhof. Der Ritter, wie er es zur Verschönerung des Kurortes anbringen ließ, dürfte wohl nicht gedacht haben, wozu es einmal gut sein wird. Es sollte dazu gut sein, um von ihm aus zu sehen, wie das Herrenhaus brennt.

So ist es geschehen.

Es war die Mitternacht vorbei, ich hatte schon Hoffnung, das Äußerste würde nicht geschehen, da wurden die Fenster des Herrenhauses licht, und aus dem Dache

brachen die Flammen. Der rote Schein und der qualmende Rauch, der früher gewesen in der Eisenhütte, jetzt erfüllt er das ganze Thal. Die Kirche steht oben in einer stillen, feierlichen Glut, die Felswand, die hoch über dem Walde ragt, steht wie ein ungeheures Fanal. Furchtbar wild brandet die Riesenfeuergarbe auf über dem Herrenhause in der wetterstürmischen Nacht. — Man hört Schüsse. Die Leute des Dorfes stehen an ihren Häusern mit Leitern und Löschgeräten bereit, fast starr und stumm vor Schreck. Jeder Hausbesitzer fragt sich bange: Werden sie auch zu mir kommen?

Am frühen Morgen koumt die Ottilie in das Zimmer, sie wisse nicht, was das für ein Geruch sei heute überall. Und in der Luft so ein Rauch. Dann sieht sie mein unberührtes Bett: „Was ist denn das? Hat der Herr Pfarrer nicht geschlafen? Und wie er ausschaut. Maria und Josef, Blut. Was ist denn geschehen, Herr Pfarrer, um Gotteswillen!“

Habe es selbst gar nicht bemerkt, daß an mir so viele Spuren sind vom Abende her. Ich schaue zum Fenster hinaus, da sehe ich vor dem Hause jemanden stehen. „Der steht schon immer draußen vor der Thür,“ sagt das Mädel, „er geht nicht herein und er geht nicht fort.“

„Geh' du jetzt in deine Küche, Ottilie, der Rupert soll heute zu Hause bleiben und die Kuh nicht aus dem Stall lassen. Ich werde die Messe erst später lesen.“ Darauf bin ich hinabgestiegen zu dem, der vor dem Hausthore stand.

„Sage mir nur, Luzian, ist jemand verletzt? Wo ist die Herrschaft?“

„Sie iſt abgereiſt," antwortet er, „mir iſt es in der Nacht gelungen, die beiden Herren in einem Kohlenkarren nach Unterſchuttbach zu bringen, auf den Bahnhof. Vor dem Herrenhaus ſind die Arbeiter gegeneinander geraten, die einen wollten das Haus ſchützen, die andern wollten es ſtürmen. Zuerſt ſind die Weiber hineingekommen, in allen Zimmern herumgehuſcht, haben die Käſten geplündert und das Silberzeug fortgeſchleppt. Als die Gendarmerie anrückt, ſteht das Haus ſchon in Flammen. Zwei Schmiede ſind verwundet, ein Glashüttenarbeiter ſoll tot ſein."

Der vorbeieilende Knecht des Neuwirtes ſchreit herüber: „Sie arbeiten ſchon wieder. Die Schlote rauchen wie alle Tage! Juſt ſind auch die Bergknappen eingefahren."

Iſt das möglich? — Als ob nichts geſchehen wäre? Kann auch die Menge Wahnſinnsanfälle haben? Und am nächſten Tage weiß ſie nichts davon? — —

Ich ſchaue dem Luzian ins Geſicht und ſage: „Das war eine Nacht!"

Er thut einen Schritt gegen mich, blickt aber nicht auf, betrachtet ſeine Fingernägel und ſagt leiſe: „Was — wird der Herr Pfarrer von mir denken!"

„Luzian, komm in die Stube hinauf. Komm!"

Er iſt mir zögernd gefolgt. In der Stube bleibt er vor mir ſtehen, ich ſetze mich.

„Ich habe deine geſtrige Rede gehört, Luzian!"

„So haben Sie geſehen, wie ich beſtrebt war, die aufgeregte Arbeiterſchaft auf einen anderen Weg zu lenken."

„Und du haſt geſehen, was dabei herauskommt! — Luzian! Luzian! Was haſt du gemacht?! Uns ſo davonzulaufen! Unter dieſes Volk zu gehen. Einer, der

mit dieſen Leuten fertig wird, muß ein biſſel anders ausſchauen wie du! Du biſt ein dummer Bub'! — Na, gieb mir die Hand! Daß du nur endlich da biſt!"

Er fällt mir an die Bruſt und hebt an zu ſchluchzen.

„Das laß jetzt ſein, Kind. Da iſt Waſſer, daß du dich waſchen kannſt, dann rufe ich die Ottilie herein."

Aber die Ottilie hat ihren Bruder ordentlich vorgenommen! Das iſt ein reſches Mädel! Heute habe ich ſie erſt kennen gelernt. Nach der leidenſchaftlichen Liebkoſung ſtößt ſie ihn mit beiden Fäuſten von ſich: „Mögen thu' ich dich mein Lebtag nimmer! Hundert Jahr Fegefeuer kann dir's nicht von der Seel' brennen, was du uns haſt angethan!" Der Luzian will ſich damit verteidigen, daß er ſich der Unterdrückten annehmen wollte, er ſpricht das Wort Nächſtenliebe aus, und damit kommt er ihr recht. „Wenn ich nur wüßt'," ſagt ſie, „wo bei dir die Nächſtenliebe anhebt, bei weltfremden Leuten oder bei Vater und Mutter! — Mir ſcheint, Luzian, du weißt gar nicht, wie ſchlecht du biſt! Daß du Geiſtlicher nicht willſt werden, in Gottesnamen, dazu ſind die meiſten Leut' nicht würdig. Aber in der weiten Welt um wie ein Vagabund! Und nichts von dir! Seit fünf Jahren! — Luzian, unſer Vater jauchzet nimmer! Die Mutter iſt krank! Und wenn du auf deinen Knien in den Rauhgraben rutſcheſt, du biſt nicht im ſtande, es ihnen abzubitten!"

Iſt er wohl wie ein armer Sünder dageſtanden. Ich trachte dann, daß er was Warmes ißt, und wie ſie ſo vor meiner jetzt beiſammenſitzen, da kann ich nur denken: „Gott Lob und Dank, daß er daheim iſt!"

Der Wahnſinn iſt aber noch nicht vorüber! Durchaus nicht. Vormittags kommt die Poſt, ein alter Arbeiter

vom Werke ſagt's: Der Weiße ſollt' ſich eilends davon machen, ſie wollten ihn haben, ein Rudel durchſuche ſchon alle Häuſer nach dem Luzian Stelzenbacher, ſie nennten ihn einen Hochverräter und wollten den alten Yark von ihm zurückhaben.

Dem Rupert ſein Sonntagsgewand her! Und gleich hinauf in den Wald. Über die Grießelalm in den Rauhgraben! — Das Mädel hat es ausgeſprochen, und ſo haben wir den Luzian wieder müſſen ziehen laſſen. Nicht eine halbe Stunde darauf, und ſie ſind ſchon dageweſen, ihrer acht oder zehn Männer, noch wilder als geſtern. Einer ſetzt mir das Meſſer an die Bruſt: „Pfaff, du weißt, wo er iſt!" Ein anderer ſchwingt den Strick: „Dieſes Ehrenbandel iſt für den Weißen!" Die Ottilie hat der Rupert unter Strohſchaube verſteckt in der Scheune. Mir haben die Wütriche das Bild des Heilands von der Wand geriſſen, vor die Augen gezuckt, ob ich nicht wüßte, daß Chriſtus es mit den Armen gehalten? Ich aber ließe mir von Kapitaliſten den Bauch ſtopfen! Sie wären heute wohl das erſte Mal im Pfarrhofe, aber nicht das letzte Mal . . .! Mit ſolcher Drohung ſind ſie abgezogen. — Und von der Brandſtätte her kriecht der Rauch.

Das iſt geſchehen am 23. und 24. Juli 1889.

Bei dem Schneewetter am Tage der Himmelfahrt Chriſti iſt es geweſen, daß im Rauhgraben das Weib des Steinhanſels von der Thür bis zum Ziegenſtall den Schnee wegſchaufelte, und dabei plötzlich in Ohnmacht zuſammenfiel. Der Hanſel war mit den Söhnen ſchon auf dem Kirchwege, da merkte er es, daß er keinen Roſenkranz in

der Taſche habe, er kehrte um, daß er einen hole und fand das Weib vor dem Hauſe liegen. Seither iſt ſie im Bette, kann den rechten Arm und Fuß nicht bewegen und nicht mehr deutlich ſprechen. Traumhaft redet ſie zuweilen von ihrem Luzian, der ſchon gar lange in Rom beim Papſt ſei. Wenn die Ottilie einmal heirate, oder der Friedel, oder der Steff, da werde er ſchon kommen und ſie zuſammenſegnen. — Mit ſolchen Vorſtellungen unterhält ſie ſich wohlgemut manche Stunde. Ich habe ſie zweimal beſucht und auch verſehen, ſie iſt voller Ergebung in den Willen Gottes, hat mich nur gebeten, es dem Luzian zu ſchreiben, daß er einmal eine Meſſe leſe für ihre arme Seele.

Als der Luzian ſich flüchten mußte, da iſt er über die Alm glücklich in den Rauhgraben gekommen. Die Ottilie iſt, vom Rupert begleitet, dann auch hinaufgegangen, daß ſie die Kranke vorbereite. Der alte Franzl ſoll bei der Ankunft ſeines Sohnes nichts geſagt haben als: „Raſt' ein biſſel ab, Luzian."

Die Mutter ſieht ihn und ſagt zur Ottilie: „Ein Holzknecht iſt dort, der wird hungrig ſein. Gieb ihm ein Reindel Milch von der ſcheckigen Gaiß."

Die Ottilie aber hat zur Kranken geſagt: „Mutter, dieſer Menſch kennt den Luzian."

„So," antwortet ſie unter geſchloſſenen Augen, „wie geht's ihm denn?"

„Er wird bald kommen. Dieſe Woche noch. Es kann ſein, daß er morgen kommt und wenn das Gewitter die Stege nicht zerriſſen hat, kann er heute ſchon da ſein."

„Mußt ihm ein gutes Bett herrichten, beim warmen

Ofen," lallt die Kranke. Nach einer Weile hat ſie die Augen aufgethan, den Burſchen ſcharf angeſchaut, ihm die Hand hingehalten und ganz ruhig geſagt: „Grüß' dich Gott, Luzian!"

Der Franzel hält die Kranke eine Weile an der Hand, um ihren Puls zu fühlen und ſagt heimlich zu uns: „Er ſchlägt den Totenmarſch."

Da iſt der Luzian hinausgegangen, und unter den Lärchen ſoll er laut gebrüllt haben vor Herzeleid.

Das kranke Weib hat von dieſer Stunde an nicht mehr viel geſprochen, hat immer geſchlummert, und der Heimgekehrte iſt neben ihrem Bette geſeſſen. Gegen Abend iſt's, daß ſie ſich aufrichtet, ihr Sonntagsgewand verlangt und die neuen Schuhe. Sie müſſe in die Kirche, man läute ſchon zuſammen. Sie wolle zu Luzians Ehrmeſſe gehen. — Eine Viertelſtunde nachher iſt's vorbei geweſen.

Am 27. Juli.

Heute haben wir ſie beſtattet. Kranzjungfrauen haben den Sarg getragen vom Rauhgraben heraus. Alles weiß und in Kränzen und Blumen, ſo daß ich mir gedacht habe, bei den luſtigen Steinfranzelleuten blüht ſogar der Tod wie die Maien. — Unten an der Erzbahn hat der Zug ſtehen bleiben und warten müſſen, ſo ſind die Hunde gefahren in ununterbrochener Reihe vom Stollen her gegen die Hochöfen. Die Mauern des Herrenhauſes haben mit ihren Fenſterhöhlen öde herübergeſtarrt, und dahinter ſteigt noch hie und da ein blaues Rauchbändchen auf.

Auch den Altar in der Kirche haben ſie mit Roſen geſchmückt. Wie ein Frohnleichnamszug kommen ſie herauf mit

dem Sarg aus weißen Tannenbrettern und die Glocken hätten bei einer Primiz nicht feierlicher klingen können, als jetzt. Dieſe Leute aus den Bergen herab ſind voller Andacht, und es iſt faſt wie eine Himmelfahrt, du gutes Weib, nach deinem hochgemuten Leben, nach deinem ſeligen Sterben!

Der Franzel in ſeinem ſchneeweißen Haar, er juchezt zwar nicht, aber er klagt auch nicht, einen betrübten ruhigen Blick legt er hinab ins Grab. Auch die Ottilie hält ſich tapfer, wir wiſſen doch, daß ein Wiederſehen verheißen iſt. — Aber der arme Luzian!

Nicht achtend die Gefahr wegen der Arbeiter iſt er der Mutter gefolgt herab aus dem Gebirg. Aus ſeinem raſenden Schmerze habe ich geſehen, wie ſehr in ihm der Glaube muß Schaden gelitten haben auf ſeiner weltlichen Wanderſchaft.

Wie ich im Gebet für die Verſtorbene noch Weihwaſſer hinabſprenge auf den Sarg, da habe ich etwas Grauenhaftes geſehen. Der Sarg bewegt ſich ganz von ſelber und ſinkt tiefer hinab zwiſchen den Schollen und ſachte fallen die Grabwände ein und der Sarg verſchwindet ganz. — Was iſt denn das, du heiliger Gott! —

Am Nachmittage ſind wir ſelbander hinaufgegangen in den Rauhgraben, die Ottilie und der Luzian haben den Vater begleitet. Ich habe auch mitgehen müſſen und mit ihnen ruhig reden, damit es dem Alten nicht gleich in der erſten Stunde allzu hart in die Seele ſchlägt, wer im Hauſe fehlt.

Um alle ein wenig zu zerſtreuen, habe ich den Luzian veranlaßt, daß er uns ſeine Erlebniſſe erzähle. 's iſt doch

noch der treuherzige Knabe, und ich habe es ja geahnt, daß man vieles wird entschuldigen können. — Im Stifte, meint er, wären im letzten Jahre seine Lehrer nicht gerade mit ihm zufrieden gewesen. Da ist er einmal auf einem Spaziergange nach Sankt Johann mit Fremden zusammengetroffen, und die haben ihm so vieles erzählt von der weiten Welt, daß er ganz unruhig geworden ist. Einer hat immer von der höllischen Ungerechtigkeit gesprochen, die zwischen Armen und Reichen herrscht und daß ein Weltbrand entstehen wird, der die Menschheit wieder reinigt, und daß jeder Christ mitthun muß, um die Unterdrückten zu befreien. Was sich der Junge oft heimlich bei sich gedacht, das war hier ausgesprochen worden, denn das hat mir der Luzian vertraut: der Geistliche hätte nach seiner Meinung heutzutage mehr zu thun, als beten und messelesen, er müsse auch predigen und zwar nicht in der Kirche allein, dahin kommen die Schlimmsten nicht, sondern auch im Wirtshause, auf den Straßen und in den Werkstätten. Und hat sich's geoffenbart, daß mein Luzian im Stifte heimlich Bücher gelesen aus der Bibliothek, die ihn auf solche Sachen gebracht haben. Als darauf die Hauptprüfung nicht glücklich ausfällt und keine rechte Sicherheit ist, wer die künftigen Studien bestreiten soll, da entschließt er sich und springt aus. Nach einem kurzen Besuch im Rauhgraben geht er in die Fremde. Als Bettelstudent über die Alpen, in die Schweiz, den Rhein entlang, durch das deutsche Reich nach Böhmen, wo er zu Reichenberg in einer Tuchhandlung eine Weile Warenträger gewesen ist und dann in einem Comptoir gearbeitet hat. Dort hat er auch seine erste Arbeiterrede gehalten. Später zu Brünn in einer chemischen Fabrik. Hat sich Geld verdient und

erſpart und will es ſeinen Eltern ſchicken, doch ſäumt er mit dem Schreiben, bis er etwas Gutes zu melden hätte. Dann erzählt der Luzian offenherzig von einem jungen Weibe. Bei einer Arbeiterverſammlung nach einer heftigen Rede, die er gehalten, hat ſie ihn angeſprochen: „Stelzenbacher, du gefallſt mir. Willſt mit mir halten?“ Sie ſind eine Weile miteinander gegangen, und wenn er als Redner großen Beifall gehabt, hat ſie allemal geſagt: „Ja, mein Mann, der wird Hauptmann, wenn's los geht.“ Auf einmal heißt es, in Wien wäre gute Arbeit, und die beiden verabreden ſich, nach Wien zu reiſen. Am Tage der Abreiſe kommt er in ihre Wohnung, um ſie abzuholen, und er begeht eine Dummheit. Iſt ganz jäh ein wildbärtiger Menſch da, packt den dummen Jungen am Halſe und ſagt, er könne ihn jetzt erwürgen, wolle ihn aber als guter Kamerad leben laſſen; nur müſſe er zur Buße dafür, daß er ſeine Frau beſucht, das Geld da laſſen. — Ein arbeitsloſer Steinmetz iſt's geweſen (und ſie die Metze), und der junge Tölpel hat noch froh ſein müſſen, heil aus der Höhle zu kommen. Dann hat er das Militärjahr gemacht. Nach demſelben iſt nirgends Arbeit zu finden, und jetzt nimmt er das Erbieten einer Arbeiterpartei an, als ſozialdemokratiſcher Agitator zu reiſen. Um zur Not leben zu können, iſt er in den Arbeiterbezirken umhergekommen und hat geſprochen, wie ihm ums Herz geweſen. Wenn er dann auf ſeinem Lager manchmal darüber nachgedacht, iſt ſein Gewiſſen unruhig geworden. Wenn er zahm und gemäßigt ſpricht, ſo drohen ſie ihm mit Entziehung der „Gage“. Wenn er heftig und leidenſchaftlich auftritt, ſo kommt die Polizei mit dem Arreſt, der ihm öfter als einmal paſſiert iſt. Das Sitzen hat ihn in der Achtung der Arbeiterſchaft

ſtets ſehr gehoben. Den Weißen haben ſie ihn genannt, weil er grundſätzlich keine Schulden gemacht und weil er immer weiße Wäſche getragen hat. So wird er auch in den Torwald geladen. Zuerſt widerſtrebt's ihm, in ſeiner Heimat als Wanderprediger aufzutreten, dann erfährt er, daß die Arbeiterſchaft dieſes Bezirkes eine ſehr bedenkliche Richtung einſchlägt, vielleicht — ſo meint er — könne er beruhigend wirken. Er will einmal für die Vernunft predigen und nicht, wie ſie am liebſten hören möchten, für die Fauſt. Dann ſollen auch ſeine Heimatsgenoſſen — beſonders der Pfarrer — ſehen, wie es mit ihm ſteht. Er iſt ſich ſeiner Sache zwar noch immer nicht ſicher, doch hat er guten Mut und denkt, im Torwald iſt der neue Geiſt eingezogen, der iſt verwirrt, und da heißt es kühn auftreten. „Nun," ſo ſchließt der Luzian ſeinen Bericht, „iſt es umgekehrt gekommen, anſtatt daß ich die Arbeiterſchaft im Torwald belehrt, hat ſie mich bekehrt. Gleich wie ich die liebe Gegend wiederſehe und mich erinnere an die alten Zeiten, iſt mir der Unterſchied aufgefallen zwiſchen der zufriedenen Tüchtigkeit damals und den Beſtrebungen der Sozialdemokraten. Auf der Heimatserde habe ich Kraft gefunden, ſo zu ſprechen, wie es mein Gewiſſen will und ſehe ich endlich klar. — Während meiner Rede in der Eiſenhütte bin ich noch ein Halber geweſen, nun weiß ich's beſſer. Nun weiß ich, daß mit dieſem Volke nichts zu machen iſt. Sie haben meine Abſage. Ich habe mich geirrt, ich kehre zu meinem Ideal zurück, zum geiſtlichen Stande."

Nimmt ihn auf dieſe Rede der alte Franzel bei der Hand und ſagt: „Luzian, meiner! — Wenn die Mutter noch leben thät!"

Ein wenig ſpäter habe ich mich mit dem „Weißen“ zuſammen unter die Lärche hingeſetzt, und habe das Folgende zu ihm geſprochen: „Daß du dich geirrt haſt, Luzian, das kommt mir ſchier ſelber ſo vor. Wenn du aber glaubſt, als Geiſtlicher deinem Ideal leben zu können, ſo irrſt du dich wieder. Kein Menſch kann heutzutage ſo ſchlimm enttäuſcht werden, als ein Weltprieſter, der Ideale hat. Glaube das mir, mein Sohn. Vor Jahren, als dein Abſagebrief ankam, war ich — darf dir's wohl ſagen — empört über dich! Was mir jener Brief weh gethan hat —! Na, 's iſt auch vorbei. Heute willſt du doch wieder in den Prieſterſtand, und heute will ich dich davor warnen. Thue es nicht. Luzian, ſchau auf mich. Mit welcher Zuverſicht bin ich nach Sankt Maria gekommen, daß ich meine Pfarrkinder führe durch ein zufriedenes Erdenleben zur ewigen Seligkeit. Und nun ſtehe ich da wie ein Hirte, dem am Abende die Wölfe in die Herde gebrochen ſind ....“

Weil ich nicht vermag, weiter zu reden, ſo ſind wir nebeneinander ſchweigend dageſeſſen, einer trauriger als der andere. Endlich ſage ich noch: „Und wie mir, ſo geht es in dieſen Zeiten wohl auch anderen meiner Amtsbrüder. Viele ſehen es freilich nicht, verrichten ihre Berufsgeſchäfte, ſpielen Karten und Kegel und leben neben dem Atheismus gemütlich dahin im Angeſichte eines untergehenden Volkes. — Nein, Luzian, ſo einer willſt du nicht werden. — Wer es aber ernſt nimmt, der geht einen Kreuzweg, wie es kaum einen zweiten giebt in dieſer leidensreichen Welt. — Ich ſage es dir, junger Menſch, wenn alle Sünder Gnade finden am jüngſten Tage, wir Prieſter finden keine. Uns ſind die Seelen zur Hut ge-

weſen, wir haben ſie verloren. Uns iſt das Licht gegeben geweſen, und wir ſind dumm geworden."

„Pfarrer!" ruft der Luzian. „Reden Sie nicht ſo, das kann ich nicht hören. Auf Sie paßt es nicht!"

Lege ich ihm meine Hand auf die Achſel und ſage: „Einen guten Weg weiß ich noch. Dort iſt das Licht. Höre mir zu. Oben im Gebirge lebt ein Mann, nur um wenige Jahre älter als du. Sohn des verſtorbenen Simon Eſchgartner. Früher iſt er Holzarbeiter geweſen, jetzt iſt er Hirtner auf der Grießelalm. In unſerem Thale ſcheint ihm die Sonne nicht hell genug. Sein Name iſt Rolf. Laſſe dir von ihm erzählen, und wenn du einmal nicht mehr weißt, was Chriſtentum iſt, dann gehe hinauf zu ihm."

„Herr Pfarrer," ſagt der Luzian zu mir. „Wo wüßte ich einen beſſeren Chriſten, als den Mann, der mein und meiner Familie größter Wohlthäter geworden iſt! Nun bin ich da und weiß nicht, was ich ſoll und bitte Sie von Herzen, daß Sie mich weiſen."

„Ich kann dir keinen Rat mehr geben. Gehe hinauf zum Rolf."

Heute tritt mich ein fremder Herr an, und ob ich nicht der Pfarrer Kneipp wäre? Verwechſelt er mich mit dem ſchwäbiſchen Naturarzt, den er vor etlichen Jahren geſehen hat, und der jetzt ſo viel Gutes thun ſoll. „Er irrt ſich," habe ich geſagt, „ich bin der Wolfgang Wieſer, und was hilft es, wenn man einem tüchtigen Mann ähnlich ſieht, wenn man's nicht iſt!"

Mein Gott, wie glücklich ſind manche Menſchen, ſie leben nicht umſonſt. Mit gutem Beiſpiel allein, das einer

giebt, ist nichts gethan. Bin ich friedfertig, so sind sie streitsüchtig. Bin ich freigebig, so sind sie geizig. Bin ich genügsam, so sind sie gefräßig. Man leistet mit den Tugenden nur ihren Lastern Vorschub. Oder ist meine Demut Hoffart? Was ist es denn, daß mein Mühen im Weingarten des Herrn ohne Segen bleibt?

Mein lieber Thomas von Kempen will mich auch verlassen. Sein Zuspruch ist sonst wie Öl auf brennende Wunden. Aber nicht auf solche! Was sind des Heilandes fünf Wunden gegen die meinigen? Ich opfere mein Leben auf, und die Menschen werden verdammt!

Ich werde doch wissen, was ich höre! Sensen schmiedet er. Habe auch mit ihm gesprochen. Neunhundert Sensen schmiedet er, und der Hammer klappert Tag und Nacht.

Es kommt die große Mahd. Das Gras steht hoch auf allen Wiesen.

Im August.

Aus Pest ist eine ernste Nachricht eingetroffen. Es wird uns allen angezeigt, daß Herr Isidor Ritter von Yark gestorben ist. Der Schreck und die Angst in jener Julinacht haben ihm den Tod gegeben.

Mir ist ein Paket Zeitungen geschickt worden und Geld. In den Zeitungen wird erzählt, was Ritter von Yark für ein bedeutender und edler Mensch gewesen ist. Gute Thaten zu Dutzenden werden aufgezählt, die größte darunter, daß dieser seltene Mann im Hochgebirge eine Wildnis urbar gemacht habe, in welcher vor wenigen Jahrzehnten noch ganz wilde

Tiere und halbwilde Menschen gehaust hätten, heute aber ein von Fremden viel besuchter, moderner Kurort sei und eine große Industrie zum Segen der Einwohner. In einem der Blätter wird rührend erzählt, wie der Mann trotz mancher Gegnerschaften Tag und Nacht bestrebt war, Großes zu leisten, und daß er der aufreibenden Thätigkeit leider viel zu früh erlegen ist.

Für das Geld werden Seelenmessen gewünscht und gelegentlich eine kleine Gedenkrede, damit Torwald auch erfahre, wie gut der nun Selige es mit ihm gemeint. — Die Seelenmessen sollen gelesen werden, für den Verstorbenen will ich beten lassen in dem Sinne, wie es unser Heiland geboten hat.

Das Geld wollte ich an arme Arbeiter verteilen, habe damit aber kein besonderes Glück gehabt. Einem heruntergekommenen, halb siechen Knappen gab ich etwas, damit er seinen Hunger stillen könne. „Hunger habe ich keinen," sagt er, „aber Durst. Und für Durst ist das ein sehr mäßiger Beitrag, ein sehr mäßiger!"

Ein Arbeiterweib mit drei kleinen Kindern, das ich von der Spende beteilen wollte, schrie mir ins Gesicht: Was das für einen Millionär wäre, sieben Gulden! Das wäre ein Spott. Sie lasse sich aber nicht spotten! — Hat mir das Geld aus der Hand gerissen und in ihren tiefen Kittelsack gesteckt.

Schlecht geht es dem Arbeiter Grulin. Er hat in der Julinacht einen Schuß in den Arm bekommen und liegt noch immer auf dem Stroh. Seine Zuhälterin ist davongelaufen und hat ihm vier Kinder hinterlassen. Auch dem habe ich etwas Geld geboten und ihn gebeten, mir ein oder zwei Kinder anzuvertrauen, ich fände vielleicht gute Men-

ſchen, die für ſie ſorgen wollten. „O Pfaff!“ ſagt er lachend, „mich köderſt du nicht. Meine Kinder werden zu Sozialdemokraten erzogen. Das Geld kannſt übrigens hergeben, danke ſchön. Und du gehe nur zu deinen Bauern.“

Sie nehmen mich nicht an. Mein geringes Werk nicht und das Wort Gottes nicht von mir. — Zu meinen Bauern! Wo ſind ſie denn? Vielleicht in den Schluchten oben, an den Wänden, im Eiſe. Mit der Laterne möchte ich ſie ſuchen. Wie man verlorne Seelen ſucht, ſo möchte ich ſie ſuchen alle Stund' bis zum jüngſten Tag.

Vom Ritter Joſef iſt dieſer Tage an den Verwalter der hieſigen Gewerkſchaften ein Schreiben eingelangt, welches eine große Veränderung hervorrufen wird im Torwald. Alle Arbeiter, welche nicht hierher zuſtändig ſind, werden ſofort entlaſſen. Im Betriebe bleibt nur die kleine Eiſenhütte und das Bergwerk.

Mein Gott, auch das Bergwerk! Wenn er noch einmal herkäme, ich wollte ihn kniefällig bitten. — Der junge Herr wird wohl nicht mehr oft nach Torwald kommen, und das iſt auch gut.

Wenn es nur reden wollte, das Mädel! Daß man ſie doch wenigſtens auszanken könnte! — Sie denkt noch an ihn. Und da ſie ihr Geheimnis vor mir verhüllen zu müſſen glaubt, ſo wird ſie allmählich anfangen, mich zu haſſen. Und weiß es doch ſo gut wie ich, daß es nicht ſein kann. — Es iſt wohl ein hartes Kreuz mit der Liebe!

Er ist ja gar nicht zuständig hierher, dieser Mathias Spatzel, genannt der Holz-Hoisel. Warum geht er denn nicht? Andere der Entlassenen haben sich bereits verzogen, der Hoisel streicht noch umher im Thale. Einer Andeutung nach merke ich, daß er dem Mädel wieder nachstellt. Mancher schlimme Geselle ist umgegangen zu Sankt Maria, so unheimlich wie dieser ist mir keiner gewesen.

Er soll geäußert haben, der Hirtner Rolf, sein Nebenbuhler, würde übers Jahr aus der Erde grünen.

Am Stege steht das arme Weib. Ich reiche ihr im Vorübergehen flüchtig die Hand: „Grüß Gott, Mutter, auf Wiedersehen morgen!" Und das ist nicht wahr, morgen reise ich in die Hauptstadt, um Domherr zu werden. Und jetzt habe ich nicht Zeit, die Mutter über den Steg zu führen, weil ich in die Kirche hinauf will, um zu beten. Sie steht zitternd und tastend auf dem schwanken Brett. Das Wasser rollt schwer darunter hin. Ich gehe vorwärts, um den Schöpfer zu grüßen am Altare. Wie ich wieder umschaue, ist die Mutter verschwunden ....

Wer so träumen kann, der steht nicht mehr in der Gnade Gottes.

All meiner Tage bin ich nicht krank gewesen und weiß nicht, was das jetzt ist. Zum Ersticken ist mir manchmal, als ob die Lunge bersten wollte. Wie mit eisernen Reifen ist die Brust umklammert, aus allen Poren dringt der Schweiß, die Glieder zittern und sind schwach zum Umfallen. — Und dann ist's wieder vorüber.

Wie süß wäre das Heimgehen mit dem Bewußtsein, das irdische Tagwerk erfüllt zu haben! —

Bim, bim, bim, bim!

Hämmern thut's Tag und Nacht in der Schmiede, und sie hören nichts. Der Simon hat mir's anvertraut. Die Sensen sind bald fertig. Die Männer kommen. Sie kommen von allen Seiten.

Am 1. September.

Heute ist der junge Herr von Yark auf einmal vor mir gestanden im Pfarrhofe, nach dem Gottesdienst. Er trägt ein schwarzes Kleid und schwarze Handschuhe. Zuerst glaube ich, es ist der Abschiedsbesuch. Das ist umgekehrt. Er ist nun Herr der Besitzungen im Torwald und will dableiben für immer. Das Herrenhaus will er wieder aufbauen lassen. Er spricht so nebenbei davon, als ob es ein Geringes wäre. Auch von den Arbeitern spricht er, aber mit einer unglaublichen Gelassenheit, als ob sie ein seelenloses Element wären, nicht seine Feinde bis aufs Messer. So viele Unbefangenheit und Selbstüberwindung hätte ich ihm nicht zugetraut. Gerade, als ob es mit dem Brennen und Plündern seine Richtigkeit hätte, wie mit Sturm, Hagel und Überschwemmung. Dann redet er von seinem Vater, aber ohne jede Anspielung auf die Julinacht. Dann steht er vom Sitze auf und sagt, er habe mir etwas abzubitten, es sei eine große Taktlosigkeit begangen worden, aber ohne sein Wissen. Die Zeitungen mit den Nekrologen — ich möchte nicht an sie denken. Er wolle gut machen so viel als möglich.

An seinem guten Willen wird man nicht zweifeln dürfen, er ist in vielem das Gegenteil von seinem Vater. Diese Rasse bringt so merkwürdige Gegensätze hervor, sie hat der Menschheit den größten Fluch gebracht und den größten Segen.

Wie er endlich fortgehen will, bleibt er immer noch stehen und geht nicht. Schon legt er die Hand an die Thürschnalle und zieht sie wieder zurück, dann streicht er mit zitternder Hand sein Bärtlein und bittet mich um etwas. Und bittet mich um etwas Großes — um die Taufe.

„Gehet zu Johannes in der Wüste!"

Es ist aber sein heiliger Ernst. „Für andere Vorteile," sagt er, „habe er sie abgelehnt, doch für diesen Preis ...."

„Gewiß, gewiß, Herr," sage ich gleich, „für den Himmel ist kein Preis zu hoch. Aber wollet Ihr das Sakrament nicht lieber in Alpenzell empfangen? Der Prälat wird sich die Ehre nicht gerne entgehen lassen wollen."

„Herr Pfarrer," spricht er darauf, „wir beide sind von leeren Höflichkeiten nie ein Freund gewesen. Ich will ein Pfarrkind von Sankt Maria werden, und Sie sollen mir die Taufe spenden. Ich bitte darum. Ich bitte darum von ganzem Herzen."

Am 8. September.

Taufpate ist der Oberlehrer Sandor Ulaky. Die Leute machen ihren Spaß. Der Schulmeister, sagen sie, sei doch noch immer der Stärkste im Torwald, weil er den Millionen schweren Herrn von Yark aus der Taufe heben kann.

Die Gemeinde hat ein Taufgeschenk bekommen, und zwar das Kurhaus mit viel Grund und Boden und Fonds als Stiftung für eine zu errichtende Landwirtschaftsschule. Viele Menschen sind anwesend, und es ist eine große Freude.

Und so habe ich ihn getauft in unserer ehrwürdigen Pfarrkirche am Festtage Maria Geburt, um sechs Uhr Abends. Und ist ein Erdbeben gewesen, daß alle Fenster klirren, und die Scheiben sind zersprungen. Mörtel ist herabgefallen von den Wänden. Die Ampel mit dem ewigen Licht hat lange hin und her geschwungen und hat nimmer wollen zur Ruhe kommen.

Wir gehen herab durch den Wald, wir gehen Arm in Arm, der Josef und ich, wir sind ja Brüder geworden. Und schreit es auf einmal hinter dem Fichtenbaum: „Wasch' dich, wie du willst, du bleibst doch, wer du bist!" Kracht ein Schuß, und zuckt mein Josef ein wenig zusammen.

Den Thäter hat man auf der Stelle abgefangen.

Beim Neuwirt ist der Josef vier Tage lang gelegen. Am fünften ist er zu mir gekommen, der rechte Arm ist noch verbunden. Er ist aufgeräumt, aber feierlich, daß ich erschrecke.

„Jetzt, mein lieber Pfarrer," sagt er, „jetzt will ich zu dieser rechten Hand, die geblutet hat, um die Braut werben. Jetzt bin ich arm, denn mir ist das Haus niedergebrannt, jetzt bin ich krank, denn mir ist der Arm durchschossen, jetzt bin ich des gleichen Glaubens mit dir und meiner Ottilie."

„Des Weibes wegen haſt du dich taufen laſſen? Wehe dir, dann biſt du kein Chriſt.“

„Heißt es nicht in der Schrift: Wer getauft iſt?“

„Es heißt, wer glaubt und getauft iſt.“

„Kann der Glaube nicht durch die Liebe erſetzt werden?“

„Durch die Nächſtenliebe etwa? Durch die Liebe zum Weib nie.“

Da wird er zornig und ruft aus, er habe nun alles gethan, was Geſetz und Kirche verlange und was in ſeiner Macht ſtehe, und wer denn jetzt noch das Recht hätte, ſich zwiſchen zwei Menſchen zu ſtellen, die beiſammen ſein wollen! Wenn es dem Vater recht iſt und den Geſchwiſtern?

„Und denen iſt es recht?“

„Der alte Franzel hat mir die Hand auf dieſes Haupt gelegt. — Und du biſt immer noch dagegen, Pfarrer? Da iſt nicht mehr eine harte Satzung Schuld, da iſt es ein hartes Herz.“

Weil er es in großer Leidenſchaft hervorſtößt, ſo ſage ich: „Wenn du Chriſt biſt, ſo bekenne es in deinen Werken. Sei ſanftmütig.“

Und habe ihn ſtehen gelaſſen und bin in die andere Stube gegangen und habe mir die Lippe zerbiſſen vor Schmerz, daß ich meine Ottilie nun ſollte verlieren müſſen. Dieſes junge, treue, unſchuldige Menſchenkind — die einzige Freude, die dem alten Wolfgang noch geblieben iſt.

Wenn du ein katholiſcher Chriſt willſt ſein! Einfältiger Pfarrer, trage dein Herz hinauf zur unbefleckten Jungfrau und Mutter Gottes Maria!

Sie rotten sich wieder zusammen, die Arbeiter. Im Wirtshause zu Sankt Johann ist ihr Standquartier, von dem aus sie mit großen Massen in Verbindung stehen. Es soll das Wort gefallen sein, in der Alpenzelle (sie meinen das Stift) wolle man einmal den Honig ausheben und denen vom Torwald müsse demnächst ein großes Nachtlicht angezündet werden.

Beeile dich, Schmied. Bim, bim, bim, bim! —

Nur zu stark mußt du nicht hämmern, sonst stürzen die Berge ein. Weißt du was? Ein gülden Ringlein, wenn du schmieden wolltest . . .

Es war ein goldhaarig Mägdelein,
Das hatt' einen schwarzen Buhlen . . .

Heute ist ein gar hoher Herr bei mir gewesen. Mein seliger Bischof. In Purpur und goldener Kette steht er vor mir.

„Wie kann denn das sein?" frage ich ihn, „Excellenz sind ja schon gestorben."

„Eben darum, mein lieber Wolfgang," antwortet er, „im Leben habe ich's leider versäumt, heraufzukommen . . ."

Ist da ein Gendarm und fordert Seine Gnaden auf: „Einfahren!"

Sagt mein Bischof zu mir: „Was kann ich machen. Hab' Weib und Kind . . ."

Und fährt ins Bergwerk.

Jetzt habe ich sie. Am Ampelstrick hat sie genagt! Den Ampelstrick hat sie wollen abbeißen! Da hat ihr der

Karl eine Falle geſtellt und ſie iſt hineingegangen. Jetzt hockt ſie da in der Drahthaube und ſpitzt den Kopf und guckt mich mit ihren Äuglein neugierig an, was ich mit ihr wohl machen werde. — Was ſoll ich denn machen mit dir? Dein Unrecht will ich dir vorhalten. Daß es dich ſo nach dem heiligen Öl dürſtet! Es wäre ja ſchön, aber ich glaub' dir's nicht. Dir geht's nicht um das Seelenbrot. Dein Wamſtlein willſt du mäſten. Und dafür iſt auch Speck gut. Da haſt einen. Speck ſo viel du willſt, aber das arme Kirchenlichtlein laß uns in Frieden.

Wie? Die Torwaldleute willſt du glücklich machen? Dumme Maus.

Ich glaube es nicht. Sie ſagen, daß es der Holz-Hoiſel geweſen wäre, und ſie ſagen, daß ihm der junge Ritter die Hand gereicht hätte. Unſer Chriſti-Heiland hat's zwar ſo geboten, aber kann man's denn glauben? Kann man ſo was denn glauben, heutzutage, wo es als die fürnehmſte Tugend gehalten wird, den Feind zu vernichten!

Mein Gott, wie glückſelig, wenn noch einmal die Liebe käme zu den Menſchen, bevor ich muß ſchlafen gehen!

Iſt der Joſef in den Arreſt gegangen, um den Übelthäter zu ſehen. Hat ihn gefragt: „Menſch, was habe ich dir gethan, daß du auf mich geſchoſſen haſt?"

Fängt der Hoiſel an zu beteuern, er wiſſe nicht warum, er ſei wahnſinnig, des Pfarrers Mädel habe ihn wahnſinnig gemacht, denn ſie laufe vor ſeiner davon, ſie laufe den vornehmen Herren nach und darüber habe er vor lauter Zorn ſo gezittert, daß das Gewehr losgegangen iſt.

Und ſagt der Joſef: „Alſo aus Eiferſucht iſt es geſchehen. Ich verſtehe das. Im Zorn haſt du gezittert, und da iſt das Gewehr losgegangen und jetzt wollen ſie dich richten. Nein, Freund, das ſollen ſie nicht. Was kannſt du für die Liebe! Was der Menſch aus Liebe fehlt, das ſoll man ihm nicht aufmeſſen. Siehſt du, mein Arm iſt ſchon ſo weit heil, daß ich dir die Hand reichen kann. — Willſt du auswandern, ſo gebe ich dir gerne die Mittel dazu, denn in dieſer Gegend wirſt du jetzt nicht mehr bleiben wollen.“

Auf dieſes gute Wort ſagt der andere: „Wenn ſich der Herr vor mir fürchtet, ſo ſoll er gehen. Ich bleibe da.“

„Thue wie du willſt,“ ſpricht der Joſef. Und an dieſem Tage iſt der Mathias Spatzel freigelaſſen worden.

In der Beichte hat der nicht können losgeſprochen werden, und jetzt iſt er losgeſprochen worden ohne Beichte. Vom Moſaiten.

Bin ich zu ihm gegangen: „Joſef, du weißt, daß mir die Taufe allein nicht genügt hat. Jetzt iſt es anders, Joſef. Ich habe geſehen, daß du wahrhaftig ein Chriſt biſt, denn du haſt gelernt zu verzeihen. — In des lieben Gottes Namen, nimm ſie zu deinem Weibe.

Das iſt geweſen am Tage des heiligen Apoſtels Matthäus 1889.

In ihr iſt etwas! Mit ihren Vorderbranklein greift ſie manchmal ans Drahtgitter und ſchaut zwiſchen den Drähten heraus. Sie pfeift und ich verſtehe ſie recht wohl. „Bin doch fleißig in die Kirche gegangen!“ ſagt ſie, „und jetzt will man mich habern. Schützen Sie mich, Pfarrer! Halten Sie ihnen doch das Wort Gottes vor!“

Wen höre ich denn?

Ganz allein bin ich in dieſem alten Hauſe und fürchte mich vor den Mäuſen.

Es war ein goldhaarig Mägdelein,
Das hatt' einen ſchwarzen Buhlen,
Der hat ſie um Vater und Mutter gebracht
Und ihr die Lieb geſtohlen.

Der hat ſie auf ſchwarzem, feurigem Roß
Ins Morgenland getragen.
Aufs Jahr that im ſteinigen Kidronthal
Ein einſamer Hügel ragen.

Zu Hohenmauth hat einmal ein alter Kaplan gelebt, von dem geſagt wurde, daß er bei der Meſſe die Hoſtie nicht habe heben können. Immer hub er das Gebet an, immer beugte er das Knie und wollte die Arme heben und verſuchte es, und hat nicht können. Die Glieder haben ihm gezittert, der Schweiß iſt ihm geſtanden im Angeſicht, und endlich hat er mit Seufzen und Stöhnen die Laſt des heiligen Brotes gehoben. — Eine ſchwere Sünde ſoll er auf der Seele gehabt haben, ſagen die Leute.

Geſtern bei der Meſſe iſt mir ein Ähnliches begegnet. Als ich das Heiligſte in der Hand halte, um es emporzuheben, gleichwie ſie den Herrn mit dem Kreuze einſt gehoben haben, da höre ich wieder den Simon hämmern, und ſind mir die Arme lahm. Ich kniee nieder, ich bete, ich verſuche es noch einmal und weiß nicht, wo ich bin. Der Karl hat mich in die Sakriſtei geführt, da iſt mir ein Schaudern durch den Leib gegangen.

Erbarme dich meiner, o allmächtiger Gott!

Ich kann nicht mehr Meſſe leſen, es krachen die Wände. Das arme Mäuslein hat er gefangen, und die ſchwarzen Vögel läßt er herumflattern in der Kirche. Durch die Spalten fliegen ſie herein und löſchen das Licht aus. Die Liebe kommt nimmermehr und es wird eine große Finſternis ſein auf Erden.

Dominus vobiscum!

Sitze ich oben beim heiligen Joſef und höre zu, was ſie machen drinnen im Berge. Pochen und rollen und donnern, ganz hohl, ganz hohl, und es zittert der Erdboden.

Und ſteht der Hoiſel da, jählings aus dem Buſch geſprungen und taumelt gegen mich her. Und ſchreit mich an: „Warum haſt du dem Juden das Mädel gegeben? Du biſt kein Pfarrer, du biſt der Judas Iskariot. Gegen deiner bin ich ein Heiliger, wenn ich auch die Alte umgebracht habe, und die andern auf der Alm oben, und den jungen Herrn. Gegen deiner bin ich ein Heiliger, du Judas!“

Und ruft hinter dem Baum eine Kinderſtimme: „Dem Juden haſt das unſchuldige Blut verraten!“ Und rufen viele Stimmen von oben und von unten her: „Das Mädel haſt verthan, das Chriſtenkind! Pfarrer willſt ſein, und giebſt deine Seelen den Juden hin. Die Seelen und die Leiber. — Hörſt du es brüllen in der Erden! Da drinnen ſind ſie alle beiſammen und warten deiner! In die ewige Hölle wirſt fahren mitſamt deiner Kirche!“

Sie ſind hinter mir, ich gehe wie gehetzt herum, ſie ſind hinter mir. — Simon, biſt du fertig? Heerſcharen

mit Fahnen und Senſen, kein Menſch kann ſie zählen, ſo viele! Und halten Gericht über uns alle! — — Mädel, und du flichſt den Myrtenkranz, und du kannſt ſo luſtig ſein! Freilich luſtig ſein, wenn morgen Hochzeit iſt!

Kornſtock! Unſterbliche Künſtler, wir zwei! Du das Hemd des Glücklichen, ich Herzklopfen und Hammerſchläge. Der Kimpelſchmied ſoll den Dudelſack blaſen. Bläſt er? — Drei Burſchen, die zogen zum Jahrmarkt hinaus, juchhe!

Mein Vater iſt ein Gärtner geweſen. Den möchte ich doch einmal fragen, ob ſie ihm auch in den Garten geſtoßen ſind.

Am Tage des jüngſten Gerichts.

Hilferuf an meinen Biſchof.

Zu Euch, zu Gott und allen lieben Heiligen rufe ich um Hilfe in meiner Not. Ihr habt mich allein gelaſſen, und es herrſcht ein Schrecken im Torwald, wie er vor dieſem Tage nie geweſen iſt.

Sie haben mich verfolgt mit Fluch und Feuer, mit dem Interdikt. Weil ich ein Verräter bin, ſie ſagen es — richtet Ihr mich! Ich bin geflohen in die Kirche, ſie haben ans Thor gepocht mit Hammerſchlägen, ich bin heraufgeſtiegen in den Turm, wo die metallenen Glocken ſind, die nimmer läuten dürfen. Ich ſchaue zu den Turmfenſtern hinab in das Thal. Die Männer ziehen mit ihren Fahnen, mit ihren Flammen, mit ihren Senſen, mit ihrer Gier umher, ſie legen Zunder in die Hütten und werfen Bomben in die Gebäude, daß ſie krachend auseinander ſprühen. Die

Weiber huſchen halb gebückt dahin, haſten in die Häuſer, zuerſt ſcheu, vorſichtig, dann in heißem Hunger nach Raub, brechen mit klingendem Eiſen Kiſten und Käſten auf, bis der ſchwarze Rauch und das rote Feuer ſie verſcheucht. Es iſt Nacht geworden, und die Nacht will nimmer enden. Das alte Schmiedhaus, es brennt lichterloh ohne viel Krachen nieder, und mitten im Feuer hämmert der Hammer. Der Neuwirt treibt ſeine Knechte vergebens mit dem Revolver an, Waſſer auf die Dächer zu tragen. Das Kurhaus iſt ein brüllender Pfuhl, ſeine Schindeln fliegen wie feurige Schwalben über die Dächer hinweg, und eines um das andere flammt jählings auf wie von ſelber. In Unterſchuttbach blühen bis zum Firmament rieſige Roſen auf, in Oberſchuttbach ſteigt eine einzige Feuerſäule gegen Himmel, ſie iſt groß wie das flammende Schwert Michaels, des Erzengels im Paradieſe. Alles im Feuer, die Felſen leuchten in greller Glut herab, unermeßlicher Rauch qualmt wie ein rotes Gewölbe. Und die Wahnſinnigen raſen im Thale auf und ab, ein helles Siegesgeſchrei tragen ſie her über ihren Häuptern. So ſehr zittern die heißen Lüfte, daß meine drei Glocken leiſe klingen in ihren Reifen. Rauchwirbeln dringen zu den Fenſtern herein und praſſelnde Funken. Ich eile niederwärts in das ſchützende Kirchengewölbe; die Heiligen ſtehen alle in rotem Schein; in meiner unendlichen Angſt knie ich nieder vor dem Bildnis Mariens mit dem Kinde Jeſu. Dieſes iſt ſonſt immer aus dem Bilde gleichſam auf mich zugegangen mit dem Kreuze und liebreich lächelnd — heute zuckt der kleine Heiland wie erſchrocken zuſammen und wendet ſich ab vor dem, der ein unſchuldiges Chriſtenkind hingegeben hat an einen von jenen, die ihn gekreuzigt haben ...

Da klingen hell die Glocken, am Ampelstrick laufen Mäuslein auf und nieder, in den Fenstern blühen die Rosen des Morgens, das Kirchenthor öffnet sich weit und unter jauchzendem Spiele reigt ein Hochzeitszug herein. — Die ganze Gemeinde ist da und die roten Hochzeitsbänder an ihrem Gewande sprühen Funken wie lohendes Eisen. Der Rolf hat ein Kleid von eitel Sonnenstrahlen, und die Ottilie schwebt wie ein weißes Wölklein herein neben ihrem Bräutigam, dem Josef. Schwarze Engel mit Fledermausflügeln halten in silbernen Schalen zwei goldene Ringe, um das Paar zu binden mit solchen Ketten. Tanzet, tanzet, ihr Englein alle, ihr lustigen Gäste, ihr Leuchter auf dem Altare — und du Kruzifix vor dem Tabernakel. Vom Gewölbe fällt Erde, aus den Tiefen krachen die Wetter. Die Toten, die im Thale auf Hunden aus dem Erzberg gefahren, sie rollen auf Hunden hier zum Thore herein in langen Reihen und tanzen mit uns. Die Steinplatten bersten unter den Füßen, die Wände krachen und wanken, aus Spalten des Bodens lodern Flammen und aufthut sich der Rachen in den feurigen Grund. Im Sturz faßt die Ottilie meinen Arm: „Ich bin dem Fremden gefolgt, so folge du mir!“ und reißt mich mit sich hinab. Im offenen Sarg sitzt ein Weib, mit unbeschreiblichem Vorwurf fragt sie nach ihren Kindern, die sie mir anvertraut. Aus anderem Sarge schreit der Kimpelschmied: „So hast du gewacht, o Seelsorger zu Sankt Maria, daß sie die Grundfesten unserer Kirche haben untergraben!“ Dort auf feurigem Erzflötz tanzt ein munteres Paar, das ist der Lehrer mit der Madame Gortschakoff. Der Ritter von habernden Höllenhunden gehetzt, reitet über zuckende Menschenglieder hin und rumpflose

Köpfe stöhnen: „Verloren, verloren!“ Der krump Christl schürt mit dreispießiger Gabel das Feuer, der Hoisel fleht: „Ich hab's ja gebeichtet!“ und der Peter Heissel wimmert: „Ich werde es nicht wieder thun!“ Abseits am sinkenden Denkstein hockt der Kornstock, klimpert und klappert mit seinen Knochen und singt: „Ich bin ein großer Herre. Wann thun sie wieder juchhezen im Torwald?“ „Nach hundert Jahren!“ lacht die Gralin hervor aus ihrer Truhe und kollert hinab. Und hinab und alles hinab, der Altar, der Taufstein, die Kanzel, die Glocken — alles hinab in den grenzenlosen Pfuhl, in die finstere Ewigkeit . . .

Herr Bischof, bist du noch da? Hast du kein Licht? — Laß dir melden, o Herr, zu Sankt Maria im Torwald ist die Kirche versunken. Die Kirche mitsamt der Gemeinde, den Lebendigen und den Toten. — Aus dem Schlunde steigt ein stiller Rauch, aus dem Schlunde fliegt ein weißes Vögelein . . . Einen Mann mit der Ampel sehe ich wandeln. Ist's der Karl? Ist's der Josef? Oder der Luzian? Ich kann es nicht sehen. — Wie ein roter Stern schwebt das Licht hinauf. Ich folge ihm zagend nach — immer höher in die Wildnis, ins Gebirge mit dem Nordlichtschein. — „Ist's der Rolf?“ rufe ich ihm nach. „Mein Rolf, es ist Nacht, leuchte einem verirrten Mann!“

„Seid Ihr's, Pfarrer? Geht Ihr nicht in die Kirche?“

„Mein Rolf, die Kirche ist versunken.“

„Und Gott lebt noch. Komm, Wolfgang, wir gehen zu ihm.“

„Und die andern, Rolf, die andern? . . .“

Digitized by Google

So endet das Tagebuch des Pfarrers zu Sankt Maria im Torwald.

Die letzten auf Briefpapier geschriebenen Blätter sind aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Ende Oktober 1889 entstanden. Schon vorher wollte man an dem Pfarrer eine auffallende Veränderung bemerkt haben. Im September brach er eine Sonntagspredigt mitten ab, indem er noch ausrief: „Was hilft mein Bitten, die es angeht, sind ja nicht da.“ Dann zeigte er sich beim Messelesen manchmal verloren und verwirrt, hielt oft plötzlich in der heiligen Handlung inne, kehrte sich wohl auch um, starrte die Wände an und horchte. Immer glaubte er, ein Hämmern zu hören. Am ersten Sonntage im Oktober, als er während der Ceremonie den Kelch in der Hand hatte, stieg er mit demselben die Altarsstufen herab und flüsterte dem Kirchendiener zu, daß er es den Leuten sage, sie sollten eilends hinausgehen, der Simon sei schon fertig. Von diesem Tage ging er nicht mehr hinauf zur Kirche. Es war ihm sonst nicht viel anzumerken, nur sprach er davon, daß er leidend sei und bald in ein Versorgungshaus gehen werde. Abgemagert und müde sah er aus.

Der Gutsherr nahm sich jetzt sofort seiner an und wollte ihn zum Gebrauch einer ärztlichen Hilfe veranlassen. Ihm fehle halt ein bischen zu viel, war seine Antwort. Bald darauf war der gute Wolfgang fortgegangen. Er hatte den Pfarrhof verlassen, war gesehen worden auf den Wiesen von Unterschuttbach, am Damme der Eisenbahn,

am Garrenraine des Kurhauſes, an der Brandſtätte des Herrenhauſes. Dann wieder drüben an den Schlackenhügeln der Gewerkſchaft und auf den Schutthalden von Oberſchuttbach. Er ging an ſeinem Stabe langſam umher, ſchaute zu Boden, ſchaute in die Büſche, in die Wäſſer, als ob er etwas ſuchte. Wenn man ihn grüßte oder anredete, ſchaute er betroffen auf, gab keine Antwort und ging weiter. Nächtlicherweile war er geſehen worden in den höher gelegenen Waldungen, wie er mit einer Laterne umherſtieg zwiſchen dem Geſtämme. Faſt unheimlich ſoll es geweſen ſein, wie der Greis mit dem Licht unter den dunklen Bäumen dahinſchwankte immer höher hinauf in die Wildniſſe. Der Gutsherr ſchickte Leute nach ihm aus, ſie fanden ihn nicht, ſahen nur manchmal von Ferne das Sternlein der Laterne flimmern. Aber ein Kräutermann war ihm begegnet, und den ſoll er gefragt haben, ob er keine Seelen geſehen hätte, er ſuche verlorene Seelen.

Und eines Morgens hoch oben auf der Grießelalm. Als der Hirtner Rolf früh morgens aufſtand, um an den Hütten die letzten Einwinterungsarbeiten zu machen, und als er noch in der Dämmerung zur Quelle hinüberging, ſah er unter den Wettertannen ein Licht brennen. Eine Laterne ſtand auf dem Erdboden und neben auf dem Steine ſaß der Pfarrer. Die beiden Hände auf den Stab geſtützt, das Kinn auf die Hände, den breiten Hut tief in der Stirne, ſo iſt er dageſeſſen wie einer der gerade ein wenig einnickt. — Der Hirtner denkt: da iſt er ja wieder! will ihn weiter nicht beunruhigen und ſchöpft leiſe ſein Waſſer. Als die Sonne aufgeht und allmählich emporſteigt über das weite Alpenrund, und der Pfarrer immer noch daſitzt und ſchläft, und am Stamme ein Eichhörnchen

herabkommt, über die Achseln des Ruhenden läuft wie über einen Baumstrunk, und der Pfarrer immer noch schläft, da wird dem Rolf bange. Er tritt hin und sieht daß der liebe Pfarrer Wolfgang gestorben ist. —

— — — — — — — — — — — —

Zu Sankt Maria, am Kirchhofsthore rechts ist das Grab des Mannes, der im Angesichte einer untergehenden Welt gestorben ist am gebrochenen Herzen. Ein steinernes Kreuz ist ihm gesetzt, an dessen Fuß man eingemeißelt eine hängende Ampel sieht als Sinnbild wahren Priestertumes. Am Sockel des Kreuzes stehen die Worte: „Die Liebe ist das ewige Licht.“

Peter Rosegger:
Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat.

Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub.

2. Auflage.

(6.—10. Tausend)

broschiert M. 4.—; eleg. in Leinen geb. M. 5.—.

Der Waldvogel.

Neue Geschichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von Alfred Mailick.

2. Auflage.

(7.—10. Tausend)

broschiert M. 4.—; eleg. in Leinen geb. M. 5.—.

Einige Urteile der Presse:

Die Gegenwart: . . . Es ist recht erfreulich, daß der steirische Dichter, seitdem er seine neuen Schriften in einem reichsdeutschen Verlag erscheinen läßt, auch bei uns ein immer größeres Publikum findet. Es ist das kernhafte Alpenvolk, das uns aus diesen Novellen und Skizzen leibhaftig entgegentritt. Ein so vorzüglicher Erzähler wie Rosegger weiß sein dichterisches Gold dem taubsten Gestein zu entlocken, und gerade bei den unbedeutendsten Stoffen bewundert man seine Alles erklärende Kunst. . . .

Kunstwart: . . . Neues über R.'. Alpengeschichten zu sagen, geht schwer an; ist auch nicht nötig. — Es bleibt eben dabei, ein besserer Volksdichter als Rosegger lebt zwischen uns nicht.

Universum: . . . Man wird nicht müde, dem trefflichen Erzähler zuzuhören. Als wir den Band aus der Hand legten, hatten wir nur den einen Wunsch: möchte der Autor recht bald wieder zum Waldvogel gehen und noch mehr solche prächtige Geschichten hervorbringen.

Straßburger Post: . . . Das ganze Buch bietet eine solche Fülle von Herzerhebendem und Befreiendem, daß dieser neue Band Rosegger wieder eine Perle des Bücherschrankes bildet.

Peter Roseggers

Schriften in steirischer Mundart.

Gesammtausgabe in drei Bänden.

Vor mehr als dreißig Jahren ist Peter Rosegger mit seinen ersten Dichtungen in steirischer Mundart in die Öffentlichkeit getreten. Die obersteirische Mundart war das ureigene Bereich des zu jener Zeit eben aus dem Volke hervorgegangenen jugendlichen Dichters. Die Ursprünglichkeit, die echte Volkstümlichkeit, die Waldfrische und Weltfreudigkeit, die Gemütstiefe und der Humor dieser Dichtungen wurden schon damals allgemein, soweit die Schriften drangen, anerkannt. — Als im Laufe der Jahre die mundartlichen Werke „Zither und Hackbrett", „Tannenharz und Fichtennadeln", sowie „Stoansteirisch" erschienen, steigerte sich die Anerkennung und, nachdem der Dichter persönlich seine steirischen Stücke in Nah und Fern zur Vorlesung brachte und auch andere Interpreten dieselben mit Geschick und Glück in stets weitere Kreise trugen, ergab sich die Notwendigkeit neuer Auflagen.

In Anbetracht dieser Thatsachen haben wir es unternommen, von Peter Roseggers Schriften in steirischer Mundart eine Gesammtausgabe zu veranstalten.

Dieselbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett", „Tannenharz und Fichtennadeln", „Stoansteirisch", erste und zweite Folge, in sich schlossen, sondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entstanden sind und die Zuneigung des Publikums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Roseggerschen Schriften in steirischer Mundart erscheint in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: **„Zither und Hackbrett"**, Dichtungen in gebundener Rede ernster und heiterer Art.

II. Band: **„Tannenharz und Fichtennadeln"**, Geschichten, Sagen, Märchen, biblische Übertragungen und Nachdichtungen humoristischer Art, ferner die „steirischi Londsgeschicht", Natur- und Volksschilderungen u. s. w.

III. Band: **„Stoansteirisch"**, heitere Stücke aller Art, die der Verfasser bei seinen Vorlesungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart ist so gehalten, daß sie dem volkstümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der steirischen Mundart nicht vertrauten Leser wesentliche Schwierigkeiten zu verursachen.

Alle drei Bände sind bereits zur Ausgabe gelangt und beträgt deren Preis broschiert je fl. 2.—, elegant gebunden je fl. 2.50.

Verlagsbuchhandlung „Leykam"

in Graz, Stempfergasse Nr. 4.

Friedrich Spielhagen's
Sämmtliche Romane.

22 Bände.

brosch. M. 58.—; in eleg. Leinenbänden M. 80.—;
in Halbfranz M. 93.—. Jeder Band einzeln brosch. M. 3.—;
in Leinen geb. M. 4.—; in Halbfranz M. 4.60.

Inhalt.

Band	1	Problematische Naturen. I. Teil.	19. Auflage.
„	2	Die von Hohenstein.	9. Auflage.
„	3	Hammer und Ambos. I. Teil.	13. Auflage.
„	4	Hammer und Ambos. II. Teil.	13. Auflage.
„	5	Problematische Naturen. II. Teil.	17. Auflage.
„	6	In Reih und Glied. I. Teil.	10. Auflage.
„	7	In Reih und Glied. II. Teil.	10. Auflage.
„	8	Sturmflut. I. Teil.	10. Auflage.
„	9	Sturmflut. II. Teil.	10. Auflage.
„	10	Kleine Romane. I. Teil.	11. Auflage.
„	11	Allzeit voran.	11. Auflage.
„	12	Was die Schwalbe sang. — Ultimo.	9. Aufl.
„	13	Kleine Romane. II. Teil.	10. Auflage.
„	14	Platt Land.	7. Auflage.
„	15	Angela.	6. Auflage.
„	16	Uhlenhaus.	8. Auflage.
„	17	Quisisana. — Erzählungen.	9. Auflage.
„	18	An der Heilquelle.	7. Auflage.
„	19	Noblesse oblige.	6. Auflage.
„	20	Ein neuer Pharao.	6. Auflage.
„	21	Was will das werden?	6. Auflage.
„	22	Was will das werden?	6. Auflage.

Die „Sämmtlichen Romane" können auch in Wochenlieferungen à 40 Pfg. bezogen werden.

Soeben erschienen:

Friedrich Spielhagen:

Zum Zeitvertreib.

Roman.

broschiert M. 3.—; eleg. gebunden M. 4.—.

In Vorbereitung:

Friedrich Spielhagen:

Mesmerismus. — Alles fließt.

Zwei Novellen in einem Bande.

broschiert M. 3.—; eleg. gebunden M. 4.—.

Ferner erschien von demselben Verfasser:

Stumme des Himmels.

Roman in 2 Bänden. 3. Auflage.

broschiert M. 6.—; eleg. gebunden M. 8.—.

Sonntagskind.

Roman in 3 Bänden. 3. Auflage.

broschiert M. 10.—; in 2 eleg. Leinenbänden M. 12.—.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

JAN 5 - 1933

187